Lessing

3 1761 07355724 1

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/werkehrsgvongeor03less

Lessings Werke

III

LG
L633W.2

Lessings Werke

Herausgegeben von

Georg Witkowski

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Dritter Band

254571
13. 5. 31

Bibliographisches Institut · Leipzig

PT
2396
A1
1911
v.3
cop.2

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Printed in Germany

Mein lieber Herr Eschenburg,

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können.
Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Antheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Aeltere Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wer Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, den die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, u. glauben, daß der gut gewesen seyn müßte, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J***s Geist völlig in dieser Tage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie auch, daß er ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu sichern und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξέρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, wo nur kaum einen Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, wo ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluße; u. je cynischer je besser!
Das Ding über Götz von Berl. ist Vossiweschi. Wenn Sie sonst etwas wüßten haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

Ihr

Wolfe den 26 Octob.
1774.

ganz ergebenster F.
Lessing

Lessings Brief über Goethes „Werther" an Eschenburg.
Nach der Urschrift in der Leipziger Universitätsbibliothek zum ersten Male wiedergegeben.

Mein lieber Herr Eschenburg[1],

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans[2] gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber geniessen können.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hintenher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J**s[3] Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu schützen: und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή[4], welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν[5] antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluße; und je cynischer je beßer!

Das Ding über Götz von Ber. ist Wisiwaschi. Wenn Sie sonst etwas neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

Dero

Wolf.[6] den 26 Octob. 1774.

ganz ergebenster F.[7] Lessing.

---

[1] Johann Joachim Eschenburg (1743—1820), Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig, bekannt namentlich als Shakespeare-Übersetzer. — [2] Die damals soeben erschienenen „Leiden des jungen Werther". — [3] Jerusalems. — [4] Liebeswahnsinn. — [5] „Etwas Widernatürliches zu wagen." — [6] Wolfenbüttel. — [7] Freund.

Rezenſionen.

1748—1765.

Einleitung des Herausgebers.

Seit dem Jahre 1682, dem Beginn der in Leipzig erscheinenden „Acta Eruditorum“, gab es in Deutschland eine literarische Kritik in journalistischer Form. Ihrem ersten, lateinisch geschriebenen und nur für die Gelehrten bestimmten Organ folgten schnell zahlreiche andere in der lateinischen und der Muttersprache, das Gesamtgebiet der Literatur oder einzelne Fachwissenschaften an der Hand der neuerscheinenden Schriften musternd. Seit Christian Thomasius in seinen „Monatsgesprächen“ 1688—89 dem Pedantismus und dem „praejudicium auctoritatis“ (dem blinden Autoritätsglauben) mit den Waffen selbständigen Denkens und scharfen Witzes zu Leibe gegangen war, waren diese kritischen Zeitschriften zu den Hauptorganen der Aufklärung geworden. In den nach englischem Muster entstandenen moralischen Wochenschriften breitete sich die Polemik gegen veraltete und schädliche Zustände und das Verlangen nach intellektueller und ethischer Belehrung über alle Gebiete des Lebens und Wissens aus. In spielender, leichte Anmut erstrebender Form von Briefen, kleinen realistischen Szenen aus dem wirklichen Leben, Gesprächen, Skizzen typischer Charaktere, mit eingestreuten Liedern, Fabeln und Erzählungen in Versen errangen sich diese wöchentlich erscheinenden Familienblätter die größte Beliebtheit bei dem deutschen Mittelstand. Wer vor der Mitte des 18. Jahrhunderts sein Leben als freier Schriftsteller mit der Feder fristen wollte, fand hier den leichtesten und verhältnismäßig sichersten Erwerb.

Christlob Mylius, der Vetter Lessings, hatte in Leipzig bei Gottsched die Handgriffe des populären Journalisten gelernt. Seit 1745 gab er nach einer von dem Meister inspirierten, die Schweizer und alle anderen Gegner Gottscheds täppisch verfolgenden Zeitschrift auf eigene Faust Wochenblätter heraus, den „Freygeist“ und die „Er-

munterungen zum Vergnügen des Gemüths", dann in den Jahren 1747 und 1748 den „Naturforscher", eine physikalische Wochenschrift. Der Titel besagt schon, daß hier vornehmlich naturwissenschaftliche Gegenstände behandelt werden. Aberglaube und Dummheit, Vorurteile und Laster sollen richtigeren Anschauungen von Gott und seiner Schöpfung weichen. Mylius versteht es, den Inhalt mannigfaltig, die Form unterhaltend und erheiternd zu gestalten. Dabei fehlt nicht der Hintergrund einer ernsten und männlichen Gesinnung. Er wagt es, dem verrufenen Atheisten Spinoza Bewunderung zu zollen, die schwatzenden vernunftfeindlichen Kanzelredner zu höhnen, das Recht der freien Forschung gegen orthodoxe Beschränktheit zu wahren.

Im letzten seiner Leipziger Studentenjahre läßt sich Lessing von dem älteren Vetter als Lehrling in das Handwerk des Journalisten einführen. In den „Ermunterungen" erscheint das Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft", anakreontische Verschen bringt dann häufiger der „Naturforscher", wo sie hinter lehrhaften Aufsätzen des Herausgebers mit konventionellem Preise von Wein und Liebe den Ernst hinweglachen. Denselben Ton schlägt der „anakreontische Freund" in zwei an den Herausgeber des „Naturforschers" gerichteten Briefen an (Nr. 1 und 2 der folgenden Rezensionen), den frühesten, noch unselbständigen Zeugnissen seiner Prosa.

Als Lessing 1748 notgedrungen Leipzig verlassen mußte, stellte er sich in Berlin wiederum unter die Leitung des erfahreneren Vetters, mit dem er eine Weile zusammenhauste. Am 8. November 1748 hatte Mylius die Leitung der „Berlinischen privilegierten Zeitung", der späteren „Vossischen", übernommen; seit Anfang 1749 gab er daneben die Wochenschrift „Der Wahrsager" heraus, die aber schon am 15. Mai wegen allzu kecker Scherze über Schulmeister, Dirnen und Theologen das Zeitliche segnen mußte. Von Lessing kann darin höchstens der einzige ernst gehaltene Aufsatz über Freigeister, Naturalisten und Atheisten stammen. Dagegen hat er an der „Vossischen Zeitung" von Anfang an eifrig mitgearbeitet. Im Februar 1751 übernahm er die Leitung der wissenschaftlichen Beilage, der „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", und in demselben Jahre lieferte er vom April bis Dezember unter dem Titel „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" in der Form zusammenhängender größerer Feuil-

letons monatlich erscheinende kritische Aufsätze, Übersetzungen französischer Novellen, Anekdoten, Fabeln und Sinngedichte. Mit Mylius gemeinsam gründete er 1750 die erste deutsche Theaterzeitschrift, die „Beyträge zur Historie und Aufnahme [Hebung] des Theaters". Eine lange Abhandlung von dem Leben und den Werken des Plautus dient der Übersetzung und der darauffolgenden Kritik der „Gefangenen" zur Einleitung. In der Anzeige der „Rede zur Verteidigung der Schauspiele", verfaßt von dem Baseler Theologen Samuel Werenfels und ins Deutsche von einem Amtsgenossen des Vaters Lessing 1750 übersetzt, hebt der spätere Nathandichter den Satz hervor, daß in den Schauspielen selbst die Streitigkeiten unterschiedener Religionen auf das nachdrücklichste vorgestellt werden können. Mit dem vierten Stücke erreichten die „Beyträge" ein frühes Ende. Sie hatten von ihrem allzuviel versprechenden Programm erst einen kleinen Teil erfüllt, aber die Leser waren ausgeblieben. Lessing bemäntelte den Mißerfolg durch das Ungeschick seines einstigen Mitarbeiters, als er 1754—58 eine zweite Zeitschrift derselben Art, die „Theatralische Bibliothek", herausgab. Auch diese brachte es nur auf vier Stücke und konnte so ihre kühne Absicht einer „kritischen Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern" nicht erfüllen. Aber der Gesichtskreis dehnt sich hier über den vorher nur durch die Schriften Voltaires etwas erweiterten französischen Horizont hinaus. Die Spanier, die italienische Commedia dell' arte, das englische Drama treten gleichberechtigt neben den französischen Klassizismus, und die Rechte realistischer bürgerlicher Rührstücke werden verfochten. Diderot ist der Führer, der von hier aus zum bürgerlichen Trauerspiel hinleitet. Und im letzten Stücke der „Theatralischen Bibliothek" kommt es zu der damals kühnen Behauptung, daß Shakespeare, Beaumont und Fletcher, Ben Jonson das englische Theater durch unsterbliche Werke des Genies zum bedeutendsten nach dem griechischen erhoben hätten.

Von solcher neuen Erkenntnis ist in der ersten Periode der Lessingschen Kritik nichts zu spüren. Aus einer erstaunlichen Anzahl von Besprechungen der verschiedenartigsten Bücher, von literarischen Notizen und kritischen Epigrammen heben wir als Nr. 3—34 eine Reihe von Proben heraus, die Lessings literarische Anschauungen und die allzu „witzige" Schreibart dieser Werdejahre genügend darstellen.

Nach dem in Wittenberg mit ernsten wissenschaftlichen Studien verbrachten Jahr 1752 nimmt Lessing in Berlin die kritische Tätigkeit für die „Vossische Zeitung" als ein anderer wieder auf und setzt sie bis zum Oktober 1755 fort. Auch diese Rezensionen (Nr. 35—60) streben noch nach anmutiger Leichtigkeit des Tons. Aber der Witz ist jetzt nicht mehr äußerer Schmuck, sondern Ausdruck bewußter Überlegenheit, gesicherter ästhetischer Erkenntnisse. Voltaire und Diderot bleiben Lessings Führer. Eigenes Denken über die Gesetze der Kunst und über religiöse und philosophische Grundfragen, eine ins Ungemessene gewachsene Belesenheit und der Umgang mit den neu gewonnenen Freunden Ramler, Nicolai, Mendelssohn bereichern und schärfen sein Urteil, das immer mehr von dem subjektiven Eindruck zu philosophisch und historisch gesicherten Grundgesetzen hinstrebt. Besonders bezeichnend dafür ist der Briefwechsel über das Problem des Tragischen, den Lessing in den Jahren 1756 und 1757 mit Mendelssohn und Nicolai führte[1]. Nicolais „Abhandlung vom Trauerspiele" gab den Anstoß dazu. Sie erschien im ersten Stück der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste", die Lessing in den ersten beiden Jahren, 1757 und 1758, in Leipzig überwachte, ohne doch mehr als ein paar kleine Artikel beizutragen[2].

Lessing war ja gerade deshalb von Berlin weggegangen, um der Fronarbeit des Rezensierens endlich ledig zu werden und die Muße freien Schaffens zu gewinnen. Als er im Mai 1758 dorthin zurückkehrte, begann die alte Vielgeschäftigkeit von neuem. Er schuf sich gemeinsam mit den beiden engverbundenen Freunden Nicolai und Mendelssohn ein neues kritisches Organ in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend"[3]. Hier sollte das zahme Wohlwollen der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" durch eine männliche Kritik ergänzt werden, die dem Schlechten und Veralteten rücksichtslos den Todesstoß gab. Im Gedanken an einen Leser wie Ewald von Kleist erfüllte Lessing die ersten Bände des von ihm entworfenen Blattes mit dem frischen, tatendürstenden Geiste der großen Zeit Preußens. Vom 3. Bande an erlahmt seine Teilnahme, und seit er im November 1760 in Breslau der Sekretär Tauentziens wird, verstummt er völlig. Erst als er von neuem, seit Mai 1765, in Berlin weilt, spendet er

[1] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 23*—25*. — [2] Vgl. Nr. 61, S. 99 dieses Bandes. — [3] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 27*—28*.

den Literaturbriefen einen letzten, bedeutsam in die Zukunft hinausweisenden Beitrag.

Die Literaturbriefe sind eine erste Abrechnung der großen, zur Vollendung aufstrebenden Richtung unserer Poesie mit dem, was ihr feindselig im Wege lag. Während die Zeitgenossen meinten, es mit schlechten Übersetzungen, mit steifen Nachahmungen der Franzosen und der wenigen von ihnen unabhängigen deutschen Dichter herrlich weit gebracht zu haben, geißelt Lessing in den ersten fünfzig Briefen die Verdeutschertätigkeit der Bücherfabrikanten, die schwärmerische Schönrednerei des jungen Wieland und seiner in bezug auf Selbständigkeit und poetischen Wert gleich zweifelhaften „Johanna Gray", die Vielschreiberei seines böswilligen Gegners Dusch, die armselige, fromme Beschränktheit Cramers und seines „Nordischen Aufsehers", der zugleich für die Unzahl der anderen moralischen Wochenschriften einstehen muß, die unklare Zeichnung der Gestalten des „Messias" und die geistlichen Lieder Klopstocks, die so voller Empfindung seien, daß man oft gar nichts dabei empfinde, Gottscheds Mühen um das deutsche Theater und sein Eintreten für die Franzosen und höhnt den alten Bodmer, der sich allzu kühn Lessing mit einer Parodie der Prosafabeln[1] zum Kampfe gestellt hat.

Es war ein Gericht, nur demjenigen vergleichbar, das vierzig Jahre später Schiller und Goethe in ihren „Xenien" vollzogen, und von ähnlicher reinigender Wirkung. Zukunftsträchtig, produktiv sind Lessings Literaturbriefe wie keine früheren Erzeugnisse der deutschen Kritik. Aber der Autor steht noch fest auf dem Boden einer Kunstlehre, die mit der wägenden Kraft des Verstandes durch logische Operationen das Wesen künstlerischen Schaffens und Genießens erschließen zu können meint, unterstützt von einem an den großen, für alle Zeit mustergültigen Alten gesicherten Geschmack. Dadurch wird er nicht nur befähigt, den Volksgenossen, die es mit ihren schlechten Übersetzungen und Nachahmungen fremder Vorbilder so herrlich weit gebracht zu haben meinen, den Unwert ihrer vermeintlichen Leistungen zu zeigen, — auch in die Gefilde einer freien, den geheimen Untergründen der Persönlichkeit allein entspringenden

[1] Vgl. S. 342 dieses Bandes, Z. 17 ff.

Leidenſchafts- und Gefühlskunſt, zum Volkslied, zu Hamann und Herder, zum Sturm und Drang führen Wegweiſer der Leſſingſchen Literaturbriefe. Denn jenes höchſte kritiſche Vermögen, das an das produktive Genie grenzt, iſt dieſem auch darin verwandt, daß es die Grenzen der bewußten, verſtandesmäßigen Urteile überſchreitet und mit den Organen intuitiver Erkenntnis in das Bereich der Ahnungen, der Stimmungen, der unwägbaren letzten Kunſtwerte hinabtaucht und dort Schätze entdeckt, die dem prüfenden Verſtande allein verborgen bleiben.

Mit den „Literaturbriefen" endigt Leſſings Laufbahn als Rezenſent, von vereinzelten ſpäteren Beſprechungen abgeſehen. Die letzten großen Leiſtungen ſeiner Kritik, „Laokoon" und „Hamburgiſche Dramaturgie", ſchließen ſich in den folgenden Jahren unmittelbar an und krönen das kritiſche Lebenswerk Leſſings.

1.

Herr Naturforscher!

Ich habe alle Ihre Blätter bishero gelesen, weil ich Ihr Freund bin. Ich kann es leicht erraten, daß Ihnen diese Ursache nicht allzuwohl gefallen wird. Schlecht genug! werden Sie sagen, daß es bloß aus Freundschaft geschehen ist. Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind. Nun gut, gut! erzürnen Sie sich nur nicht! Ich habe das letzte noch nicht geleugnet, da ich Ihnen das erste von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und schön sein. Muß ich sie aber deswegen lesen? Ich müßte viel Zeit auf das Studieren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieser Gattung lesen wollte. Was ich lesen soll, muß mich vergnügen können. Sie wissen schon, was ich unter dem Worte *vergnügen* verstehe. Und in diesem Verstande, ich sage es Ihnen unter die Augen, fehlt es Ihren Blättern noch sehr an dieser, zur Erhaltung meines Beifalls notwendigen Eigenschaft. Ich merke, ich bin nun ziemlich nahe bei dem Zwecke meines Briefes. Ich wollte Ihnen nämlich schreiben, Sie sollten sich gefallen lassen, mich künftighin entweder nicht mehr unter Ihre Leser zu rechnen, oder in Ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurz, mehr von dem anzubringen, was mich und meinesgleichen vergnügen kann. Sie schreiben zu trocken. Wo hat denn jemals Anakreon so geschrieben? Ich weiß wohl, Anakreon war kein Naturforscher, und Sie als Naturforscher wollen kein Anakreon sein. Wenn ich nun aber alle andere Skribenten, ausgenommen die anakreontischen, mit Verdruß lese: wollen Sie denn, daß ich Sie auch mit Verdruß lesen soll? Entschuldigen Sie sich nur nicht mit der Trockenheit Ihrer Materie. Wenn Sie nur wollen, sie wird Ihnen oft genug Gelegenheit geben, die feinsten

Scherze von Liebe und Wein anzubringen. Gesetzt aber, dieses wäre wider Ihr physikalisches Gewissen: nun wohl! so tragen Sie es einem andern auf, dessen Gewissen nicht so zärtlich[1] ist. Wenn Sie mir ein gut Wort geben wollten, vielleicht täte ich es selbst und teilte Ihnen dann und wann meine Einfälle mit. Sie möchten nun so schlecht sein, als sie wollten: soviel würden Sie doch dadurch erlangen, daß ich einer von Ihren Lesern bliebe. Denn, es Ihnen nur im Vertrauen zu gestehen, ich ese mich selbst gar zu gern. Wollen Sie etwan eine Probe von meiner Arbeit sehen? Hier ist eine[2]. Ihr viertes Stück hat mir den Stoff dazu gegeben. Ich bin ꝛc.

L.

2.

Mein Herr!

Die Griechen und die Römer ziehen wider Sie zu Felde, wofern Sie noch mehr anakreontische Freunde zu Mitarbeitern annehmen. Der Beifall unserer witzigen Jünglinge wird Sie nicht vor dem Zorne schützen, den Sie bei den Verteidigern der Alten erregen. Die ersten fangen zwar an, Ihre Blätter, wie die Ebräer, von hinten zu lesen, damit ihnen die artigen Briefe Ihrer Korrespondenten zuerst in die Augen fallen; allein die griechischen Gelehrten unserer Zeiten verschwören es, eine Zeile von Ihnen anzusehen, wofern Sie nicht dem Anakreon eine Ehrenerklärung tun lassen. Ist denn nun aber die Beleidigung so groß, die am Ende Ihres achten Stückes diesem Dichter widerfahren ist? Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, wenn Sie nur die Worte selbst mit ihren Folgen in Erwägung ziehen. Anakreon, der grundgelehrte Anakreon, den Fontenelle[3] den größten Philosophen mit Recht an die Seite stellet, soll ein bloßer Witzling und kein Naturforscher gewesen sein? Um der Musen willen! das ist zu viel. Das ist eine Lästerung wider das ganze Altertum, die nicht ungeahndet bleiben kann. Denn,

[1] Zart, empfindlich. — [2] Die Gedichte „Die drei Reiche der Natur" und „Die Wetterprophezeiung" (Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 82 und 104). — [3] Bernard le Bovyer de Fontenelle (1657—1757), zu seiner Zeit sehr angesehener französischer Populärphilosoph.

nur eins zu gedenken: wer hat wohl jemals unter allen Menschen die Natur des Weines und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht, als dieser alte Jüngling? Und wer hätte wohl über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams, der Lotusblätter artiger und scharfsinniger philosophieren können, als er, der an Feinheit des Geschmacks und an langer Erfahrung die stärksten Weltweisen übertraf? Soll ich noch mehr Gründe anführen, Anakreons tiefe Einsicht in die Naturlehre zu beweisen, so erinnern Sie sich nur seiner neunzehnten Ode[1]. Darinne liegt ein ganzes Königreich von Wahrheiten verborgen. Einer von meinen Freunden verfertiget ein philologisch-kritisch-historisch-philosophisches Dissertatiönchen von dreißig neuen physikalischen Entdeckungen, die er in den Schriften dieses philosophischen Dichters gemacht hat. Von ihm, als von einem jungen Gelehrten, haben Sie eben nicht so viel zu besorgen, ob er gleich in seinen Meinungen hitzig ist. Aber wenn ich Ihnen aufrichtig raten soll, so verderben Sie es ja nicht mit den Graubärten. Diese sind unversöhnlich; und wer den griechischen Verfassern nur eine scheele Miene macht, der verdienet wenigstens den Namen eines Ketzers. Wenn sie noch gnädig mit ihm verfahren, so verdammen sie ihn gewiß zum Feuer; und daraus ist freilich keine Erlösung zu hoffen. Lassen Sie sich also beizeiten warnen. Ich bin ꝛc.

C.

Mein Herr,
Sie haben recht. Ich bin ꝛc. L.

3.

Leipzig. Bernhard Christoph Breitkopf hat verwichne Michaelsmesse geliefert: „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst; nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts“ abgefasset von **Johann Christoph Gottscheden.** 8. 1½ Alphabet[2]. — Endlich erscheinet die so lange

[1] „Die schwarze Erde trinket“ usw. — [2] Die Druckbogen der Bücher wurden im 18. Jahrhundert nicht mit Zahlen, sondern mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet, von A—Z fortlaufend und wieder bei A beginnend.

versprochne deutsche Sprachlehre des Herrn Prof. Gottscheds in Leipzig, von welcher wir itzo einige Nachricht geben wollen. Er hat sie den deutschen Gesellschaften in Königsberg und Göttingen zugeschrieben. Fast gleich zu Anfange meldet der Herr Professor der gelehrten Welt, daß er 48 Jahr alt ist und daß er 24 Jahre über seiner Sprachlehre gearbeitet, daß er im 18. Jahre seines Alters rein deutsch zu schreiben angefangen und daß ihm dieses Buch unter allen seinen Büchern die meiste Mühe gekostet hat. Vielleicht ist es auch das beste unter allen seinen Büchern. Wir merken aus der Vorrede nur noch an, daß er einem fränkischen Sadduzäer das Maul stopfet, welcher sich träumen lassen, niemand, als ein geborner Franke, könne gut deutsch reden. Wir erinnern uns, daß vor einiger Zeit der Herr Prof. Christ[1] in Leipzig, ein geborner Franke, in einem recht altfränkisch geschriebenen deutschen Werkchen dergleichen vorgegeben. Der Herr Prof. Gottsched beantwortet dieses Vorgeben hauptsächlich durch Anführung vieler guter deutscher Skribenten aus andern deutschen Provinzen; wiewohl verschiedene davon hätten wegbleiben können. Diese Sprachlehre besteht aus den gewöhnlichen 4 Teilen, aus der Rechtschreibung, Wortforschung, Wortfügung und Tonmessung. Der Herr Professor redet in der Vorrede mit einer ungewohnten Bescheidenheit von diesem Werke. Er bittet sich von jedermann die Anzeigung der darinnen enthaltenen Fehler aus, und wir nehmen uns also um desto eher die Freiheit, einige, welche wir bei dem Durchblättern nach unserer Einsicht bemerket haben, anzuführen. Seine Erklärung der Sprachlehre lautet also: „Eine Sprachkunst ist eine gegründete Anweisung, wie man die Sprache eines Volkes nach der besten Mundart desselben und nach Einstimmung der besten Schriftsteller richtig und zierlich sowohl reden als schreiben solle." Erst merken wir an, daß hier falsch „Sprachkunst" anstatt „Sprachlehre" steht; denn dieses Wort bedeutet die Anweisung zu einer Sprache, jenes aber die Fertigkeit in derselben; ebenso wie der Herr Professor selbst einen

[1] Johann Friedrich Christ (1700—56), Archäolog in Leipzig, der Lehrer Lessings. Das Programm Christs „Über etliche Stellen in Epicteti Enchiridio" (1746) ist gemeint.

solchen Unterschied zwischen „Beredsamkeit“ und „Redekunst“ gemacht hat. Ferner, so ist „gegründete“ vor „Anweisung“ überflüssig, weil sich dieses von sich selbst versteht. Ferner gehört es nicht in eine Erklärung, die Mittel einer Wissenschaft, welche man erklärt, in derselben anzuzeigen. Ferner ist auch „richtig und zierlich“ überflüssig, weil in philosophischem Verstande, den die Wörter in einer Erklärung haben müssen, derjenige eine Sprache gar nicht versteht, der sie nicht recht versteht. Endlich so ist es wider den Charakter einer guten Erklärung, daß eine Einteilung, nämlich „reden oder schreiben“, mit hineingebracht worden. Was das Verzeichnis der mit einem C sich anfangenden deutschen Wörter auf der 69. und 70. Seite anlanget, so halten wir nicht für ratsam, diesen Anfangsbuchstaben bei den eigenen Namen in K zu verwandeln und z. E[1]. anstatt Coblenz, Camburg, Camenz ꝛc. zu setzen: Koblenz, Kamburg, Kamenz; weil bei solchen Wörtern in vielen Fällen sehr viel auf die einmal, obgleich oft falsch, angenommenen Buchstaben ankömmt.

Wenn der Herr Professor diejenige Provinz, deren Mundart in einem Lande die beste ist, bestimmen will, so sagt er, es sei diejenige, welche mitten im Lande liege. Woher will man aber beweisen, daß diese Provinz allemal gerade in die Mitte müsse zu liegen kommen? Man sagt zwar, daß in Orleans das beste Französisch gesprochen würde; aber die Pariser werden sich diesen Ruhm wohl nicht wollen abstreiten lassen. Nun liegt aber die Isle de France[2] lange nicht mitten in Frankreich. London und Oxford liegen auch nicht mitten in England, und doch wird da gewiß das beste Englisch geredet. Wir wollen die Provinz in Deutschland, wo das beste Deutsch geredet wird, nicht nennen; aber sie liegt gewiß nicht mitten in Deutschland. Der Herr Professor sagt selbst, daß in Rom mit das beste Italienisch gesprochen würde; Rom aber ist nahe an der See und gar weit gegen Süden gelegen. Der Herr Verfasser kann nicht einsehen, warum mater die erste Silbe lang hat, die in pater kurz ist, da keine physikalische Ursache davon vorhanden sei. Er würde die grammati-

[1] Zum Exempel. — [2] Die alte französische Provinz, zu der Paris gehört.

kalische Ursache leicht entdecket haben, wenn er bedacht hätte, daß mater von μητηρ und pater von πατηρ herkömmt, η aber lang und α hier kurz ist. In dem Verzeichnisse der übersetzten Kriegskunstwörter klingt uns das „Vortrab" (avantgarde) und „Nachtrab" (arrièregarde) zu pferdemäßig. Besser würde es heißen: Vortrupp, Nachtrupp. Auf der 158. Seite ist wohl serenata allzusehr eingeschränkt, wenn es durch „Abendmusik" übersetzt wird, und violon klingt im Deutschen besser durch „Baßgeige"; und „Baß" hat längst das deutsche Bürgerrecht bekommen. In dem Verzeichnisse der französischen Wörter können wir bei vielen ihre Abstammung nicht einsehen, z. E. wie ambassadeur von Abgesandter herkömmt. So kömmt auch farce wohl nicht von „Fratze", sondern von farcio, foyer nicht von Feuerherd, sondern von focus, hony soit etc. nicht von „Hohn sei dem" ꝛc., sondern von hunnus etc. In diesem Verzeichnisse ist auch falsch angemerket, daß „zerren" ein plattdeutsches Wort sei, welches ganz Meißen und die ganze Lausitz bezeugen kann. Der Herr Professor kann nicht begreifen, wo „zeter" seinen Ursprung her hat. Uns dünkt, es kömmt ebensogut von caedes als „mordio" von „Mord". Den fremden naturalisierten Wörtern setzt der Herr Professor wider allen Gebrauch, welchen er doch für den Diktator der Sprachlehrer selbst erkennet, im Supino falsch das „ge" vor und sagt z. E. „geskandieret" anstatt „skandieret"; jenes klingt gar zu hanssachsisch. In dem Verzeichnisse der Zeitwörter erstaunen wir über die Menge fremder, seltsamer und Provinzialwörter, welche der Herr Verfasser ohne Bedenken mit in die deutsche Sprache aufnimmt. Doch genug hiervon. Wir melden nur noch, daß der Herr Prof. Gottsched eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache und Poesie herauszugeben verspricht. Wir vermuten, daß sie um des Titels willen[1] noch vor dem 23. April künftigen Jahres herauskommen wird, weil gegenwärtiges Buch nicht nach dem 16. Oktober dieses Jahres erschienen ist. Diese Sprachlehre ist in C. F. Vossens Buchladen auf der Königsstraße, in der Viedebandischen Erben Hause, allhier für 18 Gr. zu haben.

[1] Um auf den Titel zu setzen: zur Ostermesse.

4.

Leipzig. Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. Des VIII. Bandes I. Stück. 1749. — Es ist bekannt, daß der Herr Prof. Gottsched nebst seiner gelehrten Gehülfin[1] Verfasser dieser Monatschrift ist. Da man es schon gewohnt ist, in seinen Schriften eine gewisse Abwechselung und Veränderung anzutreffen, von welcher selbst die beste Welt nicht ausgenommen ist, so wird man sich nicht wundern, wenn man selbige auch allhier findet. Außer einigen ausführlichen Rezensionen kommt in diesem Stück vor eine „Nachricht von einem preußischen Altertume, dessen Anblick und Grundriß auf dem Titel dieses Stücks zu sehen ist“. Es ist dieses das uralte Schloß zu Marienburg im polnischen Preußen, wovon besonders der große Saal beschrieben wird, worinnen ehedem die Glieder des Deutschen Ordens ihre Zusammenkunft gehalten haben. Ferner ist in diesem Stück eine Nachricht von einem neuen deutschen Trauerspiele, „Demetrius“[2], welches nach geschehener Verbesserung des geschickten kaiserl. königlichen Komödianten, Herrn Weißkerns[3], auf der wienerischen deutschen Schaubühne vor kurzem mit allgemeinem Beifalle aufgeführet worden. Es ist nunmehr bald ein Jahr, da man an diesem Orte die ersten guten deutschen Schauspiele mit Beifall vorstellen sehen. Den Beschluß dieses Stücks macht eine „Ode auf das Gedächtnis des Westfälischen Friedens“. Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt. Aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht? Ist in den Vossischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

5.

Halle. **Georg Friedrich Meiers**, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle, Beurteilung des Heldengedichts, der Messias. Verlegts Carl Herrmann Hem-

[1] Gottscheds Gattin, Luise Adelgunde, geborene Culmus (1713—62). — [2] Schauspiel in drei Akten nach dem Italienischen des Metastasio, in Wien 1748 aufgeführt. — [3] Friedrich Wilhelm Weisskern (1710—68), bekannter Wiener Schauspieler und Bearbeiter dramatischer Werke.

merde. 1749. Okt. 4 Bog. — Der Herr Prof. Meier[1] führet bittere Klagen wider die gelehrten Monatschriftler und Zeitungsschreiber, daß sie dieses Heldengedicht oder vielmehr diesen Anfang eines Heldengedichts noch nicht herausgestrichen haben (welches gleichwohl nunmehr von einigen geschehen ist). Er setzet den Herrn Klopstock, welcher der Verfasser dieses Gedichts ist, entweder zwischen den Homer und Virgil oder gar über beide; unter andern deswegen, weil, wie er bald anfangs sagt, die Priester in der Schweiz dieses Gedicht den Leuten auf den Kanzeln angepriesen haben. Was die Absicht dieses in der Tat von einem poetischen Geiste zeugenden Gedichts sei, erhellet aus dem Anfange desselben:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte, die Liebe der Gottheit,
Mit dem Blute des Heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stund Judäa
Wider ihn auf; er tat's und vollbrachte die große Versöhnung."

Wer nicht lateinische Hexameters skandieren kann, der wird bei Lesung dieser Verse gar oft mit seiner Zunge über etliche Silben wegstolpern. So wenig diese erwähnte Versart zu mißbilligen ist, so klingt sie doch, wie sie hier ist, etwas gar zu horazianisch, wo nicht gar lucilisch[2]. Es wäre ratsamer gewesen, das fließende Silbenmaß des Virgils mit desselben epischer, poetischer Schreibart zu verbinden. Doch man weiß wohl, daß dieses eine Nebensache ist und die großen Lobeserhebungen des Herrn Meiers in dem Innern dieses Gedichts ihren Grund haben. Doch scheinet es uns noch zu zeitig zu sein, die Lobsprüche eines Gedichts so überaus hoch zu treiben und allgemein auszudrücken, wovon nur für itzo noch ein kleiner Anfang vorhanden ist. Wem der große Umfang eines epischen Gedichts und die unzähligen darinne vorkommenden scheinbaren Labyrinthe nebst ihren Zugängen und Verbindungen zu einem ordentlichen Ganzen

[1] Georg Friedrich Meier (1718—77), einer der Begründer der wissenschaftlichen Ästhetik. — [2] C. Lucilius (etwa 180—103 v. Chr.), römischer Satiriker, der in Hexametern dichtete.

bekannt sind, und wer da weiß, daß ein unerschöpflicher Witz[1] dazu gehöret, ein so großes Werk mit gleichem Feuer auszuführen als anzufangen, der wird die Behutsamkeit brauchen und den Ausgang eines solchen Unternehmens erwarten, eh' er es über alles andere erhebt und im ganzen sowohl als in seinen erst vorhandenen Teilen für vollkommen erkläret. Er wird, den Dichter aufzumuntern, wenigstens nur die schöne poetische und erhabene Schreibart und die lebhaften Bilder rühmen, welche ihm vor Augen liegen, von dem künftigen aber das beste hoffen. Wenn das Gedicht zu Ende und so ausgeführet sein wird, wie es dem Herrn Professor schon itzo zu sein scheinet, so wird man nicht ermangeln, dasselbe bis in den Himmel zu erheben; ja, man ist schon entschlossen, auf die Verfertigung dieses Heldengedichts, als eine sehr große Tat, alsdenn wieder ein Heldengedicht unter dem Namen „Klopstocks ‚Messias'" zu verfertigen und in 12 Büchern auf einmal herauszugeben. Diese Beurteilung ist in dem Vossischen Buchladen für 2 Gr. zu haben.

6.

Hamburg. Der poetische Himmel drohet dem guten Geschmacke abermals mit einem schweren Ungewitter, und zwar durch „Neue Fabeln und Erzählungen in gebundener Schreibart[2]."

On n'a point de coeur net, quand on craint la satire[3].

Epîtr. divers.

Hamburg, verlegts Conrad König, 1749. In groß Oktav, 12 Bogen. — Das überaus prächtige äußerliche Ansehen dieses Werks wird, wie gewöhnlich, manchen verführen, es zu kaufen, zu lesen, zu loben und zu bewundern; und dabei muß notwendig der gute Geschmack Gefahr laufen, verderbt zu werden. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, die Stärke in der Dichtkunst wäre das geringste von des Verfassers Verdiensten. Man kann ihm dieses ohne Schwüre glauben, und man muß es tun, wenn man sich nicht von den Verdiensten des Verfassers einen sehr

[1] Geist. — [2] Verfasser unbekannt. — [3] „Man hat keinen Mut, wenn man die Satire fürchtet."

engen Begriff machen will. Er mag sein, wer er will, er mag so viel Verdienste haben, als er will, so kann man ohne Schmeichelei (und wo wollte diese hier stattfinden, da man denselben nicht im geringsten kennet?) sagen, daß seine Fabeln mehr als stoppisch[1] sind, obgleich der Herausgeber in der Vorrede das Gegenteil behauptet; vielleicht weil er was gemerkt hat. Seltsame Zusammenkünfte, skaramuzische[2], auch zuweilen etwas saftige Ausdrückungen, leere, einfache Erzählungen, wohinter nichts Geschichtmäßiges, keine Handlung, nichts sich für die Natur der sich unterredenden Dinge Schickendes ist, kahle Lehren und eine oft matte und ängstliche Schreibart charakterisieren die meisten dieser Fabeln und Erzählungen. Es wäre also wohl besser, der Herr Verfasser machte sich der Welt durch seine größeren Verdienste bekannt. Warum wählt er gerade das Geringste? Doch er scheinet einen besondern Beruf zu haben, seine Fabeln gedruckt zu sehen. Schon vor einigen Jahren hat er einige von den gegenwärtigen, z. E. „Die Lichtschneuze", „Die gerupften Gänse", „Den Kummer" ꝛc., dem Herausgeber einer gewissen hamburgischen Monatschrift zum Einrücken zugeschickt; sie liegen aber noch ungebraucht im Manuskripte in Verwahrung, weil der Herausgeber es nicht für gut befunden, aus anderer ihren geringsten Verdiensten sich große Verdienste zu machen. Doch wir müssen auch Proben sehen. Auf der 29. Seite spricht eine Glocke, da sie einen Reifrock, den ein Kammermägdchen anhat, für eine Glocke ansieht:

„— — was ist die Schwester schön!
O möchte sie doch bei mir schweben!'
Die Schlaguhr hört's und sprach: ‚Du Tor!
Was stellst du dir für Grillen vor!
Zum Läuten ist die nicht erwählet,
Dieweil ihr Klang und Klöppel fehlet;
Bewegt ein junger Herr sie schon,
So gibt sie doch nur Kammerton'" usw.

Auf der 88. Seite fängt sich die Fabel „Das Kompliment und die Ehrlichkeit" also an:

[1] Daniel Stoppe (1697—1747), viel verspotteter schlesischer Fabeldichter. — [2] Skaramuz, ital. scaramuccia, der Aufschneider in der italienischen Commedia dell' arte.

„Es starb ein Weib, sie hieß die Reiche,
Die halbe Stadt ging mit zur Leiche,
Die Klageweiber heulten arg
Und schrien Zeter vor dem Sarg.
Sie wurde nach dem Takt geschwenket,
Durch sechzehn Träger eingesenket;
Die Mäntel fegten durch den D . . . .
Drei Ellen lang die Pfützen weg.
Zitronen gab's die schwere Menge“ usw.

Auf der 77. Seite:

„‚Ihr Gnaden', hör' ich dort am großen Fischmarkt schallen,
‚Sind auf dem gnäd'gen — — — ach leider! hart gefallen'.“

Zu dem „Bärentrecker“, das ist auf Deutsch „Bärenführer“, 100. Seite, ist dieses die wichtige Lehre:

Mutwill'ge Bettler gibt's in jedem Stand und Ort.

Wer dieses neue Fabelwerkchen, diese geschminkte Schöne, genauer will kennen lernen, der kann sie im Vossischen Buchladen für 10 Gr. haben.

7.

Wismar. Johann Andreas Berger hat verlegt: **D. Ludewig Hudemanns**[1], der Deutschen Gesellschaft in Leipzig wie auch der Königl. Deutschen Gesellschaft in Greifswalde Mitglieds, Vier Bücher von der Betrachtung des Todes aus dem Lateinischen des berühmten Daniel Heinsius[2] übersetzet. 1749. Oktav, 8½ Bogen. — Man dachte, die Hudemannische Muse wäre gar vollends eingeschlafen: aber sie hat sich noch einmal aufgerichtet, sich ausgedehnt und gegähnet. Sie muß aber doch sehr schlaftrunken gewesen sein, weil sie gleich wieder eingeschlafen ist, wie man aus ihren eignen, diesem Werkchen angehängten Todesgedanken schließen kann. Ist in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben.

8.

Leipzig. Herrn **Johann Christoph Gottscheds** P. P., der Königl. Preußischen und Bononischen[3] Akademie der

[1] Ludwig Friedrich Hudemann (1703—70), erst Anhänger Gottscheds, dann Nachahmer Klopstocks, schwacher religiöser Epiker und Dramatiker. — [2] Daniel Heinsius (1580—1655), niederländischer Philolog und Dichter. — [3] Die Akademie in Bologna hatte Gottsched 1749 zu ihrem Mitglied gewählt.

Wiſſenſchaften Mitgliedes, Geſammelte Reden in dreien Abteilungen, nochmals von ihm ſelbſt überſehen und verbeſſert. Mit Königl. Poln. und Kurfürſtl. Sächſ. allergnäd. Freiheit. Leipzig, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1749. 1½ Alphab. in groß Oktav. — Man muß es dem Hrn. Prof. Gottſched zum Ruhme nachſagen, daß er ſich in Sammlung aller ſeiner Werke, Werkchen, Schriften und Schriftchen zu ſeinem Vergnügen und derer Nutzen, welche ſo wollen ſchreiben lernen, als wie er, ſehr ſorgfältig erzeiget. Seine Gedichte hat er der Welt nicht lange mißgegönnet, ſeine Weltweisheit iſt ſchon zum drittenmal aufgelegt worden, da er eben zum drittenmal Rektor war; ſeine Reden fehlten noch; hier ſind ſie; und welch eine Lücke füllen ſie nicht unter ſeinen Schriften aus. Er hatte dieſen Mangel ſchon längſt in ſeiner Bibliothek bemerket, und Herr Breitkopf ließ ſich endlich erbitten, demſelben durch ſeinen Beiſtand abzuhelfen. Nun ſtehn ſie da, und wer ſie auch in ſeinem Bücherſaale will ſtehen ſehen, der kann ſie überall, z. Exempel in den Voſſiſchen Buchläden, für 20 Gr. haben. Noch eins. Dieſe Redenſammlung beſteht aus 3 Abteilungen, aus Lob- und Gedächtnisreden, Leichenreden und Troſtſchriften und vermiſchten Reden. Die meiſten ſind ſchon ſonſt gedruckt geweſen, und den Wert der unbekannten kann man aus dem Werte der bekannten leicht ſchätzen. Herr Gottſched hat dieſe Reden Seiner Majeſtät dem Könige in Dänemark in einem Gedichte zugeeignet, welches, wenn die Würzhändler einmal eine neue Auflage von deſſen Gedichten verlangen ſollten, ohne Zweifel wegen der ganz ſanften, platten, „natürlichen"[1] Schreibart unter die poetiſchen Sendſchreiben zu ſtehen kommen wird.

9.

Regensburg. In der Gebrüder Zunkel Verlag ſind ohnlängſt herausgekommen: **Herrn Prof. Gottſcheds** neueſte Gedichte auf verſchiedene Vorfälle. In Quart, 6 Bogen. — Nachdem endlich der Herr Prof. Gottſched in ſeinem

[1] „Natürlich" iſt eines der Schlagwörter der Gottſchedſchen Poetik.

funfzigsten Jahre nach den unzähligen Kritiken, welche seine Gedichte haben ausstehen müssen, eingesehen, daß seine bisherige Verse nichts taugen, er aber gleichwohl, man weiß nicht durch was für eine Erscheinung, bei sich völlig überzeugt ist, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetisches Glied zu sein bestimmet worden, so hat er hin und her gesonnen, was doch die Ursache davon sein möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen. Endlich hat er sich besonnen, daß er seine bisherigen Gedichte meistens zu Hause zwischen vier Wänden verfertiget, und daß also wohl nichts fehle, als sein Heil auf Reisen zu versuchen und zu sehen, ob es ihm gelingen möchte, noch mit der Zeit ein anderer Fleming zu werden. Gedacht, beschlossen, getan. Er reisete verwichenen Sommer mit seiner Frau Liebsten in das fruchtbarmachende Karlsbad, von da nach Regensburg und dann weiter zu Wasser auf der Donau nach Wien. Dieser poetischen Reise haben wir gegenwärtige neueste Gedichte des Herrn Prof. Gottscheds zu danken; und wir sehen daraus, daß seine poetische Stunde noch nicht kommen ist. Das erste ist kurz vor dieser Reise gemacht und ist nur zur Vermehrung der Blätter in diese Sammlung gekommen. Es heißt: „Ode an die Durchlauchtigste Armelinda Talea bei ihrer Aufnahme in die Akademie der Arkaden zu Rom." Wir wollen aus gewissen Ursachen von diesem Gedichte mit den drei quer Finger breiten Versen nichts sagen. Das zweite heißt: „Das Karlsbad, in einer Ode besungen." Wir wollen nur diejenige Strophe daraus anführen, aus welcher wir sehen, daß er seinen englischen newtonianischen elbingischen Tubus für 20 Tlr. mit auf die Reise genommen.

Der Himmel ist mir halb versteckt,
Ein dicht umzogner Vorhang deckt
Mir fast der Sterne größte Zahl.
Bei Nacht, wenn ich mit Newtons Röhren,
Den Ring Saturns, den Mars will ehren,
Verbergen sie sich auf einmal.

Man merke wohl die astronomisch-poetische Redensart: „Die Sterne mit Sehröhren ehren", anstatt „sie durch Sehröhre be-

trachten". Das dritte Gedicht heißt: „Schreiben an einen vornehmen von Adel in Wien, aus dem Karlsbade abgelassen." Es hat folgenden erhabenen Eingang:

Gepriesner Freund! mein *[1], dem Phöbus und die Neune
Von Herzen günstig sind; vernimm, was hier der Deine,
Der noch kein Blatt an dich in Reimen ausgeheckt,
Am kleinen Töpelfluß für ein Vergnügen schmeckt usw.

Man sagt, der vornehme Freund in Wien habe an diesen vier Zeilen völlig zur Genüge gehabt. Das vierte Gedicht ist: „Die Oberpfalz, in einem Gesange entworfen." Wir haben ohnlängst unter einem Artikel von Regensburg von dem traurigen und würdigen Schicksale dieses Gedichts Nachricht gegeben[2]. Wir scheuen uns, die merkwürdigsten Stellen daraus herzusetzen, wir wollen nur den Anfang anführen:

Gehab dich wohl, du rauhes Pfälzerland!
Dein felsenreicher Grund ist mir nunmehr bekannt;
Bekannt, doch auch verhaßt. Von deinen harten Steinen
Komm' ich, Gott Lob! diesmal annoch mit ganzen Beinen.
Du, hohler Wege Schlund, du kalter Berge Strauß,
Der du beständig scheinst dem Sommer Trotz zu bieten.
Der Himmel wird vor euch mich künftig wohl behüten.

Das letzte Gedicht heißt: „Die Donau." Wir können bei unserer kritischen Ehre versichern, daß sowohl dieses Gedicht als auch die übrigen den angeführten Stellen vollkommen ähnlich sind. Sie sind in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben und wahrhaftig recht lustig zu lesen.

10.

Chemnitz. Allhier ist ohnlängst bei Joh. Christoph und Johann David Stössel auf 2 Bogen in 8t. gedruckt worden: Kritik über den Wohlklang des Silbenmaßes in dem Heldengedichte „Der Messias", in einem Sendschreiben an Herrn J. F. M.[3] in Leipzig abgefasset von

[1] Der Angeredete ist Gottscheds Wiener Anhänger, der Freiherr von Scheyb. — [2] Im 132. Stück vom 4. November war berichtet, daß das Gedicht auf Requisition des bayerischen Gesandten vom Regensburger Magistrat konfisziert, Drucker und Verleger eingesperrt worden waren. — [3] Merbitz.

J. N. R. — Herr J. N. R., das ist Johann Nathanael Reichel, welcher sich vor ein paar Jahren in Leipzig beider Rechte Beflissenen nennte, nunmehr aber, da er absolviert hat oder von der Universität weg ist, sich ohne Zweifel beider Rechte Kandidaten nennen wird, ist einer von den unverschämten Anbetern der Hrn. Klopstocks, Verfassers des Heldengedichts „Der Messias". Bei diesen Leuten heißt Kritik, wenn sie auf den „Messias" zu reden kommen, nichts anders als Lobspruch. Herr Reichel dringt mit seinen sklavisch-kritischen Lobsprüchen nicht in das Innere dieses Heldengedichts ein. Er sieht es; er fängt an zu lesen; er sperrt Maul und Nase auf und sieht das Silbenmaß an wie die Kuh das neue Tor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinne und gibt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren. In dem Verse:

Sieh! itzt streckt schon der Sprößling der grünenden Zeder den Arm aus[1]

sieht er die Zeder vor sichtlichen Augen wachsen, und die beiden Worte: „Arm aus" machen in seinen Ohren den Eindruck von dem Sprößlinge der Zeder gerade so, wie er zum völligen Dienste des Messias dasteht. Herr Reichel muß Eingebungen haben. Diese Kritik ist in den Vossischen Buchläden für 1 Gr. zu haben.

11.

Leipzig. Allhier ist in der Weidemannischen Buchhandlung herausgekommen: Noah, ein Heldengedicht[2]. — Frankfurt und Leipzig. 1750. In Okt. 7½ Bogen. — Man sieht wohl, daß dieser neue Heldendichter den „Messias" des Hrn. Klopstocks nachahmen will. Ob es nun gleich scheint, daß er dadurch, wodurch dieser sich so viel Ruhm erworben, sich nicht gleichgroßen Beifall zu versprechen haben werde, so ist doch nicht zu leugnen, daß viel Züge einer erhabenen Dichtungskraft darinne vorkommen. Nur wäre zu wünschen, daß nicht auch so viel sogar matte Stellen mit untergelaufen wären. Von der ganzen Einrichtung können wir nichts sagen, weil der

[1] „Messias", 1. Gesang, V. 65. — [2] Verfasser Johann Jakob Bodmer.

Verfasser der neuen Mode, die Heldengedichte stückweise herauszugeben, gefolget ist. Wir haben hier nur die 2 ersten Bücher vor uns. Übrigens ist es auch in den itzo so beliebten reimfreien Hexametern geschrieben. Wir wollen unser Urteil von dem poetisch-pedantischen Eifer wider die Reime bis auf ein andermal versparen und nur itzo etwas von den deutschen Hexametern gedenken. Es ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Sprache dieser Versart fähig ist; es ist aber auch gewiß, daß sie weit weniger dazu geschickt ist als die lateinische und griechische Sprache. Statt der Beweise wollen wir hier nur die beiden eben erwähnten Heldengedichte, den „Messias" und den „Noah", anführen. Kann man etwas Höckrichters in einer Sprache hören als die hexametrische Versart dieser beiden Gedichte? Beleidigt wohl die elendeste Prose empfindliche Ohren so sehr, als hier die beständige Verlängerung der kurzen und Verkürzung der langen Silben? Besonders scheint der Verfasser des „Noah" keinen Begriff von der lateinischen Prosodie zu haben. Außer dem angezeigten Fehler bringt er die Zäsur fast niemals an den gehörigen Ort. Man lerne also ja bessere deutsche Hexameter machen, eh' man uns diese Versart so mit Gewalt aufdringen will. Ist in den Vossischen Buchläden für 4 Gr. zu haben.

12.

Leipzig. „Das erhöhte Preußen oder Friedrich der Weise", ein Gedichte, seinem werten Vaterlande zu dem den 18ten Jenner 1751 bevorstehenden funfzigjährigen Andenken seiner Erhebung zur königlichen Würde gewidmet von **Johann Christoph Gottscheden.** Bei Bernhard Christoph Breitkopf, 1750. In Großquart, 3 Bogen. — Wer zur Ehre seines Vaterlandes etwas unternimmt, dessen Handlung ist auch oft des guten Willens wegen zu loben. Der Herr Prof. Gottsched, welcher alle Gelegenheiten ergreift, Preußens, seines Vaterlandes, Ehre auszubreiten, hat eben diese Absicht bei Verfertigung dieses Gedichts gehabt. Seine Muse ist bekannt genug. Wir wollen also nur eine Stelle aus diesem Lobgedicht auf den König in Preußen, Friedrich I., anführen.

„Wie nach verdrungner Nacht dich, aufgeklärte Welt,
Der lichte Sonnenball durch seinen Glanz erhellt,
Die Dunkelheit vertreibt und die verhaßten Schatten,
Die dich mit blinder Furcht sehr oft gemartert hatten,
In hellen Tag verkehrt; Gespenst und Larven fliehn,
Die sonst den Erdenball mit Grausen überziehn,
So wirkte Friedrichs Strahl.
Gleichwie die liebe Sonne." — —

Noch eine Stelle müssen wir anführen, weil wir darinnen ein paar wichtige Anekdoten von des Herrn Verfassers Lebenslauf antreffen.

„Der Tag, der dich gesehn zuerst als König grüßen,
Hat mich der Mutterbrust zum erstenmal entrissen.
Mein Dienst war dir geweiht, bis dir ein früher Tod
Die Herrschenskunst gehemmt; mir aber Mars gedroht."

Diesem Gedicht sind viel gelehrte Anmerkungen beigefügt, worinnen wir unter andern Nachrichten von dem Osiris, von dem Orpheus, von den Yncas ꝛc. antreffen. In einer wird gesagt, daß Joh. Gottsched eine „Floram Prussicam" geschrieben. Er hat aber nur des D. Loesels seine vermehrt herausgegeben.

13.

Straßburg. Die Leichenpredigt und die Lobrede auf den Marschall von Sachsen[1] nebst der dabei musizierten Trauerkantate sind bei dem hiesigen Buchhändler König auf 6½ Bogen in 4. herausgekommen. — Die erstere hat Herr Joh. Mich. Lorenz, der H. Schrift D., ältester Professor der Theologie, Kanonikus und Pastor zu St. Thomas, gehalten. Sie ist so homiletisch geraten, daß sie auf einen Bürger und Schuster in Straßburg nicht homiletischer, das ist jämmerlicher hätte können gehalten werden. Da diese Predigt ohne Zweifel nach Frankreich kommen wird, so bedauren wir von Herzen das Schicksal unsres Vaterlandes, daß es just Gottschede, Görners und Lorenze sein müssen, welche bei Gelegenheit des Durchgangs der Dauphine und des Tods des Marschalls von Sachsen ihre Stärke

[1] Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich (1696—1750), Sohn Augusts des Starken und der Aurora von Königsmark, berühmter Feldherr; nach dem Ausspruch Friedrichs des Großen der Turenne des 18. Jahrhunderts.

in der Dichtkunst, Musik und Beredsamkeit zu zeigen Gelegenheit bekommen. Zu Vermehrung seiner Schande hat noch der Herr D. Lorenz ebendenselben Text aus I. Makk. IX. 20. 21. erwählet („Und alles Volk Israel trauerte um Juda lange Zeit, und klagten ihn sehr und sprachen: Ach! daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat"), welchen Fléchier[1] zum Grunde seiner Lobrede auf den Marschall von Turenne legte. So weit hat sich wohl unser Herr Lorenz in den Mustern der Beredsamkeit nicht umgesehen, daß er dieses hätte wissen können. Aber gewiß, so würdig Turenne eines Flechier war, so unwürdig ist Moritz eines Lorenz.

Die Lobrede hat Herr Joh. Leonh. Fröreißen, der H. Schrift D. und Prof. Kanonikus zu St. Thomas, des Kirchenkonvents Präses und Past. Prim., gehalten. Sie ist sehr kurz, aber hundertmal besser als die Lorenzische Leichenpredigt. Wir bemerken in der Tat in den Gedanken und Ausdrückungen des Herrn Fröreißen eine gute Anlage zu einem würdigen Lobredner großer Männer. Es fehlt ihm nichts als etwas mehr Kunst und mehr Gewalt über die deutsche Sprache, so würde er vielleicht mit der Zeit mit gutem Gewissen einen Lobredner des Marschalls von Sachsen abgeben können. Einen kleinen historischen Fehler müssen wir verbessern. Der Marschall von Sachsen ist nicht in Sachsen, sondern in Goslar den 27. Oktober 1696 geboren.

Der Text zur Trauermusik, welche der Kapellmeister, Herr Frauenholz, aufgeführet, verdienet auch eine Stelle unter den Leichenkarmen des elendesten Gratulanten[2].

Ist es nicht besser, in Frankreich im freien Felde begraben, als in Deutschland von so schlechten Rednern und Dichtern gepriesen und besungen zu werden?

14.

Madrid. Im verwichenen Jahre gab allhier **Don Augustin de Montiano y Layando,** beständiger Direktor der

[1] Esprit Fléchier (1632—1710), berühmter französischer Kanzelredner; die Leichenrede auf den großen Feldherrn Turenne (1676) war seine am meisten bewunderte Leistung. — [2] Gratulanten, in Leipzig übliche Bezeichnung der gewerbsmäßigen Gelegenheitsdichter.

Akademie der Historie allhier und Mitglied der Königl. Spanischen Akademie, ein Buch von 255 Seiten in Duodez unter dem Titel „Discurso sobre las Tragedias Espagnolas“ etc. heraus. Er kündiget in diesem Buch ein Werk an, worinnen er die Ehre des spanischen Theaters retten und zeigen will, daß Spanien sich hierinnen ganz wohl mit Frankreich, Italien und England in Vergleichung stellen könne. Er eifert auch wider den Verfasser des „Theatre Espagnol“, welches 1738 zu Paris herausgekommen, und worinne der Verfasser desselben behaupten will, den Spaniern wären die Trauerspiele unbekannt, und man könne einige von ihren Stücken, welche zwar den Namen der Trauerspiele führten, als z. E. „Celestina“[1] und „Helena“, nicht mit Recht Trauerspiele nennen, weil sie höchstens nur für Romane in Gesprächen könnten gehalten werden. De Montiano wirft also dem Verfasser vor, er habe von der Sache geurteilet, ohne eine Kenntnis davon erlanget und die besten spanischen Dichter gelesen zu haben. Dieses ist eine endemische Seuche unter den Kunstrichtern und witzigen Köpfen in Frankreich. Sie machen es mit ihren Nachbarn gegen Morgen[2] ebenso, und ihr Abscheu vor allen fremden Sprachen, welchen das Vorurteil für ihre Nation beständig unterhält, wird auch sobald kein Mittel wider diese Krankheit anschlagen lassen. Wenn der Verfasser des „Theatre Espagnol“ nur, wie es seine Schuldigkeit erforderte, die ganz bekannte Bibliothek des Don Nicolas Antoine[3] nachgeschlagen hätte, so würde er eine ziemliche Anzahl spanischer Dichter gefunden haben, welche Trauerspiele geschrieben, die man noch itzo, wiewohl verändert, in Spanien aufführet. Er wundert sich auch, daß der Verfasser des „Théâtre Espagnol“ die „Celestina“ unter die Tragödien rechnet, da sie doch, als sie 1539 zu Sevilien war gedruckt worden, den Titel einer Tragikomödie führete. Er beweiset, daß man schon von 1533 an gute Trauerspiele in Spanien findet, als z. E. „La Venganza de Agamemnon“ und „Hecuba triste“, welche beide

[1] „Celestina“, genialer spanischer Prosaroman in dramatischer Form, aber nicht aufführbar, vielleicht von Fernando da Rojas. — [2] Im Osten, d. h. die Deutschen. — [3] Nicolas Antonio (1617—84), Verfasser der größten spanischen Bibliographie, der „Bibliotheca Hispana“ (Rom 1672—96).

Fernand Perez de Oliva[1] in Proſe verfertiget hat. Er geht hierauf alle ſpaniſchen Trauerſpiele durch, welche von dieſer Zeit an herausgekommen, und beurteilet ſie, da er denn geſtehet, daß viel ſchlechte darunter ſind. Unter die wohlgeratenen werden hier die zwei Trauerſpiele des Antonio de Silva[2], „La Nise lastimosa" und „La Nise laureada" von 1575 gezählet. Hingegen werden wieder andere getadelt, als des Hauptmanns Alphonſo Virues[3] fünf Trauerſpiele, des ſonſt berühmten Fr. Lope Felix de Vega Carpio ſechs Trauerſpiele, das Trauerſpiel „Paulino", welches 1740 zu Madrid herausgekommen, und andere. Von den Neuern lobt er den „Don Ignazo de Luſſan" und die Überſetzung des „Cinna" des Corneille durch den Marquis de St. Jean. In dem zu Madrid 1735 gedruckten Verzeichniſſe der ſpaniſchen Komödien, deren Anzahl ſich auf 4409 beläuft, und worunter ſehr viel ſchlechte ſein müſſen, hat man die Tragödien und Tragikomödien unter den Titel Komödien mit Unrecht geſetzt. Endlich macht Don Montiano ſich auch über den Herrn von Voltaire her, welcher behauptet, daß die Franzoſen zuerſt die Schaubühne wieder hergeſtellet. Er leugnet dieſes und ſpricht dieſen Ruhm ſeiner Nation zu.

15.

Zürich. Jacob und Joseph: ein Gedicht in drei Gesaengen[4].

„Instant, he cry'd, your femal discord end,
Ye deedless boasters! And the song attend:
Obey that sweet compulsion, nor profane
With dissonance the smooth melodious strain[5]."

Zyrich. Bei Conr. Orel und Compagnie. MDCCLI. In Quart, 13 Bogen.

---

[1] Fernan Perez de Oliva (1497—1533), Profeſſor der Phyſik an der Univerſität Salamanca, bearbeitete in den beiden genannten Proſadramen die „Elektra" des Sophokles und die „Hekuba" des Euripides. — [2] Antonio de Silva, das Pſeudonym des Dominikaners Jerómino Bermudez. Seine Trauerſpiele erſchienen 1577, nicht 1575. — [3] Chriſtóbal de Virues, geb. um 1550, geſt. nach 1609, dem Jahre, in dem ſeine fünf Tragödien gedruckt wurden. — [4] Verfaſſer iſt Bodmer. — [5] „Sogleich, ſchrie er, endet euern weibiſchen Streit, ihr tatenloſen Prahler! Lauſcht auf das Lied, gehorcht dieſem ſüßen Triebe und entweihet nicht durch Mißtöne die ſanfte melodiſche Kunſtgattung."

Wir sehen wohl, was die Absicht des Verfassers dieser deutschen Pseudohexameter gewesen ist. Er hat eine rührende Geschichte, wozu die Verlierung des Joseph und seine glückliche Wiederfindung allerdings sehr geschickt gewesen, poetisch beschreiben und dabei Gelegenheit nehmen wollen, seine Stärke in der Schilderung starker Gemütsbewegungen und in der von seinen kritischen Landsleuten so sehr und bis zum Ekel gerühmten malerischen Dichtkunst zu zeigen. Uns dünkt aber, es ist ihm gar schlecht und zuweilen nur von ungefähr gelungen. Er hat dazu die Klopstockische Versart, das ist die in dem Virgil und Ovid so wohlklingenden Hexameter, deren unsere Muttersprache an sich vollkommen fähig ist, welche aber von dem geistreichen Verfasser des „Messias" und seinen Affen sehr gemißhandelt worden, erwählet. Wie können doch deutsche Ohren bei diesem unerträglichen Übelklange so unempfindlich sein? Hat Horaz den Wohlklang im Silbenmaße nicht so gut beobachtet als Virgil und Ovid, so hat es ihm gewiß nicht am Willen, sondern an der Fertigkeit in dieser poetischen Kleinigkeit gemangelt. Wir wollen aber einem Dichter, welcher sich nun einmal in ein solch höckerichtes Wesen verliebt hat, gern seine kleine Torheit vergeben, wenn er nur dabei das wesentliche Poetische in seiner Gewalt hat. Dieses können wir aber von dem Verfasser des „Jakob und Joseph" nicht sagen. Man lese einmal folgenden Anfang:

„Bald war ein jahr mit auf- und niedergehenden tagen
In das westliche meer gesunken, seitdem das geschlechte
Jacobs, den Gott mit dem wyrdigern nahmen des Israel ehrte,
Von den grenzen des Nils und der Mizren[1] zuryke gekommen,
Mit getreide zwar wol versehn, doch voll kraenkenden sorgen,
Furcht saß in den minen und gram entstellt' ihr gesichte;
Simeon, einer der aeltesten, war zuryke geblieben,
Ihn befahl der Oberhofmeister in bande zu legen,
Daß er sein staatsgefangner verbliebe, bis Simeons bryder
Beim wiederkommen mit ihnen den jyngsten bruder auch braechten,
Dadurch sollten die bryder ihm ihre treue bewaehren:
Denn er hatte verdacht, sie waeren gekommen, die bloeße

[1] Mizren ist der hebräische Name Ägyptens.

Von Mizraim zu spaehn. Sie waren zwar keine kundschafter,
Dieser bezychtigung halber war ihr gewissen beruhigt:
Aber sie nagete mit verschwiegenen bissen die synde,
Die sie an ihrem bruder, dem Joseph, begangen; sie hatten
Ihn kaufleuten von Ismaels stamm zum sclaven verkaufet."

Man schreibe dieses ohne Absätze der Zeilen hin, so wollen wir demjenigen Trotz bieten, welcher merken wird, daß es Poesie sein soll. Und so ist fast das ganze Gedicht.

Gleichwie dieser Verfasser dem Verfasser des „Messias" in der Versart nachgeahmet hat, also hat er es dem Verfasser des „Frühlings"[1] in den lateinischen Buchstaben nachgetan. Das heißt gute Dichter glücklich nachahmen! Aber warum will man denn unsere ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten! Man wirft unsern Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben! Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären als die Rundungen, und als ob die Lateinischen Charaktere nicht ebensoviel Ecken hätten. Denkt man dadurch die Ausländer zur Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irret man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens den Lateinischen sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie auch weiter. Es ist übrigens ohne Zweifel wegen des Mangels an ü in dem Antiquaschriftkasten geschehen, daß man statt derselben lauter y genommen hat, und weil hierdurch auch das Fach des y leer geworden, so hat man notwendig, anstatt des y, welches sonst ein guter alter, ehrlicher deutscher Buchstabe ist, allemal ein i genommen. Dergleichen Sprachverbesserungen können wir für nichts anders als für Kinderspiele ansehen, welchen gesetzte deutsche Schriftsteller nachzuäffen sich jederzeit schämen werden; und das von Rechts wegen.

16.

Zürich. Die Synd-Flut[2]. Ein Gedicht, Erster und zweiter Gesang. Zyrich, bey Heidegger und Compagnie 1751. In Großquart, 5 Bogen.

[1] Ewald von Kleist. — [2] Verfasser ist Bodmer.

Der Verfasser dieses Gedichts wagt sich auf einen Teil des Feldes, welches der Verfasser des „Noah", Herr Bodmer, zu durchlaufen sich vorgenommen hat. Er hat sich in der wohlgesetzten Vorrede wegen dieses Unternehmens hinlänglich entschuldiget. In dem Äußerlichen ist dieses Gedicht dem vorhergehenden fast vollkommen gleich. Dem Innern nach kömmt es der Sprache eines Dichters etwas näher, ob es gleich auch hin und wieder ziemlich nach der Prose schmeckt. Wir werden sehen, wie ihm die Fortsetzung gelingen wird. Eine etwas seltsame, wir wollen nicht sagen possierliche Stelle, wollen wir zur Belustigung unserer Leser hersetzen. Noah beklagt sich über die Aufführung der damaligen Menschen unter andern also:

„Einige haben die zaertlichste Neigung zu Hunden, und andre
Halten sich gern zu den Affen, sie gehn mit ihnen vertraut um,
Wie mit Brudergeschlechten, und nehmen ihr tun sich zum Beyspiel.
Der haengt ein Froeschebein an, ein andrer die Quaste vom Kuhschwanz,
Dieser den Schnabel des Hahnen, sie hyten des nichtigen Spielzeugs,
Wie des rechten Augapfels, beglaubt ihr Leben und Wolseyn
Sey an seine Bewahrung gebunden, und mit ihm verlohren" etc.

17.

Man sieht seit etlichen Tagen: L'Art de jouir[1].

Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.[2]

A Cythère. MDCCLI. In Kleinoktav, 8½ Bogen.

Es ist ein geiles Geschwätz von allerlei Heldentaten der Venusritter, und der darinnen angebrachte Witz ist so kahl wie der, welchen man von dem Verfasser schon in seinen gelehrten Werken „Sur l'origine des animaux", „L'homme plante", „L'homme machine"[3] etc. gewohnt ist. Er mag sich seiner Schwäche auch wohl bewußt sein; darum hat er, gleich im Anfange, die Hallerische Ode „Doris" als eine captationem benevolentiae fast ganz hingesetzt und für das Werk seines Witzes ausgegeben. Dergleichen Unverschämtheit ist nur bei einem

[1] „Die Kunst, zu genießen." Verfasser ist La Mettrie. — [2] „Und auf welche Art die süße Wollust geübt werde. Lukrez." — [3] „Der Ursprung der Wesen", „Der Mensch als Pflanze", „Der Mensch als Maschine", alles Titel von Schriften von La Mettrie.

Menschen nicht zu bewundern, welcher unverschämt genug ist, sich in die Reihe der Verfasser der „Ecoles des filles", „Académies des Dames", „Thérèse Philosophe"[1] NB. zu stellen. Doch wer von der Kunst zu lieben schreibet, für den kann auch ein Pontus[2] in der Welt sein.

18.

Frankfurt am Main. Eines christlichen Komödianten Beichte an Gott bei Versagung der öffentlichen Kommunion. in 4°.

Wir können diesen einzeln[3] Bogen sicher unter den Artikel von Frankfurt setzen, da wir wissen, daß Hr. Uhlich[4] der Verfasser davon ist, welcher auf dem Schuchischen Theater daselbst spielet. Er ist es, welchen der Herr Pastor Fresenius[5] aus keiner andern Ursache vom Beichtstuhle gewiesen hat, als weil er ein Schauspieler ist. Wir hätten nimmermehr geglaubt, daß ein protestantischer Theologe einer solchen päpstischen Tyrannei fähig sein könnte. Doch wie viele von ihnen besitzen nicht die Kunst, die gute Meinung, die man von ihnen hegt, auf einmal, ehe man sich's versieht, glücklich zuschanden zu machen? Bald sollten wir nunmehr glauben, daß der Herr von Voltaire die Wahrheit gesagt, wenn er vorgibt, die katholische Kirche würde die Schauspieler von ihrer Gemeinschaft nicht ausschließen und minder strenge gegen sie sein, wenn sie nicht die Vorwürfe der Protestanten besorgen müßte.

---

[1] Drei verrufene unsittliche französische Bücher: „École des filles ou la philosophie des dames" (1655), verfaßt von Hélot, wurde verbrannt und der entflohene Verfasser in effigie gehängt. „Le Meursius français ou l'Académie des dames" (1680) ist eine Übersetzung des berüchtigten Buches „Elegantiae latini sermonis" von N. Chorier. „Thérèse philosophe" erschien 1748 und wurde oft gedruckt. — [2] Ovid wurde aus unbekannten Ursachen, jedenfalls aber wegen moralischer Verfehlungen, von Augustus nach dem unwirtlichen Pontus verbannt. Ein deutlicher Wink an Friedrich den Großen, als dessen Vorleser La Mettrie, zum Mitglied der preußischen Akademie ernannt, in Berlin lebte. — [3] Kein Druckfehler. Die Zusammenziehung der Flexionsendungen mit dem Stammauslaut ist in Lessings Zeit sehr gebräuchlich. — [4] Adam Gottfried Uhlich (1720 bis nach 1756), Schauspieler und Lustspieldichter, zeitweise auch Journalist. Im Jahre 1751 setzte sich die Frankfurter Geistlichkeit aufs heftigste gegen den Plan Schuchs, in Frankfurt ein ständiges Schauspielhaus zu errichten, zur Wehr. — [5] Der Frankfurter Senior Johann Philipp Fresenius (1705—61), ein zelotischer Lutheraner. Er hat Goethes Eltern getraut und Wolfgang getauft.

19.

Göttingen. Die Religion und Hoffnung im Tode. In ihrem Zusammenhange bewiesen durch **Joachim Oporin** D.[1] Verlegts Ub. Vandenhoecks seel. Witwe 1751. In 8. 12 Bogen.

So gewiß es ist, daß das Aufnehmen[2] der Wissenschaften den Fall des Aberglaubens bewirkt, so falsch ist es, daß eben dieses Aufnehmen der wahren Gottesfurcht verderblich sein solle. Es ist ein Irrtum, wenn man es für eine notwendige Folge unsrer aufgeklärten Zeiten hält, daß hier und da ein witziger Kopf, stolz auf nichtsentscheidende Einfälle und zu faul, die Gründe der Religionen zu untersuchen, alle Pflichten derselben für Träume schwermütiger Lehrer und staatskluge Menschensatzungen hält. Wären Irreligion und ein großer Umfang erlangter Einsichten notwendig miteinander verbunden, so wäre ein frommer Newton ein weit größrer Freigeist gewesen als Diderot, und Leibniz ein größerer Feind alles Göttlichen als Edelmann[3]. So unwidersprechlich diese Wahrheit schon aus der Gelehrtengeschichte bewiesen werden kann, da man allezeit gegen einen großen Gelehrten, der ein Freigeist gewesen, zehn andre weit größere stellen kann, die den ganzen Umfang nicht allein der natürlichen, sondern auch der christlichen Religion mit Überzeugung geglaubt, verteidigt und darnach gelebt haben, so wenig scheint man sie jetzo einsehen zu wollen. Die allereingeschränktesten Geister, die es nie gewagt haben, zu denken, und immer mit dem Denken prahlen, glauben sich ein Ansehen von Wichtigkeit und einer Einsicht zu geben, wenn sie von andern ausgegrübelte Zweifel nachbeten und nichts von dem ihrigen hinzutun als die Unverschämtheit, sich ohne alle Mäßigung darüber auszudrucken. Je mehr diese Art von Leuten in unsern Zeiten zunimmt, desto nötiger wird es, die Religion der Natur und Offenbarung auf allen Seiten, wo sie nur der geringsten Überzeugung fähig sind, vorzustellen. So sehr sich also dergleichen Schriften auch vermehren, so wenig unnützlich sind sie doch. Die Wahrheit

[1] Joachim Oporin (1695—1753), Professor und Dr. theol. in Göttingen. — [2] Der Fortschritt. — [3] Johann Christian Edelmann (1698—1767), entschiedener Freidenker und Gegner des orthodoxen Christentums.

rühret unter mehr als einer Gestalt; unter dieser gefällt sie dem Weltweisen, unter jener dem Hofmanne. Dieses würde die Arbeit des Herrn Oporins vollkommen rechtfertigen, wenn sie sich auch weniger durch ihren innerlichen Wert den Gemütern, die das Religionsgefühl noch nicht gänzlich verloren haben, empfehlen könnte.

20.

Berlin. Wir haben unsern auswärtigen Lesern abermals eine Nachricht, welche den Hrn. de la Mettrie betrifft, mitzuteilen. Ohne Zweifel vermuten sie eine kleine witzige Torheit, die er schon wieder begangen hat. Es ist so was; ja, wenn sie nur nicht auf seiner Seite etwas allzu ernsthaft ausgefallen wäre! Er ist gestorben. Wir sind gewiß, die Welt wird sich mehr Gedanken über seinen Tod machen, als er sich selbst bei Annäherung desselben gemacht hat. Die Welt aber wird höchlich betrogen werden, wenn sie sich einbilden läßt, der Schleier sei endlich von seinen Augen gefallen, er habe widerrufen, er habe alle die Schwachheiten begangen, die man so vielen Philosophen auf ihrem Sterbebette begangen zu haben schimpflich nachrühmt. Seine

„Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis"[1]

hat ihre Wohnung ganz anständig verlassen, und sie hat sich über nichts betrübt, als daß das Uhrwerk ihres Lebens ins Stecken geraten, ehe es noch abgelaufen war. Man sieht wohl, daß wir hier halb nach seinem, halb nach unserm Lehrbegriffe reden. So viel aber können wir als der kleinste Mund, dessen sich die unparteiische Nachwelt bedienet, sagen: daß nunmehr der Augenblick vorhanden sei, welcher sein Lob und seinen Tadel auf ihre gewissen Punkte festsetzet; daß man an ihm einen ursprünglichen Witz, eine ansehnliche Einsicht in diejenige Wissenschaft, durch die er sich gewiß bei dem Leben würde erhalten haben, wenn es nützlich wäre, daß die Ärzte unsterblich blieben, eine beneidenswürdige Fertigkeit, sich schön und neu auszudrücken, betauern[2]

[1] „Flatterhaftes, liebenswürdiges Seelchen, Gast und Gefährtin des Körpers", angeblich Verse Kaiser Hadrians. — [2] Lessing schrieb stets „betauern", weil er das Wort fälschlich von „trauern" ableitete.

werde, indem man alle seine böse Eigenschaften verabscheuet, die wir verschweigen, weil er nunmehr tot ist. Sein Tod erfolgte gestern vor acht Tagen. Vielleicht gelingt es uns, unsern Lesern ehestens einige besondere Umstände von seinem Leben mitteilen zu können.

21.

Man sieht, ohne Benennung eines Orts: Ode an Gott von **Herrn Klopstock**, 1751. In Oct. 1 Bogen.

Vielleicht vermutet man in dieser Ode poetische Betrachtungen über die Majestät Gottes, und man mutmaßet auch recht. Oder vielleicht sucht man darinnen ein Gebet einer entzückten Demut, und man irret sich auch hierinne nicht. Man findet beides darinne; dennoch ist diese Ode ein Liebeslied, und man könnte sie das Hohelied Klopstocks nennen. Man sieht wohl, daß Herr Klopstock derjenige ist,

„— — — cui mens divinior atque os
Magna sonaturum"[1],

und daß er Pindarisch schreiben würde, wann er auch ein Gedicht vom Ackerbau schriebe. Er beweint die Abwesenheit seiner Geliebten, und anstatt daß ein anderer Dichter, welcher in ähnlichen Umständen war, seine poetische Klage mit einem „Soll ich meine Doris missen[2]?" ꝛc. anfing, so erschüttert ihn ein stiller Schauer der Allgegenwart Gottes; sein Herz und sein Gebein beben sanft gerührt; er fühlt, er fühlt es, daß Gott auch da, wo er wohnt, Gott ist. Er wünscht mit Gott zu reden, zweifelt aber, daß er ihn wird zu sprechen bekommen. Endlich wagt er es, mit dem Ewigen zu reden; er sagt ihm, daß er, Gott, ewig ist, und daß er, Klopstock, liebet. Der Ewige soll ihm seine Geliebte wiedergeben, oder er soll sein Leben zu einem schnellen Hauch machen. Er verspricht ihm dafür, noch einmal so tugendhaft zu sein, wenn sie bei ihm ist, und den Messias desto feuriger zu besingen. „Von ihr geliebt", sagt er, „will ich dir feuriger entgegenjauchzen; will ich mein volles Herz in hohen Hallelujaliedern, ewiger Vater! vor dir vergießen.

[1] „Der einen göttlicheren Geist besitzt und einen Mund, der noch große Töne verheißt." Horaz, „Satiren", 1. Buch, Nr. 4, V. 43 f. — [2] Anfang eines Gedichts Albrecht von Hallers.

Dann, wann sie mit mir deinen erhabenen Ruhm gen Himmel weinet, bebend, mit schwimmenden, entzückten Augen, will ich mit ihr hier schon das ewige Leben fühlen. Das Lied des Sohns, trunken in ihrem Arm, von reiner Wollust, will ich erhabener, Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns Christen sind, seligen Enkeln singen[1]."

Unsere Leser werden wohl die Absätze der Verse, welche wir, den Raum zu ersparen, weggelassen haben, da sie ohnedies ohne darübergesetzte Zeichen keine Füße haben würden, nicht vermissen.

Einen Gedanken unsers berühmten Dichters, welchen wir ohne diese Anmerkung nicht haben denken können, müssen wir noch berühren. Es ist der in dieser Ode und in dem „Messias" oft vorkommende Gedanke von dem Gedanken, welcher gedacht wird. Dieser gedacht werdende Gedanke, welcher so lange ein guter poetischer Gedanke oder vielmehr Ausdruck ist, als er weniger geschrieben als gedacht wird, hat, wenn wir uns recht erinnern, seinen Ursprung von einem Gedanken eines bekannten glücklichen Dichters, welcher ihn dachte, als er einsmal eine Ode verfertigte. Dieser Gedanke und das Denken des Gedankens fand damals gleich bei einigen wahren Kennern poetischer Schönheiten und nachmaligen vertrauten Freunden des Herrn Klopstocks, weil er gut angebracht und nur einmal angebracht war, vielen Beifall. O imitatores! — — — —

22.

Frankfurt und Leipzig. Die Weiberstipendien, oder die wohlfeile Miete der Studenten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt und Leipzig 1751. In 8t. 6½ Bogen. Desgleichen: **Der Faule und die Vormünder**, ein Lustspiel in drei Aufzügen. Ebenda in eben dem Jahr. 6 Bogen. — Wir nehmen diese zwei Stücke zusammen, weil wir zuverlässig wissen, daß sie von einem Verfasser[2] sind. Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht

[1] Die zitierte Stelle bildet die drei Schlußstrophen der Ode. — [2] Heinrich August Ossenfelder (1725—1801), während der Leipziger Studentenzeit der vertraute Freund Lessings.

am Ende sagen: „Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher sein könnte!“ Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleichviel, welches er zuerst oder zuletzt liefet, genug, dasjenige, welches er zuletzt liefet, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Ekel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß; ob wir gleich sonst gestehen müssen, daß beide ihrem innerlichen Wert nach gleich nichtswürdig sind. Plan, Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satire, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welche dem Verfasser böhmische Dörfer sind. Wenn er bei dem ersten anstatt Lustspiel Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermaßen entschuldiget. Bei dem andern wenigstens drohet er den Lesern gleich auf dem Titel, daß sie vermöge der komischen Sympathie einschlafen werden; und kann man von einem Verfasser mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Titel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, daß er unser Urteil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vorteilhaft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben, ihm zu sagen, daß ein gewisser Herr O. in D[1] — — der Verfasser dieser schönen Lustspiele sei. „Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* versibus clusero.“ Mart.[2]

23.

Leipzig. Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer echten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an: **Herrn Johann Christoph Gottscheds,** der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bei der jetzigen zweiten Auflage übersehen und mit dem II. Teile vermehrt, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Joh.

[1] Dresden. — [2] „Ich glaube das Recht zu haben, diese Beurteilung mit Versen zu schließen. Martial.“ Es folgt das Sinngedicht „Auf einen elenden komischen Dichter“ (vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 38) ohne die Überschrift.

Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. in groß 8t. — Das Äußerliche dieſer Gedichte iſt ſo vortrefflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden und, wie wir wünſchen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das überſteigt unſre Kräfte. Der erſte Teil iſt alt, und nur die Ordnung iſt neu, welche der ſchärfſten Hofetikette Ehre machen würde. Wenn der Verfaſſer den Einfall dazu nicht in Wien[1] bekommen hat, ſo hat er ihn wenigſtens nicht bei dem Horaz gelernt, dem er ſonſt ein ſehr wichtiges Kunſtſtück abgeſtohlen hat, das große Kunſtſtück nämlich, ſeine Jubeloden allezeit ſein zum Schluſſe der Abteilung von den Oden zu ſetzen. Der andre Teil iſt größtenteils neu und mit eben der Rangordnung ausgeſchmückt, welche bei dem erſten ſo vorzüglich angebracht iſt; ſo daß nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürſtliche Perſonen in das erſte Buch, die auf gräfliche, adelige und ſolche, die ihnen gewiſſermaßen gleichkommen, ins zweite, alle freundſchaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen ſind. Uns iſt die Ode auf den Herrn von Leibniz ſogleich in die Augen gefallen. Der größte Teil derſelben beſchäftiget ſich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das iſt Pindariſch! Wann dieſer erhabne Sänger das Lob eines olympiſchen Siegers vergöttern ſollte, von dem er auf der Gotteswelt nichts Rühmlichers zu ſagen hatte, als etwa die Geſchwindigkeit ſeiner Füße oder die Stärke ſeiner Fäuſte, ſo geſchah es dann und wann, daß er ſtatt ſeiner ſeine Vaterſtadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Überlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottſched zur Nachahmung der Alten getan hat. Wer kann übrigens ernſthaft bleiben, wenn er das Lob dieſes Weltweiſen auf die Erfindung verſchiedner Kleinigkeiten ſtützt, wie zum Exempel ſeine Dyadik[2] iſt, welche er zu erfinden eben nicht Leibniz hätte ſein dürfen. Doch die Dyadik

[1] Wegen des dort herrſchenden ſtrengen, ſpaniſchen Zeremoniells. Gottſched war 1749 in Wien geweſen und bei Hofe und vom Adel ehrenvoll aufgenommen worden. — [2] Dyadik iſt ein Zahlenſyſtem, bei dem ſchon je zwei Einheiten einer Ordnung eine Einheit der nächſten Ordnung bilden, ſo daß alſo die Zahlen 1 und 0 zur Darſtellung ſämtlicher Werte ausreichen.

ist für den Herrn Professor vielleicht ein ebenso unbegreifliches Ding, als ihm die Analysis infinitorum[1] zu sein scheint, die er mit vieler Einsicht die Rechenkunst in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Herrn Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb[2] anführen, wo er sein zu entbehrendes Urteil über den „Messias" fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt, es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, verteidigen kann. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer", sagt der Herr Prof. Gottsched, „hat an den Herrn Schuch, Prinzipal einer deutschen Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben und ihn eingeladen, nach Zürch zu kommen, nicht etwa tragische und komische Schauspiele daselbst aufzuführen, sondern durch seine geschicktesten Personen beiderlei Geschlechts den ‚Messias' auf öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der Brief ist vorhanden." Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Professor scheinet. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsre Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der Tat bei den Römern üblich war? Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Tlr. 4 Gr. Mit 2 Tlr. bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Gr. ohngefähr das Nützliche.

24.

Leipzig. Moralische Fabeln mit beigefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Dänischen des **Herrn Barons von Holberg** übersetzt durch J. A. S. K. D. C.

[1] Infinitesimalrechnung, Rechnung mit unendlich großen und unendlich kleinen Größen. — [2] Der S. 26 dieses Bandes, Z. 8, und S. 61, Z. 17 f. erwähnte Verehrer Gottscheds in Wien.

Verlegts Franz Ch. Mumme, Buchhändler in Kopenhagen. 1751. in 8 t. 16 Bogen. — Diese Fabeln hat der berühmte Verfasser nur vor kurzen in seiner Muttersprache herausgegeben, und wir sind die Übersetzung davon eben dem geschickten Manne, welcher uns das komische Heldengedichte „Peter Paars" deutsch geliefert hat, schuldig, nämlich dem Herrn J. A. Scheibe[1], königl. dänischen Kapellmeister. Er wird es uns nicht übelnehmen, wenn wir, was den Wert dieser Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung sein können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftsteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurteil verschafft haben, als ob alles, was aus ihrer beschäftigten Feder fließt, vortrefflich sein müsse. Trotz diesem Vorurteile aber wagen wir zu sagen, daß seine Fabeln überhaupt erbärmlich und unter allen zweihundertundzweiunddreißigen nicht zweiunddreißig leidlich sind. Er hat sie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu sagen, so trauen wir dem Herrn Verfasser nicht einmal zu, daß er imstande sei, den Versen diejenige reizende Einfalt zu geben, welche sie notwendig haben müssen, wenn sie zum Vortrage der Fabeln geschickt sein sollen. Wir wollen zur Probe ein paar von den kleinsten hersetzen, woraus der Leser ohne uns schließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchste der dänische Stoppe[2] ist. Die 185. Fabel heißt:

Der Elefant und der Biber.

„Ein Elefant und ein Biber sprachen einsmals von dem Lauf der Welt miteinander, sowohl in Ansehung der Tiere als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elefanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen möchte, entweder Reichtum oder Weisheit? Der Elefant antwortete: ‚Ich wollte mir wohl Weisheit wünschen, wenn ich nicht sähe, daß so viele weise Sollizitanten und studierte Leute

[1] Johann Adolf Scheibe, königlich dänischer Kapellmeister, geboren in Leipzig 1708, seit 1745 in Kopenhagen, von Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie", Stück 26, gerühmt. — [2] Vgl. S. 22 dieses Bandes, Anm. 1.

mit niedergeschlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden'."

Warum hat der Verfasser den Elefanten und den Biber zu dieser Fabel gewählt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Esel und das Pferd? Welche Wahrscheinlichkeit, daß der Elefant jemals in die Vorgemächer reicher Toren gekommen ist?

25.

Lieder (bei welchen man gähnen wird)[1] 3. Bei Viktorius Bößiegel, 1751. in 4 t. auf 5 Bogen. — Wir halten diesen Zusatz für nötig, damit man sie gleich bei dem ersten Anblicke von gewissen andern Liedern unterscheide, welche vor einiger Zeit herauskamen[2] und jetzo in ebenso vieler Gedächtnis als Händen sind. Sie sind teils mit Reimen, teils ohne Reime; überall aber bleibt Herr 3 sich selbst gleich: kalt, kindisch, gemein. Anstatt den Leser mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünschung des Dichters[3] wiederholen.

„Die Väter dieser Liederbrut,
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttin, strafe.
Es fühl' ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädchen les' alsdann ihr frostig Lob und schlafe.
Nie werde deren Lieds gedacht
Bei sanftem Saitenspiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht,
Wann ihn die Grazien mit frohen Rosen krönen."

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

26.

Hamburg. Horaz[4]. Bei Johann Carl Bohn. 1751. in groß 4 t. auf 2 Bogen. — Dieses Gedichte beschreibt die Anmut des Landlebens und den Horaz als den würdigsten Genießer desselben. Deutschland kennt ihn ungenannt, ihn

[1] Verfasser unbekannt. — [2] Es können die „Lieder" von Gellert (Leipzig 1743) oder von Gleim (Zürich 1745 und 1749), die ebenfalls anonym erschienen, gemeint sein. — [3] Johann Peter Uz in seinem Gedicht „An Venus". — [4] Verfasser Friedrich von Hagedorn.

„cui liquidam pater
Vocem cum cithara dedit — — —
qui persaepe cava testudine flevit amorem,
— — elaboratum ad pedem[1]."

Nach dem Beiſpiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior[2] belebt. Dieſes und die meiſten ſeiner moraliſchen Gedichte ſind ſolche, welche ſein Muſter sermoni propiora[3] nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke quos reddidit junctura novos[4] verraten überall den Dichter, welcher ſich zwinget, anſtatt ſeines ganzen Feuers nur Funken ſehen zu laſſen. Wir wollen nichts mehr davon ſagen und uns begnügen, folgende vortreffliche Stelle herzuſetzen:

„Arell, der Filz, des Wuchers blaſſer Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt ſich; aber ſchlecht..."

27.

Stuttgart. Oden, Lieder und Erzählungen[5]. Verlegts Johann Chriſtoph Erhard. 1751. in 8t. 11 Bogen.— Die in dieſer Sammlung befindlichen Poeſien ſind teils ohne, teils mit Reimen. Die Reime für ein notwendiges Stück der deutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gotiſchen Geſchmack verraten. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vorteilhafte Schönheit ſein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beiſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe einem Dichter die Freiheit. Iſt ſein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erſtickt, ſo reime er. Verlieret ſich die Hitze ſeines Geiſtes während der Ausarbeitung, ſo reime er nicht. Es gibt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß ſie ſich der mühſamen Kunſt unterwerfen ſollten, und

[1] „Welchem der Schöpfer die Leier und eine reine Stimme verlieh — — der ſehr häufig auf der gewölbten Leier ſeine Liebe mit reifer Kunſt klagte." Horaz, „Oden", 1. Buch, Nr. 24. — [2] „Höhere Stimmung." — [3] „Der Alltagsrede ähnlicher." — [4] „Die durch den Zuſammenhang neu erſcheinen." — [5] Verfaſſer Johann Ludwig Huber (1723—1800), Advokat in Stuttgart.

dieſe offendit limae labor et mora[1]. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit[2]. Es gibt andre, welche Horaz sanos[3] nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt[4]. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſterung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt, ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem ſie einmal ſind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beide groß, und beide unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeſchafften Reime eine Gelegenheit, deſto feuriger zu bleiben, ſind. In welche Klaſſe der Verfaſſer der angeführten Oden, Lieder und Erzählungen gehöre, mag man aus dieſen kleinen Proben erraten.

An die Unzufriedne.

„Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut ſtünde ..."

28.

Frankfurt. Verſuche in Weſtfäliſchen Gedichten von E. C.[5] Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sunt scripturus. Horatius[6]. Frankfurt, bei Joh. Fried. Fleiſcher. 1751. in 8 t. 9 Bogen. — Es war eine Zeit, da ein „ſchweizeriſcher Dichter" ein Widerſpruch zu ſein ſchien. Der einzige Haller hob ihn. Warum ſoll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel ſeiner ewigen Gedichte bei ſich eins geworden, ihren ganzen Wert empfunden und nur aus Überzeugung dieſes Werts ſein Vaterland zum Mitgenoſſen

[1] „Kränkt die Mühe und den Zeitaufwand des Feilens." Horaz, „Ars poetica", V. 291. — [2] „Welche ſich nicht zu großem Zeitaufwand und vielem Streichen zwingen laſſen." Horaz, daſelbſt, V. 292. — [3] „Geſunde Dichter." Epiſteln 1, 19, 3. — [4] „Vom Helikon ausſchließen." — [5] Verfaſſer Florens Arnold Consbruch (1729—84), Juſtizrat in Bielefeld. — [6] „Streiche oft aus, wenn du etwas ſchreiben willſt, was wert ſei, zweimal geleſen zu werden." Horaz, Satiren 1, 10, 73.

ſeines Ruhms gemacht habe? Von dem Verfaſſer der „Verſuche in weſtfäliſchen Gedichten" eben das zu ſagen, würde von einer Satire ebenſowenig unterſchieden ſein, als er von dem Verfaſſer der „Poetiſchen Erzählungen"[1], die vor einem Jahre herauskamen, unterſchieden iſt. Seine Arbeit iſt nicht die ſchlechteſte; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verraten, welches ſich das Mechaniſche der Poeſie eigen gemacht hat. Ob ihn aber ſeine Landsleute zum Modell des weſtfäliſchen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Muſik hat man ſchon in den „Nacheiferungen in den zierlichen Wiſſenſchaften"[2] geleſen. Warum aber der Verfaſſer dort F. A. Consbruch und hier E. Consbruch heißt, das wiſſen wir nicht. Das letzte Gedichte in dieſen Verſuchen iſt „An ſein Vaterland" überſchrieben. Es ſoll eine Widerlegung des Verfaſſers der „Epîtres diverses"[3] ſein, welcher vielleicht alle Tugenden, nur die Liebe des Vaterlandes nicht beſitzet, wenn ſie anders eine iſt. Die Wahrheit zu geſtehen: wenn wir entweder auf unſer Vaterland ſinnreich läſtern oder es elend verteidigen ſollten, wir wählten das erſte. Neugierigen Leſern zum Anbiß wollen wir folgende Erzählung von der 118. Seite hieher ſetzen.

Harpagon.

„Als Harpagon, der ſich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit verſprach,
Ward Agnes nicht zu Rat gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautſchatz nach.
Man führt das arme Kind mit Tränen zum Altare,
Wo Veit ſein Jawort keuchend ſagt:
Ein Wort, das mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie ſchweigt beſtürzt und weint. Der Prieſter neigt ſich hin
Und fragt: ‚Erkläret Euch; Ihr wollt den Bräut'gam doch?' —
‚Ach', ſpricht ſie, ‚guter Freund! Ihr ſeid der erſte noch,
Von dem ich dieſerhalb um Rat gefraget bin!'"

[1] Dieſe Gedichte Consbruchs hatte Leſſing ebenfalls beſprochen. — [2] Eine in Jena erſcheinende Zeitſchrift. — [3] Die „Epitres diverses" (London 1740) ſind verfaßt von dem franzöſiſch dichtenden Weſtfalen Georg Ludwig von Bar (1702–67).

Sonst nennt man die Erzählungen nach der Hauptperson, und hier ist sie wenigstens nicht Harpagon. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

29.

Jena. Anweisung zur regelmäßigen Abfassung teutscher Briefe und besonders der Wohlstandsbriefe, herausgegeben von **M. Joh. Wilh. Schaubert**[1]. Bei Th. Wilh. Ernst Güth. 1751. In 8 t. — Die Briefsteller und Heldendichter[2] sind jetzt die Modeskribenten in Deutschland. Was brauchten unsere witzigen Köpfe mehr, als zu wissen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um diesen Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieses Jahrhunderts diesen Mangel zu Gemüte geführt, so würde unser Vaterland jetzo wenigstens soviel Briefsammlungen als Gelegenheitskarmina und ebensoviel Heldengedichte als Postillen haben. Wie stolz könnten wir alsdenn gegen die Ausländer sein! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Geduld, meine Herren Balzacs, Bussys, Fontenells, Tassos, Glovers, Miltons ꝛc.[3], so werden Sie sich durch unsere G** R** St**, durch unsre B** N** und von Sch**[4] verdunkelt sehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, den Herrn M. Schaubert unter diese Zahl zu setzen, wann wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegensetzen sollten. Wo ist der witzige Kopf unter ihnen, der, wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist, als nimmermehr kein Kompendium der Wolfischen Philosophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematischen Lehrart und ersuchen den Herrn Verfasser dieser Anweisung, ja bei einer neuen Auflage den Paragraphen die Überschriften, Erklärung, Heuscheſatz[5], Aufgabe, Auflösung, Zusatz ꝛc. beifügen zu lassen

[1] Magister Johann Wilhelm Schaubert (1720—51) lebte in Jena. — [2] Klopstock und seine Nachahmer. — [3] Balzac, Rabutin Comte de Bussy und Fontenelle sind durch ihre Briefe berühmt, Tasso, Glover (der Verfasser des „Leonidas") und Milton als Epiker. — [4] Die abgekürzten Namen bedeuten Gellert, Rabener und Stockhausen als Verfasser von Musterbriefen, Bodmer, Naumann und den Freiherrn von Schönaich als Epiker. — [5] Heuschen ist, namentlich in der Schweiz, verbreitete Nebenform zu „heischen"

und in seinen eigenen Briefen, wenn er deren eine besondere Sammlung einmal herausgeben sollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derselben sind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz besondern Vorzug, diesen nämlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichste Urteil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe schreiben lernen[1]. O wahrhaftig, was wäre auch sonst schöne als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel gelesen haben. Eben weil uns die Lesung seiner Bogen Zeit gekostet hat und wir doch in nichts klüger daraus geworden sind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freiheit genommen, unsre Meinung zu sagen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

30.

Frankfurt und Leipzig. Kleinigkeiten[2]. 1751. In 8 t. 6 Bogen. — Diese „Kleinigkeiten" bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste sein, diejenigen davon mit zu verdammen, die sie verdammt, sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es sogar, wann er ihr anders vorgreifen darf, sie durch uns selbst anzuzeigen und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: „An den Anakreon", „Die Sparsamkeit", „Der Vetter und die Muhme", „Die Ente", „Der bescheidne Wunsch", „Das Schäferleben", „Der Schiffbruch" und „Die Redlichkeit". Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wie jene würden gewiß weggeblieben sein, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drei Jahre aus den Händen gewesen wären[3].

[1] Lernen bedeutet hier, wie oft, „lehren". — [2] Verfasser ist Lessing selbst. — [3] Danach wäre die Sammlung schon 1748 dem Verleger (Mezler in Stuttgart) übergeben worden, was nicht wahrscheinlich ist.

Und kann man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist? Unterdessen wollen wir ein paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennet — — Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht ebensowohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist[1]? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

31.

Ohne Benennung des Orts ist auf einem Bogen in 8 t. eine Ode an Gott von dem **Herrn Klopstock** abgedruckt worden. Der Dichter betauret in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mägdchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine[2] Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken:

„Verum ubi plura nitent in carmine" etc.[3]

Wir wollen folgende drei Strophen zur Probe hieher setzen, und weil das Sylbenmaß ein horazisches ist, welches den meisten unbekannt sein möchte, so wollen wir die erstere bezeichnen.

⏑ – ⏑ – | – – ⏑ ⏑ – ⏑ |
Mach' GOTT! | bis Le | ben, | mach' es zum schnel | len Hauch, |

⏑ – – – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ |
Oder | gib die | mir, | die du mir gleich | erschufst,

– – ⏑ – – – ⏑ – ⏑ |
Ach! gib | sie mir, | die leicht | zu ge | ben,

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – |
Gib sie dem | bebenden | bangen | Herzen, |

Dem heil'gen Schauer, der ihr entgegenwallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,

[1] Es folgen die Gedichte „Die Namen" (Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 57), „Das Paradies" (Bd. 1, S. 64) und „Das Gebet" (Bd. 1, S. 26, unter dem Titel „Auf Dorinden"). — [2] Gewöhnliche, platte. — [3] „Aber wo viel Glänzendes in einem Gedicht ist." Horaz, „Ars poetica", V. 351.

Und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Tränen hier bang zerfließet.

Gib sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab' ausgestreckt,
Wenn ich mit heißer Stimm' voll Andacht
Dich um die ewige Ruh' anflehte.

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

32.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes[1] soll dieses monatliche Blatt gewidmet sein. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht — es verdrießt uns, daß wir sie so nennen sollen —, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen und „Unbekannte Länder" darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden und an ihren felsichten Ufern schimpflich scheidern[2]. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich sein, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Grenzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnötige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer, aneinanderhangender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, ebenso unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefähr etwas sei, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleichkomme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Übereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Teil der Rechenkunst sein müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl

[1] Vgl. S. 21 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Seltene Nebenform zu „scheitern".

gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mitteilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sklaverei sein würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Teil seines Vorzuges für[1] unedlere Tiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reize die ursprüngliche Empfindung der Freiheit in uns ersticken und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker, sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Notwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. — — — Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Taten, welche bei Barbaren fest eingeprägte Vorurteile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freien Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat*.

* Der Titel ist: „Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: si le rétablissement des sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs. Par Mr. *Rousseau*, Citoyen de Genève."

[1] Vor unedleren Tieren.

Sie betrifft die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beigetragen habe? Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen[1] ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir teilen einen umständlichen Auszug derselben um so viel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzo in Deutschland bekannt worden ist.

Er hat sie in zwei Teile geteilt. In dem erstern zeiget er durch unverwerfliche Beispiele der Geschichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen[2] der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie notwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

Europa, sagt er, war in die Barbarei der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Weltteils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender als die Unwissenheit war. Ich weiß nicht, welche szientifische Wäscherei hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt und setzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nötig, die Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen; und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wiederherstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Überbleibsel des alten Griechenlandes nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freien Künste folgten endlich die Wissenschaften,

[1] Indessen. — [2] Aufblühen.

und die Kunst zu denken verband sich mit der Kunst zu reden; eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vorteil des Umganges mit den Musen zu empfinden, nämlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beifalls würdige Werke zu gefallen, einflößt — — Ihr ward man die Anmut der Gemütsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswert macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig — — — Ehe die Kunst unser Betragen gebildet und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatte, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verriet sogleich den Unterscheid der Gemütsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzo, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohn' Unterlaß folget man den Gebräuchen und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu tun hat. — — Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bei sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verräterei, und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöscht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend; andre aber zieret man mit den Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. — — — Auf die Art sind wir ge-

sittete Völker geworden; und größtenteils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. — — — Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. — — Ägypten war die Mutter der Weltweisheit und der freien Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Kambyses, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken. — — — Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten sein konnte, mußte es sich in das mazedonische Joch schmiegen. — — — Rom, das von Hirten erbaute und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. — — — In Asien ist ein Land[1], wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Ämtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht; keine Schandtat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tartars nicht befreien können. — — — Die Perser, ein besonders Volk, bei welchem man die Tugend lernte, wie man bei uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegenteils. Alle die lebten ohne Wissenschaften, öfters Überwinder, niemals überwunden. — — — Sparta selbst, im Schoße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man sein könne, ohne gelehrt zu sein, wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften bestehe. — — — O Fabricius[2], was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wäreſt und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr als alle seine Eroberungen berühmt machte, gesehen hätteſt! „Götter!" würdeſt du

[1] China. — [2] Gajus Fabricius Luscinus, berühmter, durch Unbestechlichkeit und Vaterlandsliebe hervorragender römischer Feldherr, ausgezeichnet durch Einfachheit.

gesagt haben, „wo sind die strohern[1] Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt ihr getan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt euch zu Sklaven nichtiger, von euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die euch beherrschen? Habt ihr deswegen Asien und Griechenland mit eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Maler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler preisgegeben? Auf, ihr Römer! reißet eure Schauplätze ungesäumt nieder; zerschmettert diese Marmor; verbrennet diese Bilder; verjaget diese Sklaven, welche euch unter dem Joche halten, und deren unselige Künste euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist, die Welt zu überwinden und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas[2] unsern Rat für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so majestätisch? O ihr Bürger! Ein Anblick rührte ihn, welchen euch nimmermehr weder eure Reichtümer noch eure Künste verschaffen werden, der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist: die Versammlung von zweihundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten“ — — — Seht, fährt der Verfasser fort, so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmütigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat;

[1] Vgl. S. 36 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Als der Redner Kineas im Auftrag des Königs Pyrrhos von Epirus 280 v. Chr. als Unterhändler nach Rom kam, erschien ihm der Senat wie eine Versammlung von Königen.

so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter sein, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Teile und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrtümer zu fallen, verbunden sei. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. Nichts Gutes tun, sagt er, heißt Böses tun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verraten und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt sein? Doch was ist der Verlust der Zeit gegen andre Übel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nötig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Übel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks. — — — Sage uns, berühmter Arouet[1], wieviel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wieviel Großes hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? — — — Doch verderblichern Übeln weichen kleinere Schaden. Indessen, da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhandnimmt, wird der wahre Mut entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig.

[1] Voltaires eigentlicher Name.

Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem und vielleicht auf ewig den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien. — — Nicht allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachteilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht — — Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Verteidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, so wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden — — — Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es gibt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen — — — Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht — — — Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreier halten, wovon jeder auf öffentlichen Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen — — — Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreie uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter und schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armut, die einzigen Güter, welche unser Glück befördern und vor dir angenehm sind“ — — Was soll man von denen sagen, welche die Türen zu dem Heiligtume der Gelehrsamkeit erbrochen und

den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was Außerordentliches zu leisten imstande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch sein. Große Gelegenheiten machen große Geister. — — — O Tugend! schließt er endlich, erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, soviel Mühe, soviel Anstalten sind nötig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwo Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung voneinander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebauet sein. Es ist wahr,

das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? — — Ferner könnten wir sagen: wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns untereinander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind. — — —

Wann es einmal heißen wird: des verstorbnen Herrn von Scheyb längst verstorbene „Theresiade“[1], so wird man den „Messias“ immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dargegen hat mitteilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Herr Professor, anstatt den „Messias“ zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es gibt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit dem-

[1] Die „Theresiade“, das erbärmliche Epos des Freiherrn von Scheyb (vgl. S. 26 dieses Bandes, Anm. 1), erschien in Wien 1746.

jenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wann hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewundrer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allen, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem „Messias" auf eine Weise erteilen, die genugsam zu verstehen gibt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurteils dagegen bei. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben[1].

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem „Messias" an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen[2].

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler

[1] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 24: „Auf einen gewissen Dichter". — [2] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 119: „Der Sperling und die Feldmaus".

den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz, Oesen[1] zeigen genugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben können. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

„Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt[2]."

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

„Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein[3]?"

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Übelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

33.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Öffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Tor gesprengt,

[1] Ein Dichter Oesen ist nicht bekannt; es dürfte Johann Heinrich Oest (geb. 1727 in Kassel), der Stifter der Deutschen Gesellschaft in Bremen, gemeint sein. — [2] Das Zitat stammt aus Lessings Fragment „Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie", V. 21 ff. — [3] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 26, Nr. 101.

schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des „Messias" erhalten, worinne zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich: wenn der Verfasser des „Messias" eine Ode macht, so wird es in der Tat eine Ode sein. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. — — „Ihn ersahe Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater des Vaterlandes — — Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu teuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Tränen der Mutter und Braut erkauft wird — — Für ihn war der Eroberer zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen Bilde, seinesgleichen zu sein — — Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden — — Er ist ein Christ! — — Er belohnt redliche Taten und belohnt sich zuerst — — Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht. — — Er winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht." — — — — Seht da, die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Teil des Polypus ein neuer und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Teilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. — — Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine horazische, voller majestätischen Wohlklangs und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind asklepiadeisch, und die vierte ist glykonisch. Überall ist der Wert der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so vielmehr bewundern muß, je

ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

– – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
Welchen | König der Gott | über die Kö | nige
Mit ein | weihendem Blick, | als er gebo | ren ward,
Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund
– – – ⏑ ⏑ – ⏑ –
Und des | Vaterlands Va | ter sein.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der „Messias“ ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen, heißt es, hat dem Verfasser des ‚Messias‘, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nötig war.“ — — Ein vortreffliches Zeugnis für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute soviel Satyre darinne sehen als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. — — Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. — — Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Beratschlagung des jüdischen Synedriums, die Verräterei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Ölberge — — Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse
Und das Geschrei und der Tötenden Wut und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder und ist noch und denkt noch und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen, sterbenden Händen

Blut gen Himmel, Gott flucht er und wollte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Ältsten im Volke schnell zu sich berufen" usw.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichnis ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht und immer auf einer neuen Seite schildert, so wie Virgil den Löwen — —. Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerißnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Ölberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht — — Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

„Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt' er und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den tief erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging."

Hier bricht er den Vers ab, und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger „Stützen" (tibicines)[1] nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der Tat sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Geratewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt teilnimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten

[1] Lessing setzte fälschlich tibicines für tibiae, den Fachausdruck für die unvollständigen Verse.

Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend atmen. . . .

Wann der Verfasser des „Messias“ kein Dichter ist, so ist er doch ein Verteidiger unserer Religion. Und dieses ist er, mehr als alle Schriftsteller sogenannter „geretteter Offenbarungen“ oder „untrüglicher Beweise“. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Überzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter getan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urteil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzenei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt — —. Diese einzige Betrachtung sollte den „Messias“ schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden; besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Teil macht, ein gewisses Ansehen haben. . . .

34.

Der „Herrmann"[1] und der „Nimrod"[2] würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser[3] folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Geduld gewürdiget hätte.

Mein Herr!

Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den „Herrmann" und den „Nimrod" noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland[4] durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem deutschen Witze aufs höchste gekommen ist und daß, wenn die Ausländer auch zehn „Henriaden"[5] aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutschland zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunkt noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das bißchen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten! Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz bieten konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, gottlob! an dem „Herrmann", wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht mit dem „Messias" und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sei! In der Schweiz und in den derselben inkorporierten Landen kann er allenfalls dafür

[1] Heldengedicht des Freiherrn von Schönaich, erschienen in Leipzig 1751 und von Lessing mehrfach verspottet. — [2] Der Verfasser des „Nimrod", einer schwachen Nachahmung des „Messias", die in Frankfurt und Leipzig 1752 erschien, war Christian Nikolaus Naumann, ein Jugendfreund Lessings. — [3] Ohne Zweifel Lessing selbst. — [4] Gottsched. — [5] „Henriade", vielbewundertes Epos Voltaires.

gelten; aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten. Und ist es zu dessen Beweise nicht genug, daß ihn noch kein G — — dafür erkennet? Siehe den „Wurmsamen"[1], den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreiherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den „Herrmann" in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in 12 Büchern, wie Virgil seine „Aneis", geliefert hat.

Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der „Nimrod" des Herrn Naumann, welcher schon über zehn Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichtum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem toten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Kapelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Oktameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der „Kritischen Dichtkunst" des berühmten Herrn Professor Gottscheds[2]. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat

[1] „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht" (1751) war eine von Gottscheds Anhänger Triller gedichtete schwache Travestie des „Messias." — [2] Leipzig 1751.

dieses selbst feierlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so vieles weggenommen, hinzugesetzt und verändert; und doch wußte er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinen, Ringelreimen, Madrigalen[1] und andern dergleichen poetischen Marzipanen fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorfältig ersetzt und dadurch alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin ꝛc.

P. S.

35.

Idomeneus, ein Trauerspiel des **Herrn Crébillon**[2]. Stralsund und Leipzig bei Joh. Jacob Weitbrecht. 1752. — Von dem Trauerspiele selbst ist nichts zu sagen. Wer kennt den blutigen Kothurn eines grausamen Crébillon nicht? Die Übersetzung ist in reimlosen Zeilen, mit abwechselnder Versart. Warum der Übersetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: „Weil man mitten in dem Sturme der Leidenschaften stets durch sein widernatürliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man sei nur auf dem Schauplatze." Vortreffliche Ursache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Szenen, jede Verkleidung der Schauspieler erinnert mich weit mehr als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin, indem alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht. Warum ist man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum sagt man ihr nicht gleich: ich hatte große Lust, dieses Trauerspiel zu übersetzen; ich war aber zu faul oder zu ungeschickt, die Schwierigkeiten des

[1] Die Sestine ist eine sehr künstliche, aus sechs Strophen zu je sechs Versen mit komplizierter Reimfolge bestehende romanische Form; der Ringelreim (franz. rondeau) hat gleichen Anfang und Ausgang; das Madrigal ist ein dem Epigramm verwandtes kurzes Gedicht in ganz freier Form. — [2] Crébillon der Ältere (1674 bis 1762), wegen der vielen grausigen Vorgänge in seinen Dramen „le terrible" genannt, dichtete schon 1705 den „Idoménée", eines seiner erfolgreichsten Trauerspiele.

Reims, so wie etwa Schlegel (siehe die Vorrede zu seinen theatralischen Werken)[1] zu übersteigen, und habe also den Reim an Galgen heißen gehen. — — Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, sagt der Herr Übersetzer, glücklich gewesen oder nicht, werde die Aufführung dieses Stücks am besten zeigen können. Ins Ohr, mein Herr! Ihre Übersetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden, es müßte denn von einer Gesellschaft sein, die Sie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauspieler, was für Dienste ihm der Reim bei dem Memorieren leiste? Sie werden alsdann aus seiner Antwort schließen können, ob Sie ihm durch Ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werfen Sie mir nicht höhnisch ein, er habe Ihre Verse nur als Prosa zu lernen. Sie irren sich; in der Prosa kann er hier und da ein Wort ohne Nachteil der Stärke der Gedanken versetzen, welches er in Ihren Versen unterlassen muß, wann sie anders Verse bleiben sollen. — — Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

36.

Drei Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs[2]. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung, 1753. in groß 4t. auf 1 Bogen. — Wann Worte und Redensarten, wobei gewisse große Geister vielleicht etwas gedacht haben, wiederholen denken heißt; wann kurze und nicht zusammenhangende Perioden das einzige sind, worinne der lakonische Nachdruck bestehet; wann in der bunten Reihe häufiger? deklamatorischer! und geheimnisvoller — — das Erhabene steckt; wann verwegene Wendungen Feuer und undeutsche Wortfügungen Tiefsinnigkeit verraten; kurz, wann unserer Witzlinge neueste Art zu denken und sich auszudrücken die beste ist: so wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit sein, daß der Verfasser vielleicht nicht gewußt hat, was beten heißet.

[1] Johann Elias Schlegel (1719—49), der Vorläufer Lessings, gab seine „Theatralischen Werke" in Kopenhagen 1747 heraus. — [2] Verfasser ist Klopstock. Lessing glaubte, wie aus einer anderen Rezension hervorgeht, nicht an Klopstocks Autorschaft.

Zuerst läßt er den Freigeist beten. Dieses Gebet schließt sich: „O könnte ich mich aufmachen und eilen und mit diesen Tränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über mich! Denn verflucht sei der Mann, der mich gezeugt, und das Weib, die mich geboren hat!" Heißt denn das auch beten, müssen wir fragen, verzweifelnde Gesinnungen gegen ein Wesen ausschütten, das man nicht kennet? Das folgende Gebet des Christen, welches der vorige nach einigen Jahren sein soll, würde dem Unsinne eines Inspirierten viel Ehre machen. Das erhabenste Gebet, welches uns Christus selbst hinterlassen hat, ist zugleich das einfältigste, und nach diesem Muster ist es wenigstens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs ist so schön, daß man darauf wetten sollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientalischer Salomon hat dagegen sehr kriechend gebetet. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Gr.

37.

Cénie oder die Großmut im Unglück, ein moralisches Stück der **Frau von Graffigny**[1], und Cato, ein Trauerspiel des **Herrn Addisons**[2], übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedin[3]. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf 1753 in 8 v. 12 Bogen. — „Cénie" ist ein Meisterstück in dem Geschmacke der weinerlichen Lustspiele. Die Kunstrichter mögen wider diese Art dramatischer Stücke einwenden, was sie wollen: das Gefühl der Leser und Zuschauer wird sie allezeit verteidigen, wenn ihre Verfasser anders das sanftere Mitleiden ebenso geschickt zu erwecken wissen als die Frau von Graffigny. Sie hat an der Frau Gottschedin die würdigste Übersetzerin gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdolmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind. Ihre Übersetzung war in Wien sehr

[1] Frau von Graffigny (1694—1758), eine der besten französischen Schriftstellerinnen ihrer Zeit, schrieb ihre „pièce morale" „Cénie" 1751. Lessing lobte sie noch im 20. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie", wo er über die hier anerkannte Übersetzung der Gottschedin sehr hart urteilt. — [2] Joseph Addisons (1672—1719) „Cato", erschienen 1713, war von Gottsched zu seinem gleichnamigen Trauerspiel benutzt worden. — [3] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 42.

fehlerhaft abgedruckt worden[1], und es ist ein Glück, daß die Frau Professorin böse werden kann; sonst würden wir diesen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Übersetzung des „Cato" beigefügt, weil man sie nicht mehr haben können[2]. Kostet in den Vossischen Buchläden 5 Gr.

38.

Vie de Madame de Maintenon. Tome premier. à Nancy chés H. Brinneau. 1753. in 12. 10 Bogen. — Ebender Verfasser, welcher uns vor einiger Zeit die Briefe der Frau von Maintenon geliefert hat, fängt mit diesem ersten Teil an, uns ihre Lebensbeschreibung zu liefern. Bisher ist seine Heldin nur unter den Zügen der Satire erschienen, und man hat sie nach ihrem Tode ebensosehr verleumdet, als sie bei Lebzeiten angebetet wurde. Durch eine vollkommene Unparteilichkeit hoffet er sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen und der Welt den fast allgemeinen Irrtum wegen ihrer Aufführung zu benehmen. Die Franzosen haben schon längst angefangen, ebendas mit dem Jahrhunderte ihres großen Ludewigs zu tun, was man sonst nur mit dem Altertume zu tun pflegte; sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie demungeachtet zu außerordentlichen Geistern macht. Vielleicht, daß diese Anmerkung auch durch einige Stellen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung bestätiget wird. Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darinne zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte sein verdrängt worden. Doch der Herr de la Beaumelle[3] sucht Leser; und die anzulocken ist jenes besser als dieses. Er sitzt jetzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalte der französischen witzigen Köpfe. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr. und eine deutsche Übersetzung dieses ersten Teils 4 Gr.

---

[1] Ebenfalls 1753. — [2] Zuerst in Leipzig 1735 erschienen. — [3] Laurent Angliviel de la Beaumelle (1726—73), französischer Schriftsteller, kam 1751 nach Berlin, wo er sich die Feindschaft Voltaires zuzog, und wurde auf dessen Veranlassung bei seiner Rückkehr nach Paris am 24. April in die Bastille gesperrt, wo er bis zum 12. Oktober gefangen blieb.

39.

Vernunftmäßige Beurteilung zweier Schreiben, die wider das Schreiben an Herrn K**. in Z**. die Leipziger Schaubühne betreffend herausgekommen, aus den Gründen der Vernunftlehre und der Natur der Sache erwiesen[1]. Leipz., gedruckt bei Joh. G. Büschel 1753. in 8 v. 9 Bogen. — Wir wissen nicht, ob das Publikum außer Leipzig weiß oder ob es nicht weiß, daß seit einiger Zeit der Geschmack, welcher jetzt auf der dasigen Bühne zu herrschen scheint, eine Menge kleiner Streitschriften verursacht hat. Das Lustspiel des Herrn Coffey „Der Teufel ist los", welches daselbst ziemlich ofte mit Zulauf aufgeführet ward[2], gab die erste Gelegenheit. Ein Gelehrter, dem die deutsche Bühne so viel zu danken hat und dem sie immer so schlecht gedankt hat, der Herr Prof. Gottsched, war der erste, welcher die Zuschauer für diese Aftergeburt des englischen Witzes warnte[3], als ob sie zu nichts als den Geschmack der Leipziger zu verderben dienen könne. Herr Schulze[4] wagte hierauf eine umständlichere Kritik in einem Schreiben an Herrn K**. in Z**. Dieses Schreiben hatte das Glück, ein paar seichte Gegner[5] zu finden, durch welche der Verfasser dieser vernunftmäßigen Beurteilung, als der Verteidiger des Schulzischen Schreibens, gewonnen Spiel bekommt. Sollte man ihn aber nicht wieder ein wenig in die Enge treiben können, wenn man ihm vorstellte, daß überhaupt keine englische Stücke eine ernstliche Beurteilung nach den strengen Regeln der theatralischen

[1] Verfasser ist Adrian Steger (1707—65), Ratsherr und Beisitzer des Oberhofgerichts in Leipzig. — [2] Die Operette „The devil to pay or the wives metamorphosed" von Charles Coffey (gest. 1745) wurde schon 1743, von Bork übertragen, deutsch aufgeführt, dann mit großem Erfolg seit dem 6. Oktober 1752 in der neuen Bearbeitung von Chr. F. Weiße (1726—1804), komponiert von Standfuß. — [3] Im „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" Februar 1751 (III, 128 ff.). — [4] Johann Traugott Schulz (1731—55), Privatgelehrter in Leipzig. — [5] „Antwort auf das Sendschreiben" usw., vielleicht von dem angegriffenen Theaterdirektor Koch selbst verfaßt; „Schreiben an Z. in K."; „Schreiben an den Herrn Direktor der Leipziger Schaubühne"; „Schreiben an das Publikum, die Schaubühne betreffend"; „Professor Johann Christoph, oder der Koch und der Geschmack"; „Kurze Antwort auf die jüngst wider die Leipziger Schaubühne herausgegebene Schmähschrift"; „Poesie und Prosa zur Rettung der Ehre des Leipziger Schauplatzes"; „Prosa allein zur Rettung der Ehre des Herrn S...", sämtlich 1753 erschienen.

Dichtkunst auszuhalten fähig sind; daß es eine falsche Kritik sei, wenn man verlangt, daß jedes komische Stück eine allgemeine Moral enthalten müsse; daß man das Lustspiel des Herrn Coffey als eine groteske Malerei betrachten könne, an welcher auch das Auge eines Kenners dann und wann Vergnügen findet; daß es vielleicht nicht allzu wohlgetan sei, wenn wir unsre Bühne, die noch in der Bildung ist, auf das Einfache des französischen Geschmacks einschränken wollen; daß das angeführte englische Stück bei allen seinen Fehlern noch immer von einem großen komischen Genie zeige, welchem es gefallen hat, die Natur aus dem Gesichtspunkte eines holländischen Malers nachzuahmen; daß die anstößigen Stellen ihm so wesentlich nicht sind, daß man sie nicht ausmerzen und es selbst doch beibehalten könne ꝛc. ꝛc. Was man aber an der Leipziger Bühne außer diesem Stücke „Der Teufel ist los" aussetzt, scheint uns weit gegründeter zu sein; besonders ist die Vermischung der niedrigsten welschen Possenspiele mit der erhabensten Tragödie unverantwortlich. Eine Erinnerung wollen wir noch wegen einer Stelle auf der 12. Seite machen: Despréaux hat die Verse: „Dans ce sac ridicule" etc. etc.[1] erst nach dem Tode des Molière gemacht. Die Frage also, die man daselbst tut: verantwortete sich wohl Molière mit Schmähschriften oder mit Grobheiten, oder verklagte er den Herrn Despréaux? wird den Gegnern etwas zu lachen machen, die der Verfasser hier und da, wegen ähnlicher Vergehungen auslacht. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

40.

Schreiben eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1753. in 8 vo. 2 Bogen. — Diese Blätter sind zum Behuf eines unterdrückten Teils des menschlichen Geschlechts aufgesetzt und machen sowohl der scharfsinnigen Einsicht des Verfassers als

[1] Boileau-Despréaux in der „Art poëtique", Vers 391 f.: „Dans ce sac ridicule, où Scapin s'enveloppe, Je ne reconnais plus l'auteur du Misanthrope" („In dem weiten lächerlichen Gewand des Harlekins erkenne ich den Dichter des ‚Misanthrope' nicht wieder").

der guten Sache Ehre. In dem Schreiben des Juden wird mit Gründen dargetan, daß es der Gerechtigkeit und dem Vorteile eines Regenten gemäß sei, das Elend der jüdischen Nation aufzuheben. In der Antwort des Philosophen, in dessen Augen die, welche an den gekommenen Messias, und die, welche an den noch zu kommenden glauben, wenig oder nichts unterschieden sind, wird außer verschiednen, den Inhalt des Schreibens betreffenden Anmerkungen angeführt, daß bereits seit geraumer Zeit in Holland und England den Juden gleich den Christen ohne Einschränkung erlaubt sei, Häuser und Äcker zu kaufen und alle Arten von Künsten und Professionen zu treiben; daß diese ihnen erteilten Freiheiten beiden Staaten nicht nur keinen Schaden verursachen, sondern vielmehr dem Anwachsen ihres Reichtums und ihrer Macht ausnehmend beförderlich sind. Statt eines weitläuftigern Auszuges wollen wir zur Probe der Denkungsart und des Ausdrucks den Schluß des Schreibens von dem Juden einrücken: „Vertreten Sie nur die Stelle eines le Fort[1]; vielleicht findet sich auch ein Peter der Große. Vielleicht schenkt ein Zusammenhang von ebenso glücklichen Umständen einen Fürsten, der die größte Stärke des Geistes mit der höchsten Gewalt vereiniget, der eine Nation, die ebenso edel als alle andern, jetzo aber durch Armut, Unwissenheit, Verachtung und eine Art von Sklaverei unterdrückt ist, davon befreiet. Sollte solches geschehen, so bin ich versichert, daß ihre Ehrfurcht gegen diesen Fürsten die gehoffte Ankunft eines Messias in seiner Person erfüllt zu sein glauben, daß ihre Emsigkeit reiche und unaufhörliche Opfer zu seinen Füßen legen und daß ihre Dankbarkeit ihm in dem Andenken der Nachkommen und in der jüdischen Historie ein ewiges Denkmal stiften werde." — Die Wahrheit und Vernunft befreien den Verfasser von der Anklage der allerheftigsten Vorurteile. Nunmehr aber rechtfertiget ihn noch überdem die englische Nation, indem ebendasselbe zum größten Erstaunen von Europa den 1. Junius des jetzt laufenden Jahres in England verordnet worden, was der Verfasser in seinem Schreiben vom 24. März statt eines

[1] Der aufgeklärte Schweizer Franz Jakob Lefort (1653—99) war der Freund und Ratgeber Peters des Großen.

Entwurfs angeführet hat. Die Akte davon ist in einem Anhange beigefügt. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

41.

G. E. Lessings Schriften. Erster und zweiter Teil. Berlin bei Christ. Fr. Voß. 1753. in 12 mo. 1 Alph. 3 Bogen. — Der erste Teil dieser Schriften enthält zwei Bücher Lieder, Fabeln, Sinnschriften und Fragmente ernsthafter Gedichte. Diese letztern hat der Verfasser seinen Lesern nicht ganz mitteilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu ersparen, den er selbst empfunden hat, wenn er, um einige wenige schöne Stellen gelesen zu haben, zugleich nicht wenig schlechte und sehr viel mittelmäßige hat lesen müssen. Der zweite Teil bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kann. Wenn es übrigens wahr ist, daß verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken den Beifall der Kenner, gedruckt oder geschrieben, schon erhalten haben, so kann man vielleicht vermuten, daß ihnen die Sammlung selbst nicht zuwider sein wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

42.

Oden mit Melodien. Erster Teil. Berlin, bei F. W. Birnstiel, auf 32 Seiten in 4 to. — Es hat uns eben niemals ganz und gar an kleinen Liedern zur Ergötzung des Gemüts gefehlt, und man hat so wenig bei uns als bei den Ausländern das Glas oder den Strauß der Phillis zu besingen vergessen. Sie waren aber meistens alle bis auf die Zeit, da uns Halle durch die Gräfischen Bemühungen[1] zuerst etwas Gutes lieferte, sowohl in Ansehung der Dichtkunst als der Melodie so beschaffen, daß sie von den artigen Personen, die Witz und Geschmack verbinden, nicht ohne Ekel angestimmt werden konnten. Gegenwärtige Sammlung gehört unter diejenigen, die sowohl der artigen Lebensart neuerer Zeit als dem Witze und dem Geschmack in beiden Künsten Ehre machen. Die meisten Oden darinnen

[1] Sammlung verschiedener und auserlesener Oden (Halle 1737, 3. Aufl. 1743), herausgegeben von Johann Friedrich Gräfe (1711—87).

sind von schon bekannten und berühmten Tonkünstlern und die andern von nicht unglücklichen Nachahmern derselben gesetzet. Es haben es diese Meister ihrem Ansehen nicht für nachteilig gehalten, sich mit dieser kleinen Art der musikalischen Beschäftigung abzugeben und die Oden dadurch von dem lächerlichen Vorwurfe zu befreien, als ob solche nichts anders als Früchte schlechter Köpfe sein könnten. Ist denn ein kurzer schöner Einfall eines guten Dichters nicht öfters mehr als mancher ungeheurer Foliante eines Schmierers wert, und sollte in der Musik eine Anzahl von sechszehn schön gesetzten Takten nicht so gut von der Fähigkeit seines Verfassers zeigen können als eine drei Finger breite Partitur? Jedes musikalische Stück, deucht uns, verdienet in seiner Gattung Beifall, wenn es den Regeln der Kunst gemäß und mit Geschmack geschrieben ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

43.

Untersuchung, ob Milton sein „Verlornes Paradies" aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben hat[1]. Nebst einigen Anmerkungen über eine Rezension des Lauderischen Buchs von Miltons Nachahmung der neuern Schriftsteller[2]. Frankfurt und Leipzig 1753. in 8vo 6 Bogen. — Wer in der neuern englischen Literatur nur nicht gar ein Fremdling ist, dem wird ein gewisser Lauder bekannt sein, welcher durch eine der niederträchtigsten Verleumdungen den Namen des großen Miltons zuschanden machen wollte. Er stellte ihn als einen gelehrten Dieb zur Schau, der seine prächtigsten Gedanken aus andern mit mehr Mühe zusammengestoppelt habe, als man, sie selbst zu erfinden, nötig hat. Niemand kützelte sich so leicht mehr über diese vorgegebene Entdeckung als ein gewisser deutscher Kunstrichter, welcher den Tempel des Geschmacks nur mit seinen Schülern füllen will. Er kramte sie bald darauf in dem „Neuesten aus der an-

[1] Verfasser Friedrich Nicolai (1733—1811). — [2] William Lauder, „An Essay on Miltons use and imitation of the Moderns in his ‚Paradise lost'" (London 1750). Die Rezension ist von Gottsched und im zweiten Bande seines „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" erschienen.

mutigen Gelehrsamkeit" aus, ohne sich daran zu kehren, daß man in England die Betriegereien des Miltonschen Momus schon entdeckt habe; so daß er es zweifelhaft machte, ob er oder Lauder weniger rechtschaffen gehandelt habe. Alles dieses wird ihm in dieser Untersuchung unwidersprechlich vor Augen gelegt; und wann er nicht er wäre, so könnte es leicht eintreffen, daß er sich, um den Einfall eines andern zu brauchen, mehr darüber schämte als ein Quartaner, welcher ut mit dem Indikativo konstruiert hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

44.

Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zürich bei Orell. MDCCLIII. in 4 to 16 Bogen. — Dieses ist eines von den Meisterstücken, mit welchen uns in vergangener Messe die Schweiz beschenken wollen, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftiget hat und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Herrn Wielands, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beinahe ein Vorurteil wider ihren innern Wert sein könnte, wann ihm der Gott der Kritik nicht stets zur Rechten stünde, der ihn durch sein cave faxis te quidquam indignum[1]! immer bei gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Toten sind, sieht man aus dem Titel; und daß diese Einkleidung keine Erfindung des Herrn Wielands ist, werden diejenigen wissen, welche die Briefe der Frau Rowe[2] und andre dieser Art kennen. Es sind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft sind, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Überall herrscht darinne das Feinste der feinsten Empfindungen; und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgeteilt werden, sind neu und kuriös. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses

[1] Horaz, „Satiren", 2. Buch, Nr. 3, V. 38 f.: „Hüte dich, etwas deiner Unwürdiges zu schaffen!" — [2] Elizabeth Rowe (1674—1737), berühmte englische Dichterin, von Wieland in seiner Jugend übersetzt und nachgeahmt.

Leben jetziger Zeit ſehr rar ſind und man alſo den Mangel des öftern Schreibens durch das Vielſchreiben erſetzen muß. Sonſt aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt, die wahren Namen dieſer Korreſpondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teanors und wie ſie alle heißen, zu entdecken, um es ihnen erſtlichen zu verweiſen, daß ſie ſich unterſtanden haben, wider das „Sie haben Moſen und die Propheten“[1] ꝛc. zu handeln. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

45.

Gleich jetzo erhalte ich zwei Bogen in Oktav, welche in Halle bei Gebauern unter folgender Aufſchrift gedruckt ſind: Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfaſſer der gelehrten Artikel in dem Hamburgiſchen Korreſpondenten wegen der im 178 und 179ſten Stücke eingedruckten Beurteilung der Überſetzung des Horaz[2]. — Der Herr Paſtor Lange hat mir darinnen die Ehre angetan, auf meine Kritik zu antworten, und ſich die Schande, es auf eine ſo abgeſchmackte Art zu tun, daß nichts darüber geht. Indem er ſeine Fehler entſchuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie ſcheinen mir unter ſich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichſten machen können; und es gelingt ihnen ſo gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausſpruch tun ſoll. Ein einziger Punkt iſt es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kann. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geſchweige von einem Geiſtlichen vermutet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermutung nicht das erſtemal übertrifft. Er greift meinen moraliſchen Charakter an, auf welchen es bei grammatikaliſchen Streitigkeiten, ſollte ich meinen, nicht ankäme. Er gibt mir auf der 25. Seite einen recht abſcheulichen Anſtrich; er macht mich zu einem kritiſchen Bretteur[3], welcher die Schriftſteller heraus-

[1] Ev. Lucä, Kap. 16, V. 29. — [2] Vgl. S. 251 dieſes Bandes, Z. 6 ff. — [3] Franzöſiſch: Raufbold.

fordert, damit sie ihm die Ausforderung abkaufen sollen. Ich weiß hierauf nichts zu antworten als dieses, daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshaftesten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegenteil zu erhärten eine Kleinigkeit, und zwar durch das schriftliche Zeugnis ebendes dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemutete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener.

Gotthold Ephraim Lessing.

46.

Die Advokaten, ein Lustspiel. Hamburg 1753. in 8 vo. 4 Bogen. — Nichts kann unbilliger sein als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satire, so zu reden, von der öffentlichen Straße nehmen müssen und sonst nichts Lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir „Die Geistlichen auf dem Lande"[1], „Die Ärzte"[2] und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, „Die Advokaten", sehr viel Gleiches hat. Es ist ebenso giftig und ebenso unregelmäßig; der Verfasser hat ebensowenig die wahren Schranken der Satire gekannt und das Komische ebensowenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuten, in unserm Tadel dieses Mal bestimmter zu gehen und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbesserungen einem Stück nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gutmachen läßt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[1] Lustspiel von Johann Christian Krüger (1722—50), Nachahmung des „Tartuffe", erschienen 1743. — [2] Lustspiel von Lessings Vetter Christlob Mylius (1722 bis 1754), erschienen 1745.

47.

Geschichte des Herrn Carl Grandison; in einer Folge von Briefen entworfen von dem Verfasser der „Pamela" und „Clarissa". Aus dem Englischen übersetzt. I. und II ter Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1754. in 8 vo. Zusammen 3 Alphb. — Dieser Titel enthält alles, was man zur Anpreisung einer neuen Roman[1] sagen kann, die nichts weniger als eine bloße Ergötzung zu ihrer vornehmsten Absicht hat. Ein viel edlerer Zweck ist von jeher der Gegenstand des unterrichtenden Richardson[2] gewesen, dessen schönem Geiste man es zu danken hat, daß man die schärfste Moral in seinen Schriften mit so viel reizenden Blumen ausgeschmückt findet. Die erste Sammlung seiner erzählenden Briefe, „Pamela" betitelt, zeigte die Schönheit und das vorzüglich Erhabene der Tugend in einem unschuldigen und unausgeputzten Gemüte, nebst der Belohnung, welche die schützende Vorsicht derselben oft auch in diesem Leben widerfahren läßt. Die zweite Sammlung, deren Aufschrift „Clarissa" heißt, enthält betrübtre Vorfälle. Ein junges Frauenzimmer von höherm Stande und zu größern Hoffnungen berechtiget, wird in eine Mannigfaltigkeit tiefer Unglücksfälle verwickelt, die sie zu einem frühzeitigen Tode führen. Gegenwärtige dritte Sammlung endlich legt der Welt die Abschilderung und die Begebenheiten eines wahrhaftig redlichen Mannes vor, welcher in vielen und mancherlei prüfenden Umständen stets übereinstimmend und wohl handelt, weil alle sein Tun von einem einzigen unveränderlichen Grundsatze regieret wird; es ist ein Mann, der Religion und Tugend hat, Lebhaftigkeit und Feuer besitzt, der vollkommen und angenehm, für sich glücklich ist und andere glücklich macht. Das ist der Hauptinhalt dieser ersten zwei und der nachfolgenden Bände, der aber durch die verschiedenen Korrespondenten, welches meistenteils junge Frauenzimmer von guter Erziehung und muntrer Gemütsart sind, so mannigfaltig und angenehm gemacht wird, daß der Leser überall fortgerissen wird und sich

[1] Weiblich nach dem französischen romaine. — [2] Verfasser Samuel Richardson (1689—1761), der bewunderte Begründer des englischen Familienromans.

für nichts als dem Beschluß fürchtet, den man in tausend andern Romanen schon auf der ersten Seite zu wünschen anfängt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rtlr.

48.

Mocquerien, aus dem Französischen übersetzt. Neue Auflage. Cölln 1754. In 8vo. 16 Bogen. — Unter diesem Titel setzt man uns aufgewärmte Charaktere[1] vor. Es sollen Schilderungen verschiedner lächerlichen oder lasterhaften Gemütsarten sein, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt sind, wodurch wir in der Ungewißheit gelassen werden, ob die Prose oder die Poesie elender ist. Die Gegenstände der Schilderungen sind trivial; die Seiten, von welchen sie uns gezeigt werden, sind die häßlichsten und nichtswürdigsten, die Züge sind grob, die Farben sind aufgekleckt; kurz, alles verrät die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Porträts hätte malen sollen. Gleichwohl soll diese Hirngeburt aus dem Französischen übersetzt sein? — — Beinahe aber sollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angespielt wird, fast alle englisch sind, und da sonst verschiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut britisch[2], mehr nachdrücklich als ehrbar sind, so kann man, glauben wir, das Original eher für eine englische Mißgeburt halten. Sie besteht aus zwei Teilen; der erste will weibliche und der andere männliche Charaktere malen. Hier ist das Verzeichnis der weiblichen, welches man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichnis der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1. das scheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verschmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brandtewein. 6. Das eifersüchtige Frauenzimmer. 7. Das spielsüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rat. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgeborne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin oder des

[1] Theophrast und La Bruyère hatten unter dem Titel „Charaktere" typische Vertreter menschlicher Eigenschaften geschildert. — [2] Nach gewohnter englischer Art.

Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure. 13. Das allzu luſtige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodiſche Frauenzimmer, und endlich 15. die gaſtfreie Dame. Eine ſchöne Mandel! — Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

49.

Die ganze Äſthetik in einer Nuß, oder Neologiſches Wörterbuch; als ein ſichrer Kunſtgriff, in 24 Stunden ein geiſtvoller Dichter und Redner zu werden, und ſich über alle ſchale und hirnloſe Reimer zu ſchwingen. Alles aus den Akzenten der heiligen Männer und Barden[1] des jetzigen überreichlich begeiſterten Jahrhunderts zuſammengetragen, und den größten Wortſchöpfern unter denſelben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demütigen Verehrern der ſehraffiſchen[2] Dichtkunſt 1754. In 8 vo. 1 Alphb. 10 Bogen[3].

Dieſer Titel iſt hoffentlich lang und närriſch genug, um einen hinlänglichen Begriff von dem Buche ſelbſt zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des franzöſiſchen „Dictionnaire Neologique"[4] nennen will, ſo vergeſſe man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, ſo wie man ſie von einem geſchwornen Gottſchedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hoffnung, dieſe Scharteke in dem nächſten Stücke des „Neueſten aus der anmutigen Gelehrſamkeit"[5] etwan folgendermaßen angeprieſen zu finden: „Endlich einmal iſt ein Patriot unter uns aufgeſtanden, welcher den deutſchen Sprachverderbern den Text geleſen und zu Rettung meiner Ehre bewieſen hat, daß alle diejenigen Ochſen ſein müſſen, welche an Hallern, Bodmern und Klopſtocken einen Geſchmack finden. Man kann ihm für ſeinen rühmlichen Eifer, meine Sprachkunſt[6] den Dichtern

[1] Anſpielung auf Klopſtock, Bodmer und ihre Anhänger. — [2] Spott gegen Klopſtocks „Meſſias", in dem die Seraphim (Engel) vielfach erwähnt werden. — [3] Der Verfaſſer iſt Gottſcheds Anhänger, der Freiherr Chriſtoph Otto von Schönaich (1725—1807), der Dichter des „Herrmann". — [4] „Wörterbuch neuartiger Worte", eine Schrift des franzöſiſchen Kritikers Desfontaines (1685—1745), erſchienen in Paris 1726, das Vorbild der hier beſprochenen Schrift. — [5] Die kritiſche Zeitſchrift Gottſcheds. — [6] Gottſcheds „Grundlegung einer Deutſchen Sprachkunſt" (Leipzig 1748 u. ö.), eine pedantiſche, aber ſehr verbreitete Grammatik und Stiliſtik der deutſchen Sprache.

als das einzige anzupreisen, wider welches sie nicht sündigen dürfen, nicht genug danken. Ein grammatikalischer Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen sollte, ist ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedankens vernichtet, von welcher ich längst gesagt habe, daß sie einzig und allein auf die richtigen, fließenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich sie in meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muster sein können. Mit dem Geiste der Satire ist unser Verfasser vortrefflich ausgerüstet; er schreibt in Tag hinein, er schimpft, er macht Zoten, welches ich alles denjenigen, kraft meiner Diktatur, erlaube, die sich meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott sei Dank, noch Hoffnung, daß unser ‚Herrmann' über den ‚Messias', meine Gedichte über Hallers, Grimms[1] Tragödien über Schlegels[2], Lichtwers Fabeln über Gellerts, meine ‚Atalanta' über Rosts[3] Schäfergedichte und alle Geburten meiner getreuen Schüler über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wünsche dieses herzlich zur Ehre des gesamten Vaterlandes und will in guter Hoffnung auch diese Monatschrift mit einigen Artikeln aus angezognem Buche bereichern." — — Das mag er tun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet und in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

50.

Leipzig. Allda sind vor kurzen drei Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel „Possen im Taschenformate"[4] gedruckt worden. Ihr Verfasser, oder wenigstens ein guter Freund von ihm, hat die Vorsicht gehabt, uns folgende

[1] Friedrich Melchior von Grimm (1723—1807) hatte eine Tragödie „Banise" verfaßt, die 1743 in Gottscheds „Schaubühne" erschienen war. — [2] Johann Elias Schlegel (1719—49), der beste deutsche Dramatiker jener Zeit. — [3] Johann Christoph Rost (1717—65) schrieb gewandte, aber schlüpfrige „Schäfererzählungen" (Berlin 1742) und erfolgreichere Schäferspiele in der Art von Gottscheds „Atalanta". — [4] Der vollständige Titel lautet: „Possen. — — Calumniator miserabilior — — Experientia im Taschenformate" (Leipzig 1754). Verfasser ist wahrscheinlich Schönaich (vgl. S. 84 dieses Bandes, Anm. 3); die Schrift richtet sich gegen die Angreifer der in der vorhergehenden Rezension besprochenen „Ästhetik in einer Nuß", vor allem gegen Lessing.

Rezension davon zuzuschicken. „Wir sind für das Feine und für das Muntere in der Satire viel zu stark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebührendes Recht sollten widerfahren lassen. Der Herr Verfasser hat seine Possen in lauter kleine Kapitel geteilet, in deren jedem er ein gewisses Etwas abhandelt, als z. E. etwas Moralisches, etwas Poetisches, etwas Historisches, etwas Kritisches usw. Die Herren Kunstrichter bekommen hier ebensowohl ihren Teil als die strengen Philosophen, die jede sonnenklare Wahrheit auf das abstrakteste demonstrieren wollen. Der Verfasser hat dem Frauenzimmer ebenso lachend die Wahrheit gesagt als den finstern Altertumsforschern. Ein Lustspiel von 5 Handlungen ist hier auf 5 Duodezseiten zu sehen. Es hat alle erforderliche Eigenschaften eines Lustspiels, und der Leser wird über dieses ebensogut lachen müssen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beschreibung von Utopien ist sehr lehrreich, und die verschiednen Arten der Waffen sind voller Witz; kurz, diese drei Bogen enthalten soviel, als manche Satire von drei Alphabeten." — — Daß wir diese Lobsprüche unverändert mitteilen, kann man aus dem 142. Blatte der „Hallischen Zeitung" erkennen, wo man ebendasselbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nämlich daselbst: „Es ist bekannt, bei was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode zu werden angefangen hat." Man versteht Sie, mein Herr Panegyrist! Und damit Sie auch alle und jede verstehen mögen, so wollen wir es nur geradeheraus sagen, daß diese Possen, welche

— — — — — — ipse
Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes[1],

eine Satire auf das Format und die zufällige Einrichtung der Lessingschen Schriften, allem Ansehen nach, sein sollen. Sie kosten drei Groschen; aber auch drei Groschen gibt man nicht für Possen hin. Was war also zu tun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter

[1] „Selbst der rasende Orestes würde schwören, daß sie von einem Rasenden herstammen müssen." Schluß der 3. Satire des Persius.

den besten Einfall gehabt, den man in dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nämlich nachdrucken lassen und ist entschlossen, sie für ihren innerlichen Wert zu verkaufen, d. i. sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste[1].

51.

Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe von Mir Selbst[2] 1755. In 8 vo. 1½ Bogen. — Wenn das „Neologische Wörterbuch", oder, es bei dem abgeschmacktern Titel zu nennen, wenn die „Ästhetik in einer Nuß" nur den geringsten Schaden angerichtet oder auch nur Leser gefunden hätte, so würden wir nicht ermangeln, dieses „Ragout" als ein vortreffliches Gegengift anzupreisen. Da sie aber in einem Augenblicke erschien und vergessen ward, so befürchten wir fast, daß ein gleiches Schicksal auch ihre Zugabe, unschuldigerweise, treffen werde. Unterdessen ist es doch recht gut, daß man den Narren nach ihrer Narrheit[3] antworte und ihnen keine Gegenrede schuldig bleibe, damit sie es auch selbst erfahren, daß sie Narren sind. Das „Ragout" bestehet aus einer Unterredung zwischen einem Schüler und seinem Lehrmeister. Man hat diese katechetische Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfasser des Wörterbuchs ein seichter Kopf und förmlicher Pasquillant sei, sondern auch daß der Herr Prof. Gottsched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopstock unter die neologischen Schriftsteller[4] gehöre; es müßte ihm denn etwa dieses zur Entschuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armut und gar nicht aus Begierde, etwas Kühnes und Unerwartetes zu sagen, neologisiere. Die Beweise hiervon kann man in der Zugabe selbst

[1] Ob Lessings Verleger Voß wirklich einen Nachdruck der Spottschrift auf die bei ihm erschienenen „Schriften" Lessings veranstaltete, oder ob Lessing hier nur scherzt, läßt sich nicht feststellen, obwohl er auch im 128. Stück vom 24. Oktober noch einmal von dem Nachdruck spricht. — [2] Schwerlich ist Schönaich der Verfasser dieser Streitschrift; vielleicht der Ästhetiker G. F. Maier oder B. J. Zink. — [3] Sprüche Salomonis, Kap. 26, V. 5. — [4] Neue und nach der Grammatik unerlaubte Wortbildungen wagende Schriftsteller.

nachsehen. Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, sondern dem Leser nur noch eine Sinnschrift mitteilen, die der Träumer eines gewissen Traumes[1] als das von uns verlangte Rezepisse[2] ansehen kann. Man wird sich der vortrefflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers[3] erinnern:

„Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach' deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit."

Weil diese Zeilen den poetischen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anstoß gewesen sind, so machen wir uns ein Vergnügen daraus, ihnen eine Parodie darauf mitzuteilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie ist an den Verfasser des Wörterbuchs gerichtet und lautet also:

„Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach' deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel."

Wenn er oder diejenigen Herren Gottschedianer, die an dem Wörterbuche teilhaben, das „Flegel" zu hart finden sollten, so mögen sie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas sagen muß, was man außer dem Reime nicht gesagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nötig, ihnen diese Entschuldigung zu machen, weil sie weit größere Grobheiten wider andre Leute, als sie sind, ausgestoßen haben. — — Das „Ragout" kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

52.

Gedicht dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn[4] gewidmet. Braunschweig, bei Schröders Erben. In 4 to. 2½ Bogen. — Man wird es bereits aus andern

[1] Schönaich hatte, wie er am 22. Oktober 1754 Gottsched berichtet, Lessing brieflich einen „Traum" zugeschickt, in dem er ihm Wahrheiten sagte, wie sie ihm noch nicht gesagt worden waren, und hatte Lessing um ein Rezepisse in seiner Zeitung gebeten. — [2] Empfangsbestätigung. — [3] Aus Hallers Gedicht „Antwort an Herrn Bodmer". — [4] Friedrich von Hagedorn, der treffliche Hamburger Dichter, war am 28. Oktober 1754 gestorben.

öffentlichen Blättern wissen, daß der Herr Zachariä[1] der Verfasser dieses Gedichts ist. Wir wiederholen seinen Namen hier um desto lieber, weil er uns der formellen Lobsprüche überhebt, die das Publikum in Ansehung der vorzüglichen Geschicklichkeit dieses Dichters nichts Neues lehren würden. Hat man ihn in seinen scherzhaften Epopeen, als in seiner Sphäre, bewundert, so wird man ihn auch hier nicht außer derselben finden, sowenig auch die Gabe scherzhafter Einfälle und die Gabe zärtlicher Empfindungen miteinander gemein zu haben scheinen. Auch in das Lob desjenigen unsterblichen Dichters wollen wir uns nicht einlassen, dessen Tod Herr Zachariä und mit ihm Germanien beweinet. Er war zugleich der rechtschaffenste und großmütigste Mann, und wenigstens hiervon einen kleinen Beweis einzurücken, können wir uns unmöglich enthalten. Auf der 15. Seite läßt Herr Zachariä die Dichtkunst sagen:

„Ihr sahet ihn so oft in dem geheimern Leben,
Verdiensten ihren Rang, sein Lob der Tugend geben;
Ihr saht ihn immer groß und freundschaftlich und frei,
Der wahren Weisheit Freund und Feind der Heuchelei.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menschenliebe,
Die sanft, voll Wohltun spricht, die jeder Großmut Triebe
Für dich, o Fuchs[2], erregt und aus der Dürftigkeit
Mit brit'schem Edelmut verkannten Witz[3] befreit."

Zu diesen letzten Zeilen macht der Verfasser folgende Anmerkung: „Herr Gottlieb Fuchs, der seit einigen Jahren Prediger in Sachsen ist und sich unter dem Namen des Bauernsohnes durch verschiedene glückliche Gedichte bekannt gemacht hat[4], kam ohne Geld und Gönner nach Leipzig, seine Studien daselbst fortzusetzen. Er fiel allda einem unserer größten Dunse[5] in die Hände, der durch seine marktschreierische Art, mit seinen Verdiensten um Deutschland zu prahlen, und durch die kleinen, niedrigen Mittel, jemanden zu seiner Partei zu ziehen,

[1] Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—77), der angesehene Dichter des komischen Epos „Der Renommist" und anderer „scherzhafter Epopeen". — [2] Den Bauernburschen Gottlieb Fuchs (1722—99) hatte Hagedorn unterstützt und ihm so das Studium und die Ausbildung seines poetischen Talents ermöglicht. — [3] Witz, hier, wie meist im 18. Jahrhundert, fast gleichbedeutend mit „esprit". — [4] „Gedichte eines Bauernsohns" (Dresden 1752) von Fuchs. — [5] Gottsched.

genug bezeichnet ist. Dieser Mann, der wohl eher[1] versucht hatte, mit einem alten Rocke Leute zu bestechen, für ihn zu schreiben, dieser Mann war klein genug, Herr Fuchsen monatlich eine solche Kleinigkeit zu geben, die man sich schämt hier auszudrücken, und die er kaum dem geringsten Bettler hätte geben können. Sobald er indessen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntschaft mit einigen andern rechtschaffenen Leuten gekommen war, die er nicht zu seiner Partei zählen konnte, so war er noch niederträchtiger und nahm Herr Fuchsen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde sogleich von denjenigen mehr als schadlos gehalten, durch die er um dieses erniedrigende Almosen gekommen war. Der sel. Herr von Hagedorn, dem diese Geschichte bekannt wurde, brachte durch seine edelmütige Vorsprache bei vielen Standespersonen, Hamburgern, einigen Engelländern, und besonders bei dem Collegio Carolino[2] zu Braunschweig eine so ansehnliche Summe zusammen, daß Herr Fuchs künftig, vor dem Mangel gesichert, seinen Studien auf eine anständige Art obliegen konnte." — — Denjenigen Fremdlingen in dem Reiche des Witzes, welche vielleicht fragen sollten: wer ist der große Duns? wollen wir nächstens diese Frage beantworten[3]. — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

53.

Lyrische und andere Gedichte. Neue und um die Helfte vermehrte Auflage. Mit allergnädigsten Freyheiten. Anspach, zu finden bey Jacob Christoph Posch 1755. In 8vo. 12 Bogen. — Die erste Ausgabe dieser Gedichte ist bereits vor fünf Jahren erschienen und von Kennern wohl aufgenommen worden. Man erkannte ihren Verfasser, welches der Herr Regierungssekretär Uz[4] in Anspach ist, sogleich für einen wahren Schüler des Horaz, der von dem Feuer seines Musters beseelt werde und etwas mehr gelernt habe,

[1] Früher. — [2] An dieser Schule waren mehrere der Verfasser der „Bremer Beiträge", darunter auch Zachariä, angestellt. — [3] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 41, Nr. 166. — [4] Johann Peter Uz (1720—96), trefflicher Dichter, der vom anakreontischen Getändel zur Lebensweisheit in der Art Hagedorns überging.

als ihm hier eine Gedanke[1] und da eine Wendung nicht sowohl abzuborgen als abzustehlen. Die Vermehrungen, welche er jetzo hinzugetan, sind so beträchtlich, daß er die Oden in vier Bücher hat abteilen können. Die ersten zwei enthalten die bereits gedruckten Stücke, aber so, wie sie sich der verbessernden Hand eines Verfassers, der aller Welt eher als sich ein Genüge thun kann, entreißen dürfen. Er hat überall verändert und auch fast überall glücklich verändert. Wir sagen fast und hoffen, daß er es denjenigen nicht übel ausdeuten wird, die sich, vielleicht aus einer Art von Prädilektion hier und da seiner erstern Gedanken gegen die letztern annehmen. Unter den neuen Oden, welche das dritte und vierte Buch ausmachen, wird man verschiedne von dem erhabensten Inhalte finden, und einen philosophischen Kopf wird die, welche er „Theodicee"[2] überschrieben hat, nicht anders als entzücken können. Sie sind überhaupt alle vortrefflich, obgleich nicht alle von einerlei Fluge. Und auch dieses hat er mit dem Horaz gemein, welcher sich oft in die niedre Sphäre des Scherzes und angenehmer Empfindungen herabläßt und auch da die geringsten Gegenstände zu veredeln weiß. Nur an den schmutzigen Bildern hat unser deutscher Horaz eine gleiche Kunst zu zeigen verweigert. Die Anständigkeit ist das strenge Gesetz, welches seine Muse auch in den Entzückungen des Weines und der Liebe nie verletzet. — — Die übrigen Vermehrungen bestehen in dem „Sieg des Liebesgottes", welches scherzhafte Heldengedichte man auch bereits kennet, und in einigen poetischen prosaischen Briefen, welche teils freundschaftlichen, teils kritischen Inhalts sind. Der vierte ist besonders merkwürdig[3]. — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

54.

Versuche in der tragischen Dichtkunst, bestehend in vier Trauerspielen, nämlich „Zayde", „Mariamne", „Thusnelde" und „Zarine". Bres-

[1] Von Lessing vielfach weiblich gebraucht. — [2] Das bekannteste der Gedichte von Uz; der Titel, auch von Leibniz verwendet, bedeutet „Rechtfertigung Gottes". — [3] Er handelt von den literarischen Zuständen der Zeit, ohne sich einer der Parteien unbedingt anzuschließen, und war Lessing dadurch sympathisch.

lau, verl. Carl Gottfr. Meyer 1754. In gr. 8vo. 16 Bogen. — Wenn wir sagen, daß Herr Baron von Schönaich, der Skribent des „Hermanns", Verfasser von diesen Versuchen ist, so werden wir hoffentlich auf einmal das vollständigste Urteil davon gefällt haben, das man davon fällen kann. Es folgt nicht notwendig, daß ein guter Heldendichter auch ein guter tragischer Dichter sein müsse; aber das folgt notwendig, daß der, welcher schlechte Epopeen schreibt, auch nicht anders als schlechte Trauerspiele schreiben werde. Der Herr Baron hat es der Welt schon gewiesen, daß er so ziemlich die mechanischen Regeln alle beobachten und trotz dieser Beobachtung dennoch Gedichte, die nichts taugen, machen könne, und wir sind viel zu billig, als daß wir ihm dieses Lob nicht auch hier erteilen sollten. Wir erinnern uns seiner und seines Lehrmeisters allezeit mit Dankbarkeit, so oft wir die Anmerkung eines französischen Kunstrichters, daß etwas ganz anders die Kunst, und etwas ganz anders das Raffinement der Kunst sei, mit Beispielen bestärken wollen. Den Mangel dieses Raffinements könnte man dem Herrn Baron ganz gern vergeben; allein er hat noch einen andern Fehler, den ihm gesittete Leser unmöglich verzeihen können, und von dem wir gar nicht einsehen, wie er dazu gekommen ist. Er ist ein Kavalier, dem es an Kenntnis der großen Welt und der feinern Sprache, die darinne üblich ist, nicht fehlen sollte: wie kommt es aber gleichwohl, daß er seine tragischen Personen so kriechend, so pöbelhaft, so ekel sprechen läßt? Seine Prinzessinnen, z. E., haben „Liebsten" (S. 3), sind „verliebt" (S. 13), sind „brünstig" (S. 11), sind „geil" (S. 59). Seine Helden schimpfen einander „Hunde" (S. 10) und „Buben" (S. 43). Wenn sie überlegen, so „kommt" ihnen was „ein" (S. 12), und wenn sie sagen sollen „ich meinte" oder „ich glaubte", so sagen sie „ich dachte" (S. 3). Einer spricht zu dem andern: „du läugst" (S. 14) und „erbost sich" (S. 105), wenn er ergrimmen sollte. Ein Gemahl hat eine „Frau" (S. 42), und wohl noch darzu eine „schwangre Frau" (S. 126), und eine Gemahlin hat einen „Mann" (S. 66). Die Feldherrn geben dem Feinde „Schlappen" (S. 112). Die Diener sind „geschwind wie der Wind" (S. 58). Die Könige heißen Königinnen „mein Licht" (S. 81), „mein

Leben" (S. 82). Wer etwas zeigen will, ruft „Schau!", und wer sich verwundern will, schreit „Ei!" ꝛc. — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

55.

G. Ephr. Lessings Schriften, fünfter und sechster Teil. Berlin bei Chr. Fr. Voß 1755. In 12 mo. 1 Alphb. 2 Bogen. — Der Verfasser hat diese Teile ohne Vorrede in die Welt geschickt. Es wird daher kein Wunder sein, wenn wir in der Geschwindigkeit nicht viel mehr davon werden sagen können, als er selbst hat sagen wollen. Sie enthalten beide Schauspiele, und zwar jeder Teil ein großes Stück in fünf Aufzügen und ein kleines in einem Aufzuge. Das große Stück im fünften Teile heißt „Der Freigeist". Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen sein, und es wird auf das Urteil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag sich an dem darauf folgenden Nachspiele „Der Schatz" erholen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandtnis mit diesem Schatze habe, damit gewisse Kunstrichter desto zuversichtlicher sagen können, das Komische desselben falle nicht in das Possenhafte. Der sechste Teil fängt mit einem bürgerlichen Trauerspiele an, welches „Miß Sara Sampson" heißt. — Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottscheds „Kritischer Dichtkunst" ein Wort von so einem Dinge[1]? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten. Was soll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den sechsten Teil beschließt, heißt „Der Misogyn". Der Verfasser hätte wohl können sagen „Der Weiberfeind". Denn ist es nicht abgeschmackt, seinen Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann[2]? — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[1] Hier irrt Lessing. Gottsched hatte in der vierten Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst" 1751 bereits vom „bürgerlichen Trauerspiel" gesprochen. — [2] Einer der Brüder Lessings hieß Theophilus.

56.

Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz[1]. Berlin bei Chr. Friedr. Voß 1755. In 8 vo. 8 Bogen. — Wir wollen es nur gleich ſagen, daß dieſe Schrift ganz etwas anders enthält, als der Titel zu verſprechen ſcheinet. Der Name Grandiſon wird an eine Geſchichte denken laſſen, in welcher die Kunſt ihre größte Stärke angewandt hat, das menſchliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch dieſe Rührungen zu beſſern. Wenn nun der Leſer ſo etwas erwartet, wider Vermuten aber eine kleine Geſchichte des Geſchmacks unter den Deutſchen findet, ſo wird er ſich zwar anfangs getäuſcht glauben, allein am Ende wird er dieſe Täuſchung doch ganz gerne zufrieden ſein. Wir haben dieſes zu vermuten um ſo viel mehr Grund, je lebhafter wir überzeugt ſind, daß die jetzt herrſchenden Streitigkeiten in dem Reiche des deutſchen Witzes[2] nirgends ſo kurz, ſo deutlich, ſo beſcheiden als in dieſen wenigen Bogen vorgetragen worden. Die Verfaſſer ſind dabei in ihrer Unparteilichkeit ſo weit gegangen, daß ſie einem Gottſched und einem Schönaich weit mehr Einſicht beilegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als ſie jemals gezeigt haben, und ſie ihre ſchlechte Sache weit beſſer verteidigen laſſen, als es von ihnen ſelbſt zu erwarten ſteht. Ein wieviel leichteres Spiel würden ſie ihren Widerlegungen und ihrer Satire haben machen können, wenn ſie die Einfalt des einen in allem ihren diktatoriſchen Stolze und die Poſſenreißerei[3] des andern in aller ihrer wendiſchen[4] Grobheit aufgeführet hätten. Doch ſie wollten ihre Leſer mehr überzeugen als betäuben; und der Beitritt eines einzigen, den ſie durch Gründe erzwingen, wird ihnen angenehmer ſein als das jauchzende Geſchrei ganzer Klaſſen, wo es gutherzige Knaben aus Furcht der Rute bekennen müſſen, daß Gottſched ein großer Mann und Schönaich ein deutſcher Virgil ſei. — Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

---

[1] Verfaſſer Bodmer; von Ramler durchgeſehen und zum Druck befördert. — [2] Hier ſoviel wie „esprit“. — [3] Zielt auf die oben (S. 85 f.) beſprochenen „Poſſen“ Schönaichs. — [4] Anſpielung auf die Lauſitz, Schönaichs Heimat.

57.

Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, par Jean Jacques Rousseau, Citoyen de Génève[1]. *à Amsterdam chez Marc Michel Rey 1755.* In 8 vo. 1 Alphb. — Dieses ist eine ganz neue Schrift desjenigen Gelehrten, welcher Philosoph genug war, den Künsten und Wissenschaften keinen größern Einfluß auf die Sitten der Menschen einzuräumen, als sie wirklich haben, und darüber eine Streitigkeit erregte, die sehr lehrreich hätte werden können, wenn sich in Frankreich nicht fast ebenso kleine Geister damit abgegeben hätten als in Deutschland, wo ein gewisser Schulmeister seine gutherzige Knaben davon deklamieren ließ[2]. Man hat es abermals einer Aufgabe der Akademie von Dijon zu danken, daß uns Herr Rousseau seine Meinung von dem Ursprung und den Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen mitteilet; und wir können keinen kürzern Begriff davon machen, als wenn wir sagen, daß diese Ausführung der erstern, welche der akademischen Krönung vollkommen würdig gewesen war, in mehrern und wesentlichern Stücken als in der Art des Vortrages ähnlich geraten sei. Die jetzt unter den Menschen übliche Ungleichheit scheinet nämlich an ihm keinen größern Gönner gefunden zu haben, als die Gelehrsamkeit an ihm fand, insofern sie den Menschen tugendhafter wollte gemacht haben. Er ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurteile, wenn sie auch noch so allgemein gebilliget wären, ansiehet, sondern graden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen seinen spekulativischen[3] Betrachtungen Anteil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz andern Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben. Da diese Eigenschaften alles, was er schreibt,

[1] „Abhandlung über den Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen, von Jean Jacques Rousseau, Bürger von Genf." — [2] Anspielung auf Rousseaus berühmte Beantwortung der Preisfrage der Akademie zu Dijon von 1749 im „Discours sur les sciences et les arts"; vgl. S. 53 dieses Bandes, Z. 27 ff. — [3] Philosophischen.

auch da noch lesenswürdig machen müssen, wenn man seiner Meinung nicht beitreten kann, so wird es hoffentlich dem deutschen Publikum angenehm sein, wenn wir ihm eine Übersetzung dieses neuen Rousseauischen Werks voraus ankündigen. Es ist ein Mann von Einsicht und Geschmack, welcher sie unternommen hat, und wir sind gewiß, daß er beides bei einer Arbeit zeigen wird, bei welcher die meisten nur Kenntnis der Sprachen zu zeigen gewohnt sind. Sie wird in den Vossischen Buchläden an das Licht treten, wo jetzt die französische Urschrift für 22 Gr. zu haben ist.

58.

Das Kartenblatt; in zwei Teilen. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig in Gleditschens Buchhandlung 1755. in 8 vo. 2 Alphb. — Man hat es schon längst gewußt, daß es eine schlechte Genever Uhr sein kann, obgleich London by etc. drauf gestochen ist. Aber das scheint man nicht wissen zu wollen, daß die Worte „aus dem Englischen übersetzt", wenn sie auch keine Unwahrheit enthalten, in Ansehung der Güte des Werks noch eine weit geringere Gewährleistung sind. Wir sind die gutherzigen Deutschen; das ist ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns; und zur Dankbarkeit lassen wir uns auch das Elendeste, was sie haben, gefallen. — — „Das Kartenblatt"! Ganz gewiß ein Titel von der neuesten Erfindung für einen Roman; besonders wenn das Kartenblatt selbst eine so kleine Rolle darinne spielt, daß es zu weiter nichts gebraucht wird, als Handbriefchen zu schreiben, deren Inhalt eben nicht der klügste Bediente ebensogut ausgerichtet hätte. Mit gleichem Rechte könnte dieser Roman „Das Glas Wasser" heißen; denn es werden ebensoviel Gläser Wasser auf die Ohnmachten darin getrunken als Briefe auf Kartenblätter geschrieben. — Der Held ist ein gewisser Archibald Evelyn, ein junger Herr, den seine Eltern reisen lassen, und der auf seinen Reisen unbesonnene Streiche angibt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser nicht ein Haufen schnurriges Zeug dabei anbringen sollte. Der Humor wird auch in den schlechtesten englischen Büchern dieser Art nicht ganz und gar fehlen; ebensowenig, als man eine der-

gleichen französische Scharteke finden wird, die gänzlich ohne gout[1] geschrieben wäre. Allein sollten wir nicht die Skribenten aus beiden Nationen mit Verachtung ansehen, die weiter nichts als humor oder weiter nichts als gout haben? — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

59.

Virginia, ein Trauerspiel von J. S. Patzke[2]. Frankfurt und Leipzig verlegts Joh. Christ. Kleyb 1755. In 8vo. 5 Bogen. — Man kann jedes deutsche Trauerspiel von zwei Seiten betrachten: als ein Trauerspiel und als ein deutsches Trauerspiel. Als dieses kann es oft einen sehr großen relativischen Wert haben, den es als jenes nicht hat. Es ist ganz etwas anders, über die Gottscheds, Schönaichs, Grimms[3], Krügers[4], Quistorps[5] und Pietschels[6] erhaben sein, und ganz etwas anders, unter den Corneillen einen Rang verdienen. Doch sind zwischen diesen beiden äußersten Grenzen noch Stellen genug, die ein gutes Genie mit Ruhm füllen kann. Man würde unbillig sein, wenn man dem Herrn Patzke eine derselben absprechen wollte. Es ist sein erstes dramatisches Stück. Und das erste dramatische Stück von Corneille? Oder das erste Trauerspiel von Racinen? Hätte man, nach diesem zu urteilen, wohl dem einen oder dem andern die Höhe zugetrauet, die sie in der Folge wirklich erreichten? — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

60.

Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann[7]. *Sero*

[1] Geschmack; das deutsche Wort fing damals erst an, sich statt des französischen „gout" in der ästhetischen Bedeutung einzubürgern. — [2] Johann Samuel Patzke (1727—87), Prediger in Magdeburg, Übersetzer des Terenz und des Tacitus, als Dichter Anhänger Gottscheds. — [3] Vgl. S. 85 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Benjamin Ephraim Krüger dichtete zwei Trauerspiele, ganz nach Gottscheds Anweisung. — [5] Auch Johann Theodor Quistorp zählt als Dramatiker zu Gottscheds Schülern. — [6] Theodor Leberecht Pitschel hatte in Gottscheds „Schaubühne" eine Tragödie „Darius" (von 1738) veröffentlicht, in Schwabes „Belustigungen" langweilige Lehrgedichte, in denen er die Schweizer angriff. — [7] Verfasser Wieland. Über die Benennung „Dunciade" vgl. Bd. I dieser Ausgabe, S. 41, Anm. 6.

sapiunt Phryges[1]. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8 vo. auf 6½ Bogen. — Die Welt scheint zu verlangen, daß die Streitigkeiten im Reiche des Witzes nur immer mit den Waffen der lachenden Satire geführet würden. Wenn sie es aber mehr als einmal geduldet hat, daß man sich auch der schimpflichen Waffen der Schmähsucht und Possenreißerei dabei bedienen dürfen, so wird sie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn sie nunmehr einen Patrioten zu schärfern greifen siehet, die der Ernst ebensoweit über die Satire erhebt, als die Niederträchtigkeit jene unter die Satire erniedriget hatte. Und aus diesem Grunde versprechen wir der gegenwärtigen Ankündigung einer „Dunciade" für die Deutschen am Ende, wenn man alle Umstände wird überlegt haben, eine gütigere Aufnahme, als sie einigen zu sehr nachsehenden Weisen, wegen der durchgehends darin herrschenden Strenge, bei dem ersten Anblicke verdient zu haben scheinen möchte. Es ist wahr: „die Erscheinung", wie unser Verfasser sagt, „ist unglaublich, daß eine ganze Nation, in deren Schoß die Wissenschaften und die Freiheit zu denken blühen sollten, die fast von allen Seiten mit gesitteten und geistreichen Nationen umgeben ist, die sich eines Leibniz rühmen kann, — — sich von einem kleinen Haufen Idioten[2] ohne Talente, ohne Einsichten, ohne Geschmack so sehr hat betrügen lassen können, daß sie den willkürlichen und verdorbenen Geschmack dieser Leute, die in Frankreich oder England nicht einmal unter den Dunsen einigen Rang bekommen hätten, blindlings angenommen und zur Regel gemacht; daß sie diese schwachen und unfähigen Köpfe für große Geister und ihre blöden, unförmlichen und vernunftlosen Werke für ausgemachte Meisterstücke gehalten, fleißig gelesen, gelobt und nachgeahmet; daß sie diesen Leuten ein Ansehen, eine Diktatur zugestanden, die ihnen Macht gegeben, eine ganze Reihe von Jahren dem sens-commun[3] Hohn zu sprechen, die Jugend zu verführen und den Geschmack an geistlosen, unwitzigen und unnützlichen Schriften, die weder den Verstand aufklären noch das Herz rühren

[1] „Die Phrygier kommen spät zu Verstand", lateinisches Sprichwort, angeführt bei Festus. — [2] Gottsched und seine Anhänger. — [3] Gesunden Menschenverstand.

noch die Sitten bilden, fast allgemein zu machen." — — Es ist wahr, diese Erscheinung ist unglaublich; aber wie, wenn sie sich auch niemals ereignet hätte? Wie, wenn es nicht wahr wäre, daß Gottsched und seine Anhänger jemals in einem so allgemeinen Ansehen gestanden hätten? Wie, wenn man dem größern Teile der Nation, welcher ein zeitiges Stillschweigen beobachtet hat und sich deswegen öffentlich wider niemanden erklären wollte, weil er sich noch für niemanden erklären konnte, mit solchen allgemeinen Beschuldigungen unrecht täte? Alles dieses könnte leicht sein; gleichwohl aber bekennen wir ganz gern, daß man auch auf der andern Seite Grund habe, an dem Dasein eines Dinges zu zweifeln, das sich noch durch keine Wirkungen gezeigt hat. Wir wollen also nur wünschen, daß diese Wirkungen nun wenigstens nicht länger ausbleiben mögen; und wenn wir uns in unsern Vermutungen nicht trügen, so werden sie sich vielleicht über lang oder kurz an derjenigen zweiten Klasse äußern, von welcher auf der 12. Seite ziemlich verächtlich gesprochen wird[1]. — — Mehr wollen wir hier von einer Schrift nicht sagen, der es ohnedem an Lesern nicht fehlen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

61.

Bei Haude und Spener wird verkauft: Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen; Versuch eines Heldengedichts von dem Verfasser des „Herrmanns"[2]. 24 Bogen in Quarto. — Man muß es dem Verfasser des „Herrmanns" nachsagen, daß dieser Versuch ein Meisterstück in seiner Art ist. Alle Welt weiß es, daß dieser Dichter ein Meister ist, Helden abgeschmackt denken zu lassen, und den Lesern Langeweile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus diesem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß sehr viel verbrochen haben, der verdammt ist, mehr als zwei Zeilen darin zu lesen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann sie

[1] Die zweite Klasse unter den literarischen Deutschen sind nach Wieland diejenigen, denen weder Gottsched noch Klopstock gefällt, die die witzigen Schriften der Franzosen lieben und wie Haller denken, wie Gleim scherzen wollen. — [2] Schönaich.

in dem „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit“[1] finden, wo er auch etwas finden wird, das an allen andern Orten vergeblich gesucht werden würde, nämlich ein Lob dieses „Versuches eines Heldengedichts“.

62.

Sie haben recht; dergleichen schlechte Übersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys[2] und Bolingbrokes[3] bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurteilet! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüte, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schönen Wissenschaften würden zu vergessen sein; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon, Geßner Theokrit, Wieland Lucrez —

Wieland Lucrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht miteinander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtnis vertilgt, daß er der Verfasser der „Natur der Dinge“ ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu sein —

---

[1] Gottscheds Zeitschrift. — [2] Der englische feine Denker Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713), der Begründer des moralischen Sensualismus. — [3] Henry Saint John, Viscount Bolingbroke (1678 bis 1751), erregte namentlich durch seine deistischen „Briefe über das Studium der Geschichte“ (1751) Aufsehen.

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in K.. B..[1] persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen. Soviel ist unwidersprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die „Moralischen Briefe" uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so betauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. —

Sie wissen es schon zum Teil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Uz aufgeführet hat. — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der jeder seinesgleichen berechtiget ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern[2]; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben, brauchte so hämische Waffen, verriet so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist*, daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte[4].

* In der letzten seiner „Sympathien"; und hernach in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen" an den Herrn Oberkonsistorialrat Sack[3].

[1] Kloster Bergen bei Magdeburg, wo Wieland 1747—49 erzogen wurde. — [2] Er spottete 1754 in seiner „Epistel an Christ" über die Miltonnachahmung Bodmers. — [3] August Friedrich Wilhelm Sack (1703—86), Hof- und Domprediger in Berlin. — [4] Schon 1757 waren Nicolai und Lessing in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" für Uz eingetreten.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften aus der Zuschrift der „Empfindungen des Christen" die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung*, in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?

63.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste"** in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in Ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisiert hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung: einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat, die besten Werke der Alten zum Exempel; zweitens, wenn der

* Zürich, bei Orell und Comp., 1758, in drei Teilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit. — ** Leipzig, bei Dyk, in groß Octavo bis zum zweiten Stücke des vierten Bandes.

Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachteiligen Zergliederung abstehen und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten getan haben, darin bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch getan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die „Bibliothek" meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir auch die Freiheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtenteils dahinauslaufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da und nicht bloß gegen Dichter viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig z. E. erinnern sie[1] bei des Herrn Professor Gottscheds „Nötigem Vorrate zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst"*[2]; und wie manches ist doch darin, das man ihm notwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts[3], die Peter Probsts[4] und Hans Sachsens so

* In dem ersten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

[1] Der Verfasser dieser Besprechung ist Nicolai. — [2] Diese für ihre Zeit vortreffliche Bibliographie aller deutschen Dramen bis 1750 erschien in Leipzig 1757, nachher noch ein zweiter Band 1765 und eine Nachlese von Freiesleben 1760. — [3] Hans Rosenblüt, eigentlich Hans Schnepperer, dichtete im 15. Jahrhundert schmutzige Fastnachtsspiele. — [4] Peter Probst, Zeitgenosse des Hans Sachs in Nürnberg, geb. 1553, gab Fastnachtsspiele nach dessen Vorbild heraus.

wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat: unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die „Theatralischen Werke" desselben an und sagt: „Hier stehen 1. ‚Canut'; 2. ‚Der Geheimnisvolle'; 3. ‚Die Trojanerinnen'; 4. des Sophokles ‚Elektra'; 5. ‚Die stumme Schönheit'; 6. ‚Die lange Weile'." Die beiden letztern stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele „Der Triumph der guten Frauen", welches er gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser „Beiträge zu dem Dänischen Theater" benennet hat.

Und wieviel andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß er etwas so Vollständiges geliefert habe, als man sonst bei Sammlungen von dieser Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne". — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius[1] hat er alle gekannt; denn den „Unerträglichen" vermissen wir gar, und von den „Ärzten" muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden: warum nennt er denn den Verfasser der „Alten Jungfer?"[2]

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das Wenige finde ich bei dem patriotischen *Κοπροφόρῳ*[3] noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahre 1747 gleich zwei Stücke, der „Ehestand" und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.[4]

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn „Anne Dore oder die Einquartierung, ein Schäferspiel in einem Aufzuge[5]?"

[1] Lessings Vetter war mehrere Jahre für Gottsched eingetreten. — [2] Lessing selbst. Er ärgert sich, daß dieses schwache Lustspiel, doch wohl nur um der Vollständigkeit willen, von Gottsched mit aufgezählt wird. — [3] „Mistträger"; soviel wie „Lumpensammler". — [4] Beide Stücke stehen im zweiten Teile des „Vorrats" (S. 272). Der Titel des zweiten lautet: „Der Kranz der gewesenen Jungfer Bergen op Zoom, eine Komödie." — [5] Auch dieses Stück nennt Gottsched a. a. O. Es war in Johann Adolf Schlegels Schrift „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" (Zürich 1746) enthalten und travestierte Gottscheds „Atalanta" und Uhlichs „Elisie". Die Neuberin hatte es Mitte Juli 1746 aufgeführt.

Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner „Schaubühne“[1] erwähnet hat.

„Niemand“, sagen die Verfasser der „Bibliothek“*, „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin[2] blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Heldenaktionen[3] waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbnis einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter[4] sagt, mit

---

* Des dritten Bandes erstes Stück. S. 85.

---

[1] Die von Gottsched herausgegebene Dramensammlung „Deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet“ (Leipzig 1740—45, 6 Bde.), in der „Atalanta“ und „Elise“ gedruckt waren. — [2] Friederike Karoline Neuberin, geborene Weißenborn, wurde nicht von „so manchem“, sondern allein von Gottsched zu ihrer bekannten Bühnenreform angeregt. — [3] Gewöhnlich „Haupt- und Staatsaktionen“ genannt; die ernsthaften Dramen der Komödianten vor Gottscheds Zeit, stets mit unflätigen Hanswurstszenen durchsetzt. — [4] Bodmer in dem Aufsatz „Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstücks, des Gottschedischen Catos“.

„Kleister und Schere" seinen „Cato"; er ließ den „Darius"[1] und die „Austern"[2], die „Elisie"[3] und den „Bock im Prozesse"[4], den „Aurelius"[5] und den „Witzling"[6], die „Banise"[7] und den „Hypochondristen"[8] ohne Kleister und Schere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporieren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein „Cato" es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen[9] „Cato" für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare, keinen Jonson, keinen Beaumont und Fletcher[10] ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

---

[1] „Darius", Trauerspiel von Pitschel (wie alle folgenden in Gottschedś „Deutscher Schaubühne" gedruckt). — [2] „Die Austern", Nachspiel von Quistorp. — [3] „Elisie", Schauspiel von Uhlich. — [4] „Der Bock im Prozesse", Lustspiel von Quistorp. — [5] „Aurelius", Trauerspiel von Quistorp. — [6] „Der Witzling", Nachspiel von der Gottschedin. — [7] „Banise", Trauerspiel von Grimm. — [8] „Der Hypochondrist", Lustspiel von Quistorp. — [9] Joseph Addison (1672—1719) hatte seinen „Cato" (1713) nach den französischen Regeln verfaßt und empfing deshalb von Voltaire das Lob, der „Cato" sei die einzige von Anfang bis Ende gut geschriebene englische Tragödie. — [10] Ben Jonson (1574—1657), Francis Beaumont (1585 bis 1615) und John Fletcher (1576—1628), angesehene Dramatiker in der Zeit Shakespeares.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann[1]; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Ödipus" des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als „Othello", als „König Lear", als „Hamlet" usw. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte als die „Zaïre" des Voltaire[2]? Und die „Zaïre" des Voltaire, wie weit ist sie unter dem „Mohren von Venedig", dessen schwache Kopie sie ist und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen, „Doktor Faust" hat eine Menge Szenen, die nur ein Shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Teil noch in seinen „Doktor Faust"! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf

[1] Französische Konstruktion. — [2] Zu Voltaires „Zaïre" vgl. „Hamburgische Dramaturgie", Stück 15 und 16.

dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen, es erſcheinen derſelben ſieben, und nun fängt ſich die dritte Szene des zweiten Aufzugs an[1].

Fauſt und ſieben Geiſter.

Fauſt. Ihr? Ihr ſeid die ſchnelleſten Geiſter der Hölle?

Die Geiſter alle. Wir.

Fauſt. Seid ihr alle ſieben gleich ſchnell?

Die Geiſter alle. Nein.

Fauſt. Und welcher von euch iſt der ſchnelleſte?

Die Geiſter alle. Der bin ich!

Fauſt. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufel nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

Fauſt. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erſte Geiſt. Jawohl, den Verſtockten. — Aber halte uns nicht auf.

Fauſt. Wie heißeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

Der erſte Geiſt. Du könnteſt eher eine Probe als eine Antwort haben.

Fauſt. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

Der erſte Geiſt. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flamme des Lichts —

Fauſt. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre ſiebenmal ebenſo ſchnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißeſt du?

Der zweite Geiſt. Chil; das iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

[1] Dieſe Szene iſt ein Teil des Fauſtdramas, an dem Leſſing von 1756 bis in die ſiebziger Jahre von Zeit zu Zeit arbeitete; vgl. „Leſſings Leben und Werke", Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 25*f. Der Vorgang iſt dem alten Volksſtück entlehnt, aber Leſſingiſch zugeſpitzt, zumal in der Antwort des ſiebenten Geiſtes.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Denkest du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und du vierter? —

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell sein, wenn du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß du es allezeit willst? Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste.) Sage du, wie schnell bist du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel! du lästerst, denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! —

Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. (Zum ſiebenden Geiſte.) — Wie ſchnell biſt du?

Der ſiebende Geiſt. Unzubergnügender Sterbliche, wo[1] auch ich dir nicht ſchnell genug bin — —

Fauſt. So ſage wie ſchnell?

Der ſiebende Geiſt. Nicht mehr und nicht weniger als der Übergang vom Guten zum Böſen. —

Fauſt. Ha! du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Übergang vom Guten zum Böſen! — Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orkus! Weg! — Als der Übergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren, wie ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! ꝛc. — —

Was ſagen Sie zu dieſer Szene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Szenen hätte? Ich auch!

64.

Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.

Hier haben Sie vors erſte ſein Trauerſpiel „Lady Johanna Gray“[2]! Ein Trauerſpiel, das er in allem Ernſte für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden; in der Schweiz nämlich, und wie man ſagt mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede tun können. „Die Tragödie“, ſagt er, „iſt dem edeln Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, — ſie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menſchen Bewunderung und Liebe für ſie abzunötigen.“ Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung ſeines Stücks machen. Die meiſten von jenen ſind moraliſch gut; was bekümmert ſich ein Dichter, wie Herr

[1] Wenn. — [2] Erſchienen in Zürich 1758, zuerſt aufgeführt in Winterthur 20. Juli 1758 durch die Truppe Ackermanns.

Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter, der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater, der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorzisieren[1] sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland und mit seinem Bischof Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden*[2], *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηστον*[3]; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων*[4] der Ausspruch seines Euripides[5] wahr sei:

Οὐκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
Αλλ' ἐστι τις συγκρασις[6].

* Plutarch.

[1] Durch Beschwörungen herauszutreiben. — [2] Die Plutarchstelle, die Lessing hier benutzt, steht in der Schrift „De audiendis poetis“, Kap. 7. — [3] „Daß weder in der Tugend ein schlechter Bestandteil, noch im Laster ein guter sei.“ — [4] „In den Taten und dem Leben der Vielen.“ — [5] Seines Euripides, weil Wieland in der Vorrede zur „Johanna Gray“ Euripides sein Muster nennt. — [6] „Gutes und Schlechtes bestehen nie für sich allein, sondern nur gemischt.“ Fragment aus dem „Kolus“ des Euripides.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studieret haben, alsdenn geben Sie acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck der Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner „Johanna Gray" einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der „Bibliothek" es bereits getan haben*[1] und es so getan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden sein muß. Ich unterschreibe ihren Tadel, noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Silbenmaßes, des Stils, des Vortrags erteilet haben. Alles, was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6. Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage und ward gefänglich in den Tour[2] gesetzt, wo sie den 12. Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hintereinander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einzigesmal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisieren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die

* „Bibliothek der schönen Wissenschaften", vierten Bandes zweites Stück. S. 785.

[1] Der Rezensent ist Moses Mendelssohn. — [2] Tour, altenglisch tur, die ältere Form von tower, dem Namen des bekannten Londoner Staatsgefängnisses.

Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vorteil ziehet.

„— — Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!“

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem „Phädon“ exponieren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite zitiere! Man höre nur:

„— Was gut, was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, denn den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richards Löwenmut,
Der kluge Geist des Salomons der Briten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules verschmäht' er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!“

Welch eine gelehrte Parentation[1] auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

[1] Leichenrede.

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sei bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptiert diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimet sich zu dem edeln Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sei und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Anteil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der „Bibliothek" mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnurstracks zuwiderläuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der „Pariſiſchen Bluthochzeit"[1] stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bei den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß demohngeachtet ein vortreffliches Stück sein; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nämlich: ich finde, daß die deutsche ‚Johanna Gray' in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern, sie recht

[1] Gottsched.

augenſcheinlich zu plündern. Die engliſchen highwaymen[1] aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen ſie auch ſelten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutſchen geplündert haben[2]? Gottſched triumphierte über dieſe vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Kalumnie[3], und Gottſched hatte zu zeitig triumphiert. Hier will ich ihm alſo mit einem beſſern, gegründetern Beiſpiele an die Hand gehen, wie gern ſich die engliſche Biene auf unſern blumenreichen deutſchen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdes mein engliſcher Plagiarius nicht ſein; denn er hat ſich darauf verſtanden, was gut iſt. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter ſagt:

„— — — Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schweſterkinder
Zu übertragen, iſt die Reihe denn
An mir? — — Was müßte meine Mutter ſein,
Eh' mir der Thron gebührte?“

und ihre Mutter antwortet:

„— — — Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu ſein!“

Dieſe vortreffliche Stelle, ſage ich, die ſo hervorſticht, daß alle Rezenſenten des Wielandiſchen Stücks ſie ausgezogen haben, hat ſich der Engländer fein eigen gemacht. Er überſetzt ſie ſo:

Ev'n you my gracious mother, what must you be
Ere i can be a queen?
Duchess of Suffolk.
That, and that only,
Thy mother; fonder of that tender name,
Than all the proud additions pow'r can give.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß, man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſein, der etwas ebenſo Schönes ebenſowohl aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr

[1] Strauchdiebe. — [2] Nach der lächerlichen Behauptung J. Lawbers in ſeinem „Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his Paradise lost“ (London 1750). [3] Verleumdung.

Wielanden in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke faſt erreicht hat.

Wieland.

— — — — — — Ach, Kerker, Bande
Und Schwert und Flammen ſind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben! —

Der Engländer.

— — — Persecution,
That fiend of Rome and hell, prepares her tortures;
See where she comes in Mary's priestly train!
Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the blood of martyrs, and wide wasting
O'er Englands bosom? All the mourning year
Our towns shall glow with unextinguish'd fires;
Our youth on racks shall stretch their crackling bones,
Our babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzeſſin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll; durch deren klugen Szepter
Geſetz und Freiheit, Fleiß und Überfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred princess! sprung from ancient kings,
Our England's dearest hope, undoubted offspring
Of York and Lancaster's united line;
By whose bright zeal, by whose victorious faith

Guarded and fenc'd around, our pure religion,
That lamp of truth which shines upon our altars,
Shall lift its golden head and flourish long;
Beneath whose awful rule, and righteous sceptre,
The plenteous years shall roll in long succession;
Law shall prevail and ancient right take place,
Fair liberty shall lift her chearful head,
Fearless of tyranny and proud oppression;
No sad complaining in our streets shall cry,
But justice shall be exercis'd in mercy.
Hail, royal Jane etc.

Wieland.

Verwünſcht ſei mein fataler Rat! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal counsels, curs'd my tongue
That pleaded for thy ruin, and persuaded
Thy guiltless feet to tread the paths of greatness!
My child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

So? Vermuten Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lawder, die engliſchen Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtieret, und heißt — Nicholas Rowe[1]. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz beiſeite! Es ſei fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabei, als das tote Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung be-

[1] Nicholas Rowe (1673—1718), Herausgeber und erſter Biograph Shakeſpeares; ſeine Tragödie „Lady Jane Gray“ war in London 1715 erſchienen.

obachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Übertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen „Johanna Gray" mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebst einem gewissen Johann Gates eröffnen die Szene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nötig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beschleinigen; so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verrät in einer[1] Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna noch vor Edwards Absterben mit seinem Sohne, dem Guilford, vermählt werde. Der Graf von Pembroke kömmt dazu, ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht. Pembroke stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sei, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab und sagt, daß er des Pembrokes im Geheimen Rate erwarte. Pembroke bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugetan sei. Er hält den Vater für ebenso aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch.

[1] Der weibliche Artikel ist ganz ungewöhnlich.

Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf ebendenselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembroke kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den Geheimen Rat gerufen und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrokes aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschließen für gut befunden: als eine Person ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembroke kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bei dem Herrn Wieland folgende:

„O Gott — — — — — — — — — — — —
— — — — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben
Und deinen Willen tun. — O meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu sein! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!

Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Geschehʼ!" ꝛc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

„— — — Merciful, great defender!
Preserve thy holy altars undefil'd.
Protect this land from bloody men and idols,
Save my poor people from the yoke of Rome
And take thy painful servant to thy mercy!"

Northumberland und Suffolk beschließen, den Tod des Königs geheimzuhalten, trösten die Johanna und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß wegen ihrer schleinigen[1] Verbindung beibringen soll. Guilford tut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Szene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembroke sieht ihn verwirrt und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählich darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembroke gerät in Wut, beschuldiget ihn eines verräterischen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserei ab.

Die Szene war bisher bei Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte[2] gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembroke. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembroke dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der Geheime Rat sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet

[1] Schleunigen. — [2] Soviel wie leichte Haft oder Festungshaft.

sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen Herren des Geheimen Rats, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweiten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engelländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Szene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembroke und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembroke soll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, gibt ihm seinen Degen wieder und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembroke ist über dieses Verfahren betroffen und will der Großmut seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise als durch die anscheinende Gefangennehmung zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembroke auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bei der man sich unmöglich der Tränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembroke fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der „Phädon“ des Plato) hereintritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Szene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zunutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der Geheime Rat verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache und nehmen alle drei in Namen der Königin Maria gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen

Biſchof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nötigen Befehle erteilet. Zu ihm kömmt Pembroke. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundſchaft hat ihn nicht müßig gelaſſen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt und gibt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchofs Sinne, er eilet alſo zur Maria, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden, und Pembroke begibt ſich zu ſeinem Guilford. Itzt wird die hinterſte Szene aufgezogen[1], und man ſieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als Pembroke kömmt und ihnen ſeine fröhliche Botſchaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieſer Strahl von Hoffnung. Gardiner erſcheinet und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beide zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Szene eröffnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſte; Johanna beſteiget es als eine wahre Heldin, Gardiner triumphieret, Pembroke verwünſcht den Geiſt der Verfolgung, und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr Wieland mit dieſem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des Pembrokes herausgeriſſen und die letzten drei Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beiden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr Wieland läßt dem Guilford an einem Orte zur Johanna ſagen:

„Und ſelbſt, o Scheuſal, deine Räte ſelbſt,
Die kaum mit aufgehabnen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſetz und unſerm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräter,
Verdammte Heuchler! — Pembroke, ach! mein Freund,
Mein Pembroke ſelbſt, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab."

[1] Die Verwandlungen innerhalb des Aktes wurden damals, und noch lange nachher, durch Aufziehen des Proſpekts, der die Bühne hinten abſchloß, bewirkt.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembroke hier ist und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses Rätsel auflösen können. Es ist eben der Pembroke des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen tut, sich gleichsam wider seinen Willen einmal einzuschleichen.

65.

Der Verfasser der „Scherzhaften Lieder"[1], deren größter Teil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweite verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen*. Und mit Ehren.

„Was?" — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch[2] auffahren — „Was? ein Witzling, der den Geist der anakreontischen Gedichte besitzet, sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz; Schrecken und Tränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — Man sollte glauben", fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beiden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl miteinander vertragen könnten. Ich wenigstens"** —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauer-

---

* Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig, bei Dyk, 1759. — ** S. Duschs „Vermischte Schriften". S. 46.

---

[1] Christian Felix Weiße (1726—1804), Lessings Leipziger Freund. Die „Scherzhaften Lieder" erschienen in Leipzig 1758, die 2. Auflage 1759. — [2] Der unbedeutende Schriftsteller und Übersetzer Johann Jakob Dusch (1725—87) war schon im 41. und 77. Literaturbrief von Lessing angegriffen worden. In seinen „Vermischten Kritischen und Satyrischen Schriften", S. 46 (Altona 1758), sagte er: „Schlegel besaß den Geist des Theaters; aber Herr Lessing? den Witz oder den Geist der anakreontischen Gedichte." Dann fährt er fort wie oben: „Der eine erschüttert" usw.

ſpiele unſers ſcherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bei dieſer philoſophiſchen Nativitätſtellung bewenden laſſen? Oder wünſchten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu ſehen und nach Ihren eigenen Empfindungen zu ſchließen? — Ich weiß ſchon, was Sie tun werden; und dieſer Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weiße — denn warum ſollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hochſchätzen werden? — über den Mangel an deutſchen Trauerſpielen. Daß es den Deutſchen am tragiſchen Genie fehlen ſollte, kann er ſich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schickſal", ſagt er, „hat bisher über die deutſche Schaubühne gewaltet. Einige dieſer Lieblinge der Muſen ſind in der Morgenröte ihres Witzes verblühet und haben uns durch ihre erſten Früchte gezeiget, was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren haben." — Dieſes muß Sie an die Herren von Cronegk[1] und von Brawe erinnern, von welchen beiden ohne Zweifel der letztere das größere tragiſche Genie war. Er hat noch ein Trauerſpiel in Verſen[2] völlig ausgearbeitet hinterlaſſen, und Freunde, die es geleſen haben, verſichern mich, daß er darin mehr geleiſtet, als er ſelbſt durch ſeinen „Freigeiſt" zu verſprechen geſchienen. — „Andere", fähret Herr W. fort, „laſſen, wir wiſſen nicht aus was für unglücklichen Urſachen, die Jahre des Genies vorbeifliehen: ſie ſchmeicheln uns mit Hoffnung und laſſen ſie unerfüllet, bis ſie die Geſchäfte des Lebens überhäufen oder ſie ſich in andere Sorgen verteilen." — Ich kann nicht ſagen, wer dieſe andere ſind. Sind es aber wirklich tragiſche Genies, ſo verſpreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend ſind die Jahre nicht, von welchen wir tragiſche Meiſterſtücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beſte Kopf in dieſer Gattung unter dem

[1] Der von Leſſing in den erſten Stücken der „Hamburgiſchen Dramaturgie" ausführlich gewürdigte Johann Friedrich von Cronegk ſtarb in der Neujahrsnacht 1758 mit 27 Jahren, der begabtere Dramatiker Joachim Wilhelm von Brawe am 7. April 1758 mit 20 Jahren. — [2] „Brutus" von Brawe, zuſammen mit ſeinem „Freigeiſt" herausgegeben von Karl Leſſing und Ramler in Berlin 1768.

dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Teile gewiß ist! Und wenn kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studieret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind. „Noch andern", heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft gesehen und kennen die dramatische Dichtkunst bloß aus den Aristoteles und Hédelin[1]." —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller* von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden", sagt er, „gibt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzigtausend Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus[2] war mit dreihundertundsechzig Säulen und mit dreitausend Statuen gezieret. Wieviel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen aufeinander machen, und aus der Mitteilung der Leidenschaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen durch die große Anzahl derjenigen, welche daran teilnehmen, nicht höher steigen, muß irgendein heimliches

* Diderot in den Unterredungen über seinen „Natürlichen Sohn"[3].

[1] François Hédelin, Abbé d'Aubignac (1604—76), verfaßte die wiederholt gedruckte „Pratique du théâtre" (Paris 1657). Vgl. „Hamburgische Dramaturgie", 44. und 81. Stück. — [2] Der habsüchtige und verschwenderische Marcus Æmilius Scaurus veranstaltete 58 v. Chr. auf dem hier erwähnten großartigen Theater Spiele mit nie zuvor in Rom gesehenen wilden Tieren. — [3] Lessing übersetzte in dem „Theater des Herrn Diderot" 1760 auch diese Unterredungen.

Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen einmal ein paar Stunden einige hundert Personen an einem finstern Orte zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu sein und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern Talenten abhangen soll?" — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war, usw. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen,

die uns noch sobald keine Änderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Herrn Weiße heißt: „Eduard der Dritte".

Eduard der Zweite war gezwungen worden, sich von der Regierung loszusagen und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten, übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella mit ihrem Lieblinge Mortimer freie Hand zu haben hofften und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bei dem Rapin[1] nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Gefängnis, in das Schloß zu Barkley brachten, nahmen sie tausend unanständige[2] Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freiem Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammichten Graben genommen worden, den Bart putzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen und zu erkennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sei. Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwei Ströme von heißen Tränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen."

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bei dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe[3] der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen

[1] Paul de Rapin-Thoyras (1661—1725), „Histoire d'Angleterre" (Haag 1727—36, 13 Bände). — [2] Unwürdige. — [3] Die große Masse.

dieſe Situation gibt, nicht nur untadelhaft, ſondern höchſt pathetiſch ſein wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringern Perſon: „Eine Bäuerin", erzählt er[1], „ſchickte ihren Mann zu ihren Eltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieſer Unglückliche von einem ſeiner Schwäger erſchlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo ſich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergeſſen habe. Der Tote lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag mit zerſtreuten Haaren auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes und ſagte unter Vergießung von Tränen und mit einer Aktion, die allen Anweſenden Tränen auspreßte: ‚Ach, als ich dich hieherſchickte, hätte ich wohl geglaubt, daß dieſe Füße dich zum Tode trügen?'" Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umſtände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entſchuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübnis nicht darin ſuchen, daß die Perſon, welche ſie ſagt, eine vornehme, wohlerzogene, verſtändige und auch ſonſt witzige Perſon ſei; denn die Leidenſchaften machen alle Menſchen wieder gleich: ſondern darin, daß wahrſcheinlicherweiſe ein jeder Menſch ohne Unterſchied in den nämlichen Umſtänden das nämliche ſagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können und haben müſſen; ſo wie das, was dort der König ſagt, auch ein Bauer hätte ſagen können und ohne Zweifel würde geſagt haben.

Aber ich komme von unſerm Eduard ab. Sie wiſſen ſein grauſames Ende. Er wollte vor Betrübnis und Kummer nicht bald genug ſterben. Seine Wächter erhielten alſo Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn und ſteckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche ſie ein glühendes Eiſen ſtießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er ſtarb unter den entſetzlichſten Schmerzen, und ſein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes geſtorben ſei.

[1] An der S. 125 dieſes Bandes, Anm. * angeführten Stelle.

Der Bruder dieses Unglücklichen und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Anteil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe zum Besten einer Buhlerin und nicht zum Besten seines Vaterlandes vergessen habe. Seine Großmut erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sei; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beikommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sei, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvorzukommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimnis nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugnis vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwei Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren oder ihn betrügen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sei, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem

Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat; und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefähr in die Gedanken schießen. Die Ökonomie ist die gewöhnliche Ökonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdrucks und der Wendung, nichts Geringers als eine Schlegelsche[1] Versifikation.

Lokester (zu dem Grafen von Kent).

Ja, Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe gibt,
Wo man den Edeln haßt und den Verräter liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bei der Welt verhaßt und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rat, stets durch mein Schwert gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verraten,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd' itzt kaum gehört und niemals mehr befragt,
Und wär' ich ohne dich, so wär' ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters sein könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässiget und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden getan. Charaktere und Situationen sind die Konturs des Gemäldes; die Sprache ist die Kolorite[2]; und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden.

[1] Johann Elias Schlegel (1719—49), von Lessing und seinen Zeitgenossen als der beste deutsche Tragiker anerkannt. — [2] Italienisch il colorito, französisch le coloris; also falsches Femininum.

Besonders in den Szenen, die Edmund mit dem jungen Könige und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker sein als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt, er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — solang' er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; sprich, solang' er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
Solang' er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freiheit und Gesetz und Prinz und Vaterland;
Solang' er noch geglaubt, daß er der Briten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Mut verfechte;
Solang' er noch geglaubt, daß Englands Ruh' und Glück
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde
Den Weisesten des Reichs indes vertrauen würde:
Allein sobald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte
Und zu der Missetat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freiheit überließ,
Durch barbarngleiche Wut ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch itzt den Unglückselgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella
(die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will).

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wut —

Eduard.

Kühl' in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! usw.

G.

66.

Der Verfasser[1] der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter"*

* Braunschweig, im Verlage des Waisenhauses, erster Band 1763, zweiter Band 1764; in 8.

[1] Johann Nikolaus Meinhard (1727—67); ein dritter Teil seines hier besprochenen Hauptwerkes erschien erst 1774, von Jagemann herausgegeben.

iſt ein Mann, der eine wahre Hochachtung für ſich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit ſo vielem Geſchmacke ausgeführet zu ſehen, konnten wir wünſchen, aber kaum hoffen. Er iſt der erſte Überſetzer, wenn man den, der eine ſo genaue Bekanntſchaft mit allen den beſten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein ſo feines Gefühl mit einem ſo richtigen Urteile verbindet, unter deſſen Bearbeitung ſo verſchiedne Schönheiten in einer Sprache, für die ſie gar nicht beſtimmt zu ſein ſchienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüte, in welcher ſie auf ihren natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, ſage ich, ſo einen Schriftſteller anders einen Überſetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr ſelbſt ein Original iſt, dem auch die Erfindſamkeit nicht mangeln würde, hätte es ſich ihrer, uns zum beſten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die italieniſche Literatur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unſere Dichter ſich faſt nichts als welſche Muſter wählten. Aber was für welche? Den Marino[1] mit ſeiner Schule. Der „Adonis“ war unſern Poſteln[2] und Feinden[3] das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Kritik über das Verdienſt dieſer Muſter und dieſer Nachahmer die Augen öffnete, ſo erwogen wir nicht, daß unſer falſcher Geſchmack gerade auf das ſchlechteſte gefallen war, ſondern Dante und Petrarca mußte die Verführung ihrer ſchwülſtigen und ſpitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti[4] ward die Ehrenbenennung aller italieniſchen Gedichte, und wenn der einzige Taſſo ſich noch einigermaßen in Anſehen erhielt, ſo hatte man es faſt einzig und allein den Sprachmeiſtern zu verdanken.

Der Inhalt dieſer Verſuche wird daher für die meiſten Leſer auch das Verdienſt der Neuheit haben, und unſere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küſten darin

[1] Giambattiſta Marino (1569—1625) lieferte mit ſeinem ſchwülſtigen Epos „Adone“ (Adonis) das Vorbild des ſogenannten mariniſtiſchen Stils, den in Deutſchland namentlich die zweite Schleſiſche Schule ausbildete. — [2] Chriſtian Heinrich Poſtel (1658—1705) benutzte den „Adone“ zu einem ſeiner zahlreichen Opernterte und ahmte ihn in dem Epos „Die liſtige Juno“ (1700) nach. — [3] Barthold Feind (1678—1721), ebenfalls fruchtbarer Hamburger Operndichter. — [4] „Einfälle“, Fachausdruck für die geſuchten Vergleiche und Bilder der Mariniſten.

entdecken, wohin sie ihr poetisches Kommerzium mit vielem Vorteile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterscheidet[1], setzet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichtum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmert. Ich sage zweideutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten als die niederländische Schule zu der römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Szenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopeen haben manche gute Bambocciade[2]: aber wo sind unsere poetische Raffaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italienischen Dichter hat indes unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwäche und Fehler wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bei weiten mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginieren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bei dieser Gelegenheit entwirft, scheinet dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu sein und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen. „Man kann bemerken", sagt er, „daß, je mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen sowohl als ihre Körper befriedigen. Der

[1] Hier in der Bedeutung „auszeichnet" (nach franz. distinguer). — [2] Derbkomische Darstellungen aus dem Leben der unteren Stände, so genannt nach dem niederländischen Maler Pieter de Laar, der in Italien den Beinamen „il bamboccio" (der Buckige) erhielt.

Engländer braucht ohne Zweifel die schwereste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark, er muß sie mit esprit verdünnen, oder er ist im Notfall auch mit esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beiden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftiget und ihr Gehör durch einen musikalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. Man hat in der Tat Poesien von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber sehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge."

Der Verfasser bedienet sich bei den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vorteil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachstum der italienischen Dichtkunst zeiget und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellet. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweite Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medicis, dieser großmütigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die ebenso scharfsinnig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur gewissermaßen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur

allzu deutlich merkt. „Man irret sehr", sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome sich selbst seinen Weg durch die größte Hindernisse. Shakespeare, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgendeine Aufmunterung zu haben, ja sogar ohne selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter macht als ein armer Bäckerjunge Verse, die einen großen Kunstrichter in Erstaunen setzen und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. Überhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzet. Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten Freigebigkeiten Ludwigs des Vierzehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermutlich seine Tragödien nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr ‚Athalien' von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen genötiget hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachteil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich ziehet, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde zu schreiben zu sehr ausgebreitet wird, daß so viele bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterscheiden[1] oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünstelten. Dieses ist vermutlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer der Künste Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt sind."

[1] Vgl. S. 133 dieses Bandes, Anm. 1.

Eine andere kleine Ausschweifung[1] unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Macchiavel[2]. „Macchiavel", sagt er, „ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem ‚Fürsten' zu wenig kennen und zu unrichtig beurteilen, brachte nach der ‚Calandra' des Kardinals Bibbiena[3] ein paar Komödien auf den Schauplatz, in denen das Salz des Molière mit dem Humor und der komischen Stärke der Engländer vereiniget ist. Dieser Macchiavel ist es außerdem, der die Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccaz. Sein Stil ist rein, kurz, gedrängt und voll Sachen[4], und beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der Erzählung mit dem Tiefsinn und der Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen Werken macht ihm soviel Ehre, als die ‚Diskurse über den Livius', ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu als die seinigen bewundert, weil man den Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studieret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Übersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Versifikation, die notwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prosa, sondern auch mit unzählig kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affektiert ist, kompensieret hat, so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

---

[1] Abschweifung. — [2] Niccolò Machiavelli (1469—1527), der große florentinische Geschichtschreiber und Politiker, schrieb die Komödien „Clizia" und „Mandragola". — [3] Kardinal Bernardo Dovizi, genannt Bibbiena (1470—1520), erwarb durch das Lustspiel „Calandria" hohen Ruhm. — [4] Gehaltvoll.

Herr Meinhardt, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurteil für ihn erwerben kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweite Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilektion für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Literatur ebenso bekannt sein als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Übersetzung von Heinrich Homes „Grundsätzen der Kritik“*[1] zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Übersetzer vereinigen. Es war ein Rätsel für mich, in welchem von unsern Übersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Rätsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es sein.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte**[2] ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft sein sollen, in die Herr Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche, für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beiwort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden sein werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons als der feierlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des „Busens Lilgen“[3], und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und

* Leipzig, in der Dyckischen Handlung. Erster und zweiter Teil, 1763; in 8. — ** Berlin 1764; in 8.

[1] Henry Home (1696—1782) sucht in seinen „Elements of Criticism“ (London 1762) die literarische Kritik auf philosophische Grundsätze zurückzuführen. — [2] Diese in der Tat dem Petrarca sehr fernstehenden Gedichte sind von Gleim verfaßt. — [3] Zitat aus Gleims Gedicht „An Doris' Blumenbeet“.

das Geiſtliche wie in dem ruhigen Elementglaſe in ihrer ganzen klaren, abſtechenden Verſchiedenheit nebeneinander ſtehn, ohne durch ihre innere Vermiſchung jene wollüſtige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht. G.

Anhang.

Vorreden zu G. E. Leſſings Schriften, Teil 1—4, Berlin 1753—1754.

Vorrede zum erſten und zweiten Teil.

So ſind die Schriftſteller. Das Publikum gibt ihnen einen Finger, und ſie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es verſteht ſich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, iſt natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr ausſetze, dasjenige alphabetweiſe[1] zu verlieren, was ich bogenweiſe gewonnen habe, iſt zwar auch natürlich, ob es aber eben ſo gar klug ſei, das iſt eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten ſchnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, ſo mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, ſind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erſchienen vor zwei Jahren unter dem Titel „Kleinigkeiten“[2]. Man darf nicht glauben, daß ich ſie eben deswegen ſo nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte ſchon damals, daß ich der erſte ſein wolle, dasjenige mit zu verdammen, was ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen

[1] Früher wurden die einzelnen Bogen der Bücher mit den Buchſtaben des Alphabets (ſtatt der jetzigen Zahlen) bezeichnet; alſo bedeutet der Ausdruck ſoviel wie „bandweiſe“. — [2] Der Titel von Leſſings Liedern, Stuttgart 1751; vgl. Bd. 1 dieſer Ausgabe, S. 55, Z. 9.

würde. Ich griff ihr sogar vor und bat meine Leser, gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sei.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger sein können; wenn ich nämlich alles durchgestrichen oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: denn das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum sein; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe[1].

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H**[2] überzeugt. Dieser Herr hat meine „Kleinigkeiten" mit dem alleraußerordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und

[1] Zielt gegen die Nachdrucker der „Kleinigkeiten". — [2] Der Name ist unbekannt.

wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner sein müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zuschanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben tun können und würde es auch wirklich getan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile, von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wann durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wann ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrat hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben, und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben sein. Doch so geht's; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Teile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzugekommen sind, haben mich genötiget, sie in zwei Büchern abzuteilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größten-

teils das Licht schon kennen und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden sein sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingeteilet hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtenteils neu sein, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten[1] französischen Dichters folgen müssen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmet haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sei, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kömmt es, daß einige niedrig genung sind, andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kömmt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt und erkenne auch

[1] Eben erwähnten.

keinen andern, es müßten denn die sein, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie[1] einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug sein kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Teile machen Fragmente; solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zustande gebracht habe oder die ich dem Leser nicht ganz mitzuteilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurückbehalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwert ist.

Anfangs war ich willens, einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen; diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht, so habe ich es gar[2] unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt sein, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Teil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuten. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Korrespondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existieren, schien mir in Prosa ein wenig zu

[1] Sammlung griechischer Gedichte, die im 10. Jahrhundert n. Chr. von Konstantinos Kephalas in 15 Büchern zusammengestellt, von dem Mönche Planudes im 14. Jahrhundert auf 7 Bücher verkürzt wurde. — [2] Ganz.

poetisch zu sein. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Komplimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe, sie zu lesen, belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrat, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände geraten, mitgeteilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm sein, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Teile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größre Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten und, wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Vorrede zum dritten und vierten Teil.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Teile meiner Schriften hier und da erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Kompliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sei aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller widerfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist,

ſo bin ich doch darum nicht weniger furchtſam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Szene hervor, um ihn mit einem deſto ſpöttiſchern Gelächter wieder hineinzutreiben[1].

Ich nennte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich: es iſt ebenſowohl ein erſter als jener. Ein zweiter würde es ſein, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber wie ſehr habe ich dieſe verändert! Anſtatt Reime, die ſich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leſer ihn ebenſogut als der Poet zu haben glaubt, anſtatt ſolcher Reime bringe ich lange proſaiſche Aufſätze, die zum Teil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir alſo nicht einmal ebendieſelben Leſer wieder verſprechen kann, wie ſollte ich mir ebendenſelben Beifall verſprechen können? Doch er erfolge oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen und mit den höflichſten Wendungen ſo nachdrücklich als möglich zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicherweiſe leſen, noch wahrſcheinlichererweiſe aber nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Teil mit einem Miſchmaſch von Kritik und Literatur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es iſt ſchade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen desſelben ſind alle „Rettungen" überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verſtorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſichte dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſein ſoll. — — Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzuſetzen darf.

[1] Das Bild iſt vom Theater hergenommen, in dem die Zuſchauer den Schauſpieler durch ihren Beifall veranlaſſen, „aus der Szene", das heißt auf die Bühne zu treten, um ihn zu verlachen.

Ich komme vielmehr sogleich auf den vierten Teil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder, welches einerlei ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — — beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! — — beschäftigten mich die Nachbildungen von Toren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast[1], Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule[2] mit aller Bequemlichkeit studierte — — Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich zum Teil „Der junge Gelehrte“[3] her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zustande gebracht zu haben und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler[4] genennt zu finden? Vielleicht wenn es ein andrer als der Herr Prof. Kästner[5] wäre. Er würdigte mich einer Beurteilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur

---

[1] Theophrastos, 390—305 v. Chr., vor allem berühmt durch die „Charaktere“, eine Sammlung von Schilderungen typischer Persönlichkeiten. — [2] Meißen. — [3] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 151 ff. — [4] Verdeutschung von Mathematiker. — [5] Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800), Mathematiker und Epigrammatiker, Lehrer Lessings in Leipzig.

immer hatte anbringen können, kam mein „Junger Gelehrte" in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urteil verlangte ich; aber anstatt des Urteils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte; sie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wann es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beifalls mehr für den Schauspieler oder für den Verfasser gehören, wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten, so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schließen, aus welchem sich nichts schließen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig und folglich gleich[1] aus demjenigen Orte, wo es sich ohne Widerrede in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug sein, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidnen Schriftsteller schickt! Aber man gebe acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — — Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern[2]? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran schuld sein? Sollte wohl

[1] Zugleich. — [2] Die durch Gottscheds Reform nach französischem Muster neu eingerichteten Bühnen.

die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, sozureden, alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Notwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurteilung bewegen? — — — Gewiß nicht; sie können es halten, wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den „Jungen Gelehrten" insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Teile finden wird, heißt „Die Juden"[1]. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermutet. Ich bin begierig, mein Urteil zu hören.

[1] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 253 ff.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob dieſe zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatiſchen Arbeiten erwecken werden. Ich ſchließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicherweiſe ſchon das Licht geſehen haben. Ein beßrer Vorrat, bei welchem ich mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Dieſe aber wird lediglich von meinen Umſtänden abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, ſich von dem Äußerlichen nicht unterdrücken zu laſſen, kann zwar faſt immer aufgelegt ſein, etwas Ernſthaftes zu arbeiten, beſonders wann mehr Anſtrengung des Fleißes als des Genies dazu erfordert wird, aber nicht immer etwas Witziges, welches eine gewiſſe Heiterkeit des Geiſtes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unſrigen ſtehet — — Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu:

Satis est potuisse videri[1]!

[1] „Es genügt, ſein Können zu beweiſen.“ Virgil., Eclog. VI, V. 24.

Briefe.

1753.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur[1].

Symmachus[2].

---

[1] „Offenherzig erweisen wir uns gegenseitig Freundlichkeiten. In meinem Bewußtsein birgt sich nichts, was meine Schriften zu verhehlen hätten." — [2] Quintus Aurelius Symmachus (etwa 345—405 n. Chr.), einer der letzten Vorkämpfer des Heidentums, hinterließ außer fragmentarischen Reden zehn Bücher „Epistolae familiares".

Einleitung des Herausgebers.

Früher, als Schriftsteller in der Regel dazu kommen, ihre Werke zu sammeln, mit vierundzwanzig Jahren, ließ Lessing die erste Ausgabe seiner Werke ausgehen. In den Jahren 1753—55 erschienen bei Voß in Berlin „G. E. Leßings Schrifften", sechs Bändchen in zierlichem Taschenformat. Die Vorreden sind als wichtige Selbstbekenntnisse in diesem Bande (S. 138—148) mitgeteilt. Das Unternehmen jener Ausgabe erweist sich noch kühner, wenn man bedenkt, wie gering Lessings dafür verwertbares Material war. Den ersten Band füllten die Verschen und Fabeln zur Not; aber außerdem gab es nur ein paar noch nicht von dem strengeren Urteil des Gereiften verworfene Lustspiele. Was die Berliner Tagesschriftstellerei in Massen hervorgebracht hatte, schien zum kleinsten Teile und dann nur in erneuerter Form der Wiederholung würdig. Da mußten zur Ergänzung die Ergebnisse des arbeitsamen Wittenberger Jahres herangezogen und gemeinsam mit jenen wenigen älteren Bruchstücken in eine neue Form gegossen werden, die ein größeres, anspruchsvolles Publikum befriedigen könnte.

Seit die Gelehrten danach strebten, nicht mehr für langweilige Pedanten zu gelten und als elegante Leute von Welt zu erscheinen, war es Sitte geworden, auch wissenschaftliche Untersuchungen im leichten Plauderton vorzutragen. Man benutzte dazu mit Vorliebe die Form fingierter freundschaftlicher Briefe, die sich freilich oft genug nur durch Eingangsworte und Schlußfloskeln von gelehrten Aufsätzen unterschieden. Lessing sucht den Schein wirklicher, abgesandter Briefe besser zu wahren. Der Dramatiker erfindet eine Anzahl verschieden gearteter Adressaten, Freunde von verschiedenem Temperament und Charakter: einen Herrn P., dessen Autoritätsglaube bekämpft werden muß, einen Herrn F., der von dem Kritiker Stützen des schwankenden Urteils über den „Messias" erhalten möchte, einen Herrn D..., dessen Freundschaft die Mitteilung des großen Trauerspielfragments „Samuel Henzi" rechtfertigen soll usw. Um ein unvollendetes Leichengedicht einzuschieben, wird im 21. Brief dem

Herrn S. das Verhältnis zu einem verstorbenen Freunde geschildert. Am äußerlichsten ist die Briefform am Schlusse gewahrt, in der verächtlichen Kritik von Langes Horazübersetzung und im 25. Briefe, der kleinliche Verbesserungen des Jöcherschen Gelehrten-Lexikons in alphabetischer Folge aufreiht und, weil er nur dem Spezialforscher von Interesse sein kann, von uns fortgelassen worden ist.

Diese „freundschaftlichen Briefe eines Pedanten" (vgl. S. 77 dieses Bandes, Z. 13) sind laut der Datierung „W. 1752" zum größten Teil in Wittenberg geschrieben. Indessen stammen doch auch einige Briefe mit dieser Bezeichnung aus früheren Jahren, Brief 22 und 23 von 1749, Brief 12 aus Leipzig, Brief 11 sogar aus Meißen, wenigstens dem Hauptinhalte nach. So übersieht man hier einen wichtigen Abschnitt der geistigen Entwickelung Lessings und zugleich die Mannigfaltigkeit seiner Interessen in diesem Zeitraum.

Das interessanteste Stück ist ohne Zweifel das große Fragment des Trauerspiels „Samuel Henzi". Entgegen der herrschenden Theorie, die für die Tragödie nur Stoffe aus fernen Zeiten und Landen zuließ, behandelt es einen Vorfall, der sich eben erst in der Schweiz ereignet hatte. Der Berner Literat Samuel Henzi (1701 bis 1749) hatte die aristokratische, mit mannigfachen Mißständen verknüpfte Verfassung seiner Heimatstadt durch eine Verschwörung zu stürzen gesucht. Der Stadtleutnant Fueter, der Kaufmann Wernier, der Genfer Michael Ducret nahmen teil. Als der Anschlag vorzeitig entdeckt und die Rädelsführer gefangen waren, erzwang der Altschultheiß Isac von Steiger das auf Todesstrafe lautende Urteil, vor dem Henzis Freund, der Schultheiß Christoph von Steiger, ihn vergebens zu retten suchte. Am 17. Juli 1749 wurden Henzi, Wernier, Fueter hingerichtet. Die „Vossische Zeitung", der Lessing damals den größten Teil seiner Kraft widmete, berichtete über alle Stadien des politischen Vorfalls ausführlich, mit entschiedener Parteinahme für Henzi, und unter dem Eindruck dieser Berichte dürfte sogleich das Fragment entstanden sein. Trotz den Alexandrinern, dem Festhalten an den Einheiten, der typischen, französischen Bühnenhelden verwandten Charakteristik dringt hier doch in die künstlich beleuchtete Welt der deutschen Nachahmer der „haute tragédie" der erste Strahl vom Lichte realistischer, Shakespeare wesensverwandter Kunst.

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihren Aufsatz von den „unglücklichen Dichtern" wieder zurückschicken können, weil ich ihn gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte, diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen[1]; wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig, der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermutung sowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. Nun? aber ohne Beurteilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urteilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Szenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsternis und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet[2]; dort

[1] Erscheinen. — [2] Wie das Licht, so verleiht auch der Dichter allen Dingen Leben; man denke z. B. an die Fabel.

ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewundrern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Muſen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel vom Weibe verheiratet. Die moraliſchen Züge, welche Sie mit unterſtreuen, ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flöſſen und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſozureden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſein, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenſchaften unglücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dichter, ſondern als Böſewichter oder wenigſtens als Toren anzuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt oder eine allzu eifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit geſunden Augen und nicht in einer ungewiſſen Ferne, durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant[1], einen Neukirch, einen Günther[2] ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre in Vergleichung andrer noch ſehr erträgliche Armut wimmern hört? Und ſie, die Armut, iſt ſie denn etwa nur das Schickſal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Ge-

[1] Marc-Antoine Gérard, Sieur de Saint-Amant (1594—1661), franzöſiſcher Dichter, deſſen Elend Boileau in der erſten Satire ſchildert. — [2] Benjamin Neukirch (1665—1729) und Johann Chriſtian Günther (1695 bis 1723) haben in zahlreichen Gedichten ihre unglückliche Lage beklagt.

lehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, ebensoviel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Ärzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen raten soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht getan haben, ich weiß nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisieren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichnis einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet: den armen Simon Lemnius[1]. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweiter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beiwort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank geraten. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere und muß also den armen Lemnius doppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Luther verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Luther und Verfolgen scheinen Ihnen zwei Begriffe zu sein, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urteilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles, was heilig ist, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die

[1] Simon Lemnius, eigentlich Simon Lemm (1511—50), aus Graubünden stammend, studierte seit 1533 in Wittenberg.

Welt gesehen hat, zu halten. Luther stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen*. — — Zur Sache also! Lemnius oder, wie er auf Deutsch heißt, Lemichen[1], lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntnis der griechischen Sprache, welches damals noch etwas Seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohltaten überhäufte. Sabinus[2], der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauffolgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es dem Lemnius ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken und brachte

* So muß der sprechen, der aus Überzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Teil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden. Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzem, losem Geize und Ehrgeize man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichtum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen?

[1] Das war der Wittenberger Spitzname des Lemnius, wohl auf seine kleine Gestalt bezüglich. — [2] Georg Sabinus kehrte 1534 von seiner italienischen Reise zurück.

sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurteilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene „lascivam verborum licentiam“[1] darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, „Epigrammaton linguam“[2] nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weswegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Kurfürst von Mainz, Albrecht[3], einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohltaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich zeigen als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu tun, welcher an dem Albrecht einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen in Wittenberg vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein

[1] „Leichtfertige und unzüchtige Worte.“ Zitat aus Martials Vorrede zum 1. Buch seiner Epigramme. — [2] „Die Sprache der Epigramme.“ — [3] Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz und Erzbischof von Magdeburg (1490 bis 1545), seit 1518 Kardinal, der Pächter des von Tezel verschacherten päpstlichen Ablasses, von Luther wegen seiner Teilnahme am sogenannten Heiligen Bunde 1538 heftig angegriffen, zugleich eifriger Gönner der Künste und Wissenschaften.

unvergebliches Verbrechen*. Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6. Tome[1] seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheinet[2]. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrak desto heftiger, je unvermuteter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm angst und prophezeiten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Mut einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er tun? Man riet ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachteilig sein werde. Er floh[3]; er ward zitiert[4]; er erschien nicht**; er ward verdammet; er ward erbittert; er fing an, seine Verdammung zu verdienen, und tat,

* Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papsttums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papsttum. — ** Lemnius hätte wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu verteidigen, antworten können:

Ἐυηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν[5].

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (*τη πατριδι*) nicht zutraue, daß es gerecht sein werde, antwortete er: „Auch meinem Mutter-

[1] Bande. — [2] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 43, Nr. 168. — [3] Am 10. Juni 1538. — [4] Durch öffentlichen Anschlag vor das Universitätsgericht geladen, am 11. und 23. Juni 1538. — [5] „Es wäre töricht von einem Angeklagten, sich dem Gerichte zu stellen, statt zu fliehen."

was er noch nicht getan hatte: er verteidigte sich[2], sobald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte[3]. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albrechts wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beigetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Mathesius[4] und Luthers eigenes Zeugnis. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Torheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrat davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das bißchen Ehre dieses oder jenes Toren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit

---

25 lande nicht" (*τη μητριδι*). Wie leicht kann es nicht aus Irrtum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurteilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lakedämoniern und erregte den Athenienſern den dekelikischen Krieg. Aelian.[1] XIII, c. 38.

---

[1] Claudius Älianus, römischer Schriftsteller des 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte in griechischer Sprache 14 Bücher „Varia historia". — [2] „Apologia Simonis Lemnii Poetae", Coloniae (1539). — [3] In der zweiten, nach 1538, wahrscheinlich in Basel, erschienenen und um ein drittes Buch vermehrten Auflage der „Epigrammata". — [4] Johannes Mathesius (1504—65), Pfarrer zu Joachimsthal, der Biograph Luthers.

freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. „Aber hier sind sie ja", rufen Sie, „die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schelhorn[1] angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben?" — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man dem Lemnius machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat[2]. — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen, und zwar bei dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: „Midas", spricht er, „wann schon dein Haus auf Marmorsäulen ruhte, wann du in deinem Kasten gleich venezianische Schätze verschlossen hättest, so bist du doch ungelehrt und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der Geringste aus dem Pöbel sein." Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war; oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer[3] vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand Geringern als den Kurfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmütigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich oder nicht; kurz, es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

[1] Johann Georg Schelhorn (1694—1773) in seinem Hauptwerk, den „Amoenitates literariae" (Nürnberg 1724 ff., 14 Bände). — [2] „Unsern harmlosen Scherzen bleibe ein böswilliger Ausleger erspart, und er klage meine Epigramme nicht an." — [3] Verwalter.

In Midam.

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind mutwillig[1] blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter sein? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein Gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso[2], welcher nicht eher Mut hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Kommendant in Wittenberg sein. Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus[3] getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto[4].

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer sein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt[5]? Erlauben Sie mir also, mein Herr,

[1] Absichtlich. — [2] Name eines prahlerischen Kriegers in der römischen Komödie. — [3] Latinisierter Name des kurfürstlich sächsischen Kanzlers Gregorius von Brück. — [4] „Ich will dir sagen, weshalb du die öffentlichen Bäder meidest: Weil du schwarz bist, wie ich weiß, weil du aussätzig bist, wie ich vermute." — [5] Allerdings gab es noch im 16. Jahrhundert gemeinsame Bäder für beide Geschlechter in manchen deutschen Städten.

daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine, so sein Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich, dieses zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satire hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Mathesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38 Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen und die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei zu preisen, auch unsern Doktor in seiner Krankheit zu verhönen, dazu ihm großer Leut Verwandten halfen, daß solche Schmehschriften gedruckt und heimlich ausgestreuet wurden, wie auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische[1] und greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc." Als Prediger bin ich hier mit dem guten Mathesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt, Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, soviel Sie wollen! Mathesius begeht hier ein Hysteronproteron[2], welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte[3]. Das Sinngedichte, auf welches Mathesius hier

[1] Wohl von griech. ῥιφή, „verwegen". — [2] Einen chronologischen Fehler. — [3] Verschuldete.

zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freilich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beiden ersten Büchern beifügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum.
Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.[1],

anzuführen scheue; wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Mathesius sehr übel zu nehmen sein, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüts war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden[2] läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute nicht ebenso erdichtet, wenigstens zu früh vorweggenommen sein, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beiden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Mathesius sagt, „die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei gepriesen hat". Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Kurfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten getan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, soviel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug getan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten, allein ich will es lieber versparen und Sie arg-

[1] „Auf M. Luther. Du leidest an der Dysenterie und seufzest dabei, So geschieht dir, was du andern wünschest" usw. — [2] Auf der Unwahrheit ertappen (nach Offenb. Joh., Kap. 6, V. 8).

wohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwidern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlnerweise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sei höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurteilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Kurfürsten, dessen Inhalt Seckendorf[1] anführt; und ich bin kühn genug, eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon[2] schreibt also an den Kurfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabei versehen habe, sei ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohltaten schlecht gedankt und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen[3]. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen und sei willens gewesen, ihn zu relegieren. Als er den Tag darauf gar Verschiedenes angetroffen, was dem Kurfürsten und Landgrafen[4] zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sei ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den Kurfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen Geschäfte die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durchgelesen und das, was der Ehre des Kurfürsten darinne nachteilig sei, nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht

[1] Ludwig von Seckendorf, Historia des Luthertums, übersetzt von El. Frick, S. 1704 (Leipzig 1714). — [2] Er war 1538 Rektor der Universität Wittenberg. — [3] Durchgehechelt. — [4] Von Hessen.

zurechnen, daß sein Schwiegersohn[1], wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken angeraten und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären" — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang' schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmütiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ, was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts Anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Kollision geriet, er den seinigen allezeit unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf[2], mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch da noch lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereien ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben sein. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es getan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz Gleichgültiges zu tun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas Un-

[1] Sabinus, der Freund des Lemnius. — [2] Fordere ich heraus.

ſchuldiges angeſehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen ſein könne. Und auch alsdann habe ich ſchon viel gewonnen. Ebenſo unſchuldig, als ſie dem Sabinus geſchienen, ebenſo unſchuldig haben ſie auch dem Melanchthon ſcheinen können; und er ſelbſt iſt[1] es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Kurfürſten bittet, daß er das Anſtößige darinne nicht ſogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht ſogleich in die Augen fällt, wo man es lange ſuchen muß, da iſt es ſelten in der Tat anzutreffen! Doch ich beſinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der Tat alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Dieſem und nicht dem Lemnius iſt die Übergehung der Zenſur zuzuſchreiben. Dieſen ſtrafe man, wenn anders, es ſei nun durch ſeine Bosheit oder durch ſeine Nachläſſigkeit, ein ſtrafbares Buch zum Vorſchein gekommen iſt. Ich ſage mit Fleiß: ein ſtrafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges geweſen iſt, wie ich in meinem vorigen Briefe erwieſen habe, ſo iſt weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigſten ein Verbrechen aus Verabſäumung einer Zeremonie zu machen. Und mehr als eine Zeremonie wäre es nicht geweſen. — — Es iſt mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig, das Verteidigen wird mir ſauer, wenn ich etwas Allzuleichtes zu verteidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenſelben.

Ich kann alſo in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich ſchloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urteil hätte abwarten ſollen. Wenn ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit

[1] Stellt.

versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu tun vermögend. Bedenken Sie; seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchentüren angeschlagenen Schrift zu behaupten: „der flüchtige Bube", wie er den Lemnius nennt, „würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben". Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein paar satirische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten[1]. Ich will seine Niederträchtigkeiten ebensowenig wiederholen als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Kurfürsten von Mainz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lektion für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüte geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe[2] hat sie uns in dem dritten Teil seiner „Nachlese" aus einer Handschrift mitgeteilet. Sie sind wert, gelesen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß

[1] Luther nennt dort den Erzbischof Albrecht „den leidigen Stadtschreiber zu Halle"; Lemnius habe, indem er diesen lobte, einen Heiligen aus dem Teufel gemacht. Luther sagt weiter, „weil derselbige Sch . . . bischoff ein falscher, verlogener Mann ist", nennt ihn „den von sich selbst verdammten heillosen Pfaffen" und warnt die Poeten, „sie wollten hiefort den schändlichen Sch . . . pfaffen öffentlich nicht loben, noch rühmen in dieser Kirchen, Schul und Stadt". — [2] Erh. Kapp, Nachlese zur Reformationsgeschichte, Bd. 3, S. 376 ff. (Leipzig 1730).

darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Kurfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verraten, und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Prozesse tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenen Malen, sondern gleich auf das erste Mal peremptorie[1] zitiert, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verrät mehr eine Lust zu verdammen als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht und ward also öffentlich kontumaziert[2], und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3. Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn kontumaziert, wird gesagt, man habe ihm in der Zitation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius notwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäzen, dem Albrecht, geflohen[3], und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprichworte „Per quod quis peccat" etc.[4] zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus

[1] Dringend. — [2] In seiner Abwesenheit verurteilt. — [3] Lemnius floh nicht nach Halle, sondern wanderte den ganzen Sommer ruhelos umher, nachdem er im Kloster Lehnin elf Tage lang Unterschlupf erhalten hatte. — [4] Per quod quis peccat, per idem punitur et ipse („Womit man sündigt, damit wird man bestraft").

empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt[1] sagt, diese zweite Auflage sei in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Herrn Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche zum Nachteile der Wahrheit in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Kurfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre wittenbergische Professores finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Herr Professor Kappe beschreibet in dem vierten Teile des angezognen Werks beide Ausgaben sehr sorgfältig; und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es tut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Herrn Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn[2] genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den „Hurenkrieg", wie ihn Mathesius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu sein wird, weil Herr Freytag[3] und andre Bücherkenner einmütig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sei — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Konfekt noch acht Tage warten lassen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Handbreit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui[4]? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den

[1] Joh. Vogt, Catalogus historico-criticus librorum rariorum, S. 405 (Hamburg 1732). — [2] Johann Georg Schellhorn (1694—1773), Amoenitates historiae ecclesiasticae et litterariae (Frankfurt und Leipzig 1737—38). — [3] Friedr. Gotthilf Freytag, Analecta litteraria de libris rarioribus, S. 523 (Leipzig 1750). — [4] „Aus Scheu vor dem leeren Raum."

J. Jonas[1] oratorem sine grammatica[2] genennt hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen geraten; er ist allzu artig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herren ** und ** lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero wert waren, den Donat[3] vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian[4] in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im „Cid“[5] geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf. — — Nun habe ich Zeit zu schließen, wenn ich meinen „gehorsamen Diener“ noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem sogenannten „Hurenkriege“ geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß als das Wenige, was Mathesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im voraus damit und versprach, die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er zeit seines Aufenthalts in Wittenberg vielen Gesellschaften beigewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimnis erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden getan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was be-

[1] Justus Jonas (1493—1555), Genosse Luthers, bekannter Kanzelredner. — [2] „Einen Redner ohne Grammatik.“ — [3] Älius Donatus, der im Mittelalter und noch später angesehenste Lehrer der Anfangsgründe des Lateinischen. — [4] Priscianus, Verfasser der „Institutiones grammaticae“, der vollständigsten lateinischen Grammatik aus dem Altertum. — [5] Die berühmte, gewagte Stelle in Corneilles „Cid“, 1. Akt, 3. Szene. Vgl. „Hamburgische Dramaturgie“, Stück 55 und 56.

kümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmütig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben, so großmütig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich gelassene[1] Horaz, sagt: „Dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift!"

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe[2].

Ein jeder wehrt sich, womit er kann: der Wolf mit den Zähnen, der Ochse mit den Hörnern, und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urteln und die feindselige Canidia mit Gift[3]:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat[4].

Soll der arme Dichter nur allein seine Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lycambische Geheimnis[5] nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Toren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigstens einen von Ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua[6],

dachte also auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide ebenso gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz tun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter

[1] Heute nicht mehr reflexiv gebraucht. — [2] „Er wird weinen, und sein Ruf wird in ganz Rom verkündet werden" (Horaz, „Satiren", 2. Buch, Nr. 1, V. 46). — [3] In derselben Satire des Horaz. — [4] „Jeder mag die Gegner mit dem schrecken, was seine Stärke ist." — [5] Lykambes soll sich mit seinen Töchtern aus Verzweiflung über die gegen sie gerichteten Spottverse des Archilochos erhängt haben. — [6] „Zornerfüllt gegen die Bösen erhebe ich meine bereiten Hörner" (Horaz, „Epoden", Nr. 6, V. 11).

Mensch ist ein Mensch, und ein beleidigter Poet ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen und Sie noch acht Tage auf mein Anekdoton warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiselle Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten; Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen „Hurenkrieg" warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Kompliment! setzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant tun will. Aber wo[1] Sie diese Anmerkung nicht bei sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deswegen aussetzen, so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es sein. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser „Hurenkrieg" also ist eine kleine Schrift in Oktav auf drei Bogen und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia[2]. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona[3], welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matheſius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den „Hurenkrieg" nennet,

[1] Wenn. — [2] „Des Lutius Pisäus Juvenalis Krieg der Mönche mit den Huren." — [3] „Geschrieben in Achaia in der neunten Olympiade."

anstatt daß er sie den „Mönchshurenkrieg" hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Mathesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand und besonders wider die Ehe der Priester sei, wird Ihnen den Inhalt ungefähr erraten lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger sein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam[1]. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicherweise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Luther durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprichworte „Hier liegt der Hund begraben" Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der „Monachopornomachie" nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten; oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatin, die Weiber dieser drei Männer, Catta[2], Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen[3] und andre Neben-

[1] „An den höchst berühmten, weitbekannten Herrn, Herrn Doktor Luther, den Erneuerer des Gottesdienstes, den Gerichtswalter, den Erzbischof von Wittenberg und obersten Geistlichen ganz Sachsens, den Propheten Deutschlands." — [2] Abkürzung des Namens der Katharina von Bora. — [3] Hier in der ursprünglichen Bedeutung „Ehefrauen".

personen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr da hinaus: Anfangs sucht sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art loszumachen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine andre zu heiraten, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie notwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatin dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle dreie finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich notwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatin fein mit dem Worte Spado[1] spielen zu lassen und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Ärgernis und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben[2], sind bei weiten nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuten, etwas daraus anzuführen; damit Sie aber doch nur einigermaßen urteilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janozki[3] zu reden, ganz „entsetzlich raren" Schrift genommen ist; vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas sein.

Ad Lutherum[4].

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,

[1] Kastrat. — [2] Die sogenannten „Priapeia" der Römer. — [3] Johann Daniel Janozki, Verfasser der „Polonia litterata" (Breslau 1751). — [4] An Luther. — „O Luther, Verderber des Friedens und Unruhestifter, treuloser Beherrscher des sächsischen Stromes [der Elbe, an der Wittenberg liegt], der du als Betrüger unrechtmäßig den Pöbel leitest und durch Verbrechen Ruhm erwirbst, die sächsischen Städte beherrschst und zu den Waffen zwingst und dir dein Wittenberg unterwirfst,

Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo[1] überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nötige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterſtützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abſcheu gegen ſolch lüderliches Zeug zu bezeigen und zu verſichern, daß dieſes noch das allerzüchtigſte iſt, was ich aus den ganzen drei Bogen habe ausſuchen können. Es iſt

---

der du die Schuldloſen verurteilſt und die Schädlinge freiſprichſt, die Angeſchuldigten durch arge Richterkünſte unterdrückſt, die frommen Dichter durch beſondere Lügen verfolgſt und die Kaſtaliſchen Göttinnen [die Muſen] aus der Stadt vertreibſt; der du ſo viele gefangene Bauern haſt hinſchlachten laſſen [im Bauernkrieg] und immer wieder furchtbare Kriege erregſt; durch deſſen Einfluß die Gräben von Blut triefen und der Fluß von Blut gerötet iſt und ſo oft die Zinnen in Flammen des Bürgerkriegs brannten und Deutſchland ſo viel Leid ertragen mußte — wenn einmal ein Weilchen dein Geſchrei ausſetzt und . . . in Ruhe läßt, ſo empfange bitte mit unfreudiger Miene dieſe meine Gedichte, die mir die Muſe ſelbſt eingab. Wenn meine Muſen aber traurigen Troſt verliehen und meine Verſe dir mißfallen ſollten, ſo wirſt du wenigſtens beſſere, unſchuldigere Vergehen als die deinigen darin erkennen, und du wirſt mit unſicherer Hand unter den für dich beſtimmten Liebespfändern wählen." — [1] Johannes Cochläus (um 1479—1552), einer der eifrigſten Gegner und Biograph Luthers.

aber auch nur der Anfang, von welchem man in Ansehung des Endes noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne[1].

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern und fängt sich folgendergestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —[2]

Doch ich komme wieder in das Abschreiben und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermute, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat[3]. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geschmäht haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sei. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel besonders gewesen sein. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundschaft. O wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

[1] „Ein oben schön geformtes Weib endet in einen Fischschwanz" (Horaz, „Epist. ad Pisones", V. 4). — [2] „Spiele und Lüste, Liebe und Geschlechtsgenuß haben wir dir beschert, lebewohl, Luther, du kannst es auch anders nennen, Luther. Es kommt ja wenig oder nichts darauf an, ob du es deine Feste des Priapus oder deine Lupercalien oder deine Floralien [alles ausgelassene römische Feiern] nennst, wie sie einst Cato ansehen mußte." — [3] Georg Heinrich Götze (1667–1728), „De domesticis Lutheri singularibus".

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Katharina von Bora[1] beigelegt; und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bei mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nötig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mitteilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und notwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntnis ich Ihnen schon mehr als einmal getan, gehört in der Tat unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Katharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzu viele und allzu schimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste[2] Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der Tat seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtnis am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon freisprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugnis aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugnis schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht

[1] Christian Wilhelm Franz Walch, „Wahrhaftige Geschichte der seligen Frau Catharina von Bora" (Halle 1751), von Lessing in den „Critischen Nachrichten" vom 5. März 1751, zum Teil wörtlich mit dem folgenden übereinstimmend, besprochen. — [2] In den „Critischen Nachrichten" folgt „und gottloseste".

gehört, von dem Henricus Stephanus[1] nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramm findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators sein solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat Dominam Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui Katharina mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum verbera pondus,
Tantum verba sui pondus habere viri[2].

Ich bringe hier auf dreierlei. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Katharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß „soviel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, soviel Nachdruck hatten die Worte des Mannes" besser gedeutet werden als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drei Punkte etwas zu antworten wissen, so tun Sie es beizeiten; denn wahrhaftig, ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht vom Lemnius können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was außer den angeführten Schriftstellern Simmler, Crusius

[1] Henricus Stephanus (Henri Estienne, 1528—98), das berühmteste Mitglied der großen Pariser Buchdrucker- und Gelehrtenfamilie dieses Namens. — [2] „Auf Cornelius. Cornelius nennt seine Frau Herrin, sie schilt und schlägt ihn wie einen Diener. So bestätigt Katharina die Worte ihres Mannes und zeigt, daß er seinen Namen mit Recht führt, nein: so gewichtig wie ihre Schläge sind die Worte des Mannes."

in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau[1] gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten; gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung voneinander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat; und solange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen: wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns untereinander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste

[1] Jean Jacques Rousseaus berühmte, von der Akademie zu Dijon 1750 preisgekrönte Abhandlung über die Frage, ob das Aufblühen der Künste und Wissenschaften dazu beigetragen habe, die Sitten zu reinigen.

und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonieen durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind — — Kurz, Herr Rousseau hat unrecht; aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B** 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraute ich mir eine zweite „Äneis" zu machen, als seine „Georgica" gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr das Gegenteil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Übersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein Gleiches würde getan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern Tone getan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren sich Herr S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurteilen überschickt. Wissen Sie, was Herr S. tat? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

> **Tuque o, cui prima frementem**
> **Fudit equum magno tellus percussa tridenti,**
> **Neptune etc.**[1]

[1] „Georgica", 1. Gesang, V. 12: „Und du, Neptun, dem die Erde, vom gewaltigen Dreizack durchbohrt, das zitternde Roß erzeugte."

ſo überſetzen Sie dieſe Zeilen, wie ſie die meiſten Kunſtrichter überſetzt wiſſen wollen; prima tellus iſt Ihnen Griechenland. Andre verſtehen darunter die neuerſchaffene Erde, andre das Ufer. Daß ſich dieſe Herren insgeſamt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geſchmack und Bekanntſchaft mit den poetiſchen Schönheiten? Allein daß Sie ſich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Verſetzung der Beiwörter; eine den Dichtern ſehr gewöhnliche Figur. „Neptuno equum fudit prima tellus“ iſt eben das, als wenn Virgil geſetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermutlich ſogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anſtatt eines Beweiſes anführen kann, ſo beſinne ich mich, daß Horaz irgendwo ſagt:

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et turpe pecus etc.[1]

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß ſie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und dieſen Ort nicht genauer nachſchlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es iſt wahr, was Ihnen unſer Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als ſechs Jahren bei mir geſehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allererſten Verſuchen in der Dichtkunſt, den ich noch bis jetzt bloß aus der Abſicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den ſie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So ſchwach ich auch noch jetzt bin, ſo kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch ſchwächer geweſen, nicht anders als angenehm ſein. Die neue Theorie des Whiſtons[2] und des Hugens „Kosmotheoros“[3]

[1] Horaz, „Satiren“, 1. Buch, Nr. 3, V. 99 f.: „Als die erſten Tiere aus der Erde hervorkrochen, eine ſtumme und elende Schar“ uſw. — [2] William Whiſton (1667—1752), engliſcher Mathematiker und Nachfolger Newtons. — [3] Chriſtian Hugens (Hugenius, 1629—95), berühmter holländiſcher Aſtronom, hinterließ das Werk „Kosmotheoros“, das 1698 erſchien.

hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reizender schienen, je neuer sie waren. Soviel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger als irgendeine andre philosophische Materie sein müßten. Allein die Kunst, sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstrakte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichnis, hier und da eine kleine Ausschweifung[1]; das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte. Urteilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die „Gespräche" des Herrn von Fontenelle[2] in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein prosaischer Schriftsteller, seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich, als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterei über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt sein.

Ei, dachte ich, du hast deiner „Entzückung", deiner „kühnen Glut" vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt ver-

[1] Abschweifung. — [2] Fontenelles (vgl. S. 14 dieses Bandes, Anm. 3) bekannte prosaische „Entretiens sur la pluralité des mondes" (Paris 1686).

schiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat:

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Tut, was es tuen soll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrtum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rat,
Durch beides siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist
Und ohne Talisma[1], zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet
Und nur der Gegenstand durch beide klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komm' ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt bei heller Nächte Stunden
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnisvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babilon wagt es, auf steilen Türmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.

[1] Talisma statt Talisman, vielleicht in Erinnerung an das griechische Stammwort τέλεσμα, „Zauberformel".

Ägypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt mutig durch die Dünste
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigentum;
Dem ersten war die Müh', und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz'[1]; er prahlt mit fremden Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf' ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug', entwöhne dich jetzt der gerein'gten Blicke
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell' mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet, ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Teilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zur Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Torheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

[1] Franzmann.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**.

Endlich habe ich Ihnen gefolgt und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze[1] gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es wert, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten[2] zugehören müßten; wahrhaftig, so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Offizier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt; die großen sehen zu.

Allein ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Offizier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius[3] wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Über diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei Ihren stummen Gesellschaftern sein wollen. „Stumm?" werden Sie

[1] Der Italiener Nicolini trat in Deutschland nachweislich seit 1745 als Theaterunternehmer auf. Er ließ durch Kinder von 12—16 Jahren Pantomimen aufführen, die mit glänzenden Dekorationen und Kostümen ausgestattet waren. Zur Ostermesse 1748 sah Lessing in Leipzig diese Aufführungen. In Berlin begann er dann eine „Abhandlung von den Pantomimen der Alten", der dieser Brief entstammt. — [2] Mitglieder der höchsten Behörde Athens, des aus ehrwürdigen Greisen bestehenden Areopags. — [3] Der Italiener Nic. Calliachi (1645—1707) schrieb „De ludis scenicis mimorum et pantomimorum" (Padua 1718).

ſagen. „Wenigſtens iſt es die kleine Nicolini[1] nicht.“ Sie haben recht: denn dieſe hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterſcheide, den die Menſchen unter ſich feſtgeſetzt haben. Sie teilet die Eigenſchaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es ſcheinet ſogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten ſtärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig ſchadlos hältſt du ſie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abſpeiſeſt! Ein fühlbar Herz — — wie unſchätzbar iſt es! Es macht unſer Glück, auch alsdann, wann es unſer Unglück zu machen ſcheinet — —

Was ſind das für Betrachtungen, werden Sie ſagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es ſind Betrachtungen, welche ich heute bei Leſung einer engliſchen Monatsſchrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch ſo angenehme Art rührte, daß ich mich wider unſre Freundſchaft verſündigen würde, wann ich Sie an dieſen Rührungen nicht wollte Anteil nehmen laſſen. Hören Sie alſo; meine Geſchichte iſt der Triumph der väterlichen Liebe, und mein Held heißt Jakob Tomms —

Nichts kann eingeſchränkter ſein als der Verſtand dieſes Mannes und nichts erhabener als ſeine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weiſeſten erkläret hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindſamſten mit Verluſt aller meiner Weisheit dafür eintauſchen. — — Jakob Tomms war arm; er empfand ſeine Armut vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewiſſe Menge derſelben

[1] Vermutlich die ſpäter gefeierte Sängerin Anna Nicolini.

aus seinem Garten zukommen ließ und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmütig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu sein! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jakob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu sein, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nötigen Früchte zu Fortsetzung seines kleinen Handels vorzuschießen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch soviel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen; er stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten usw. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brot würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — „Ihr seid alle Schelme", sagte er, „wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten" — — In diesem Tone fuhr er eine Zeitlang fort, bis ein großmütiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. „Nu da!" sagte er, indem er aus allen Nähten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Tränen

zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brot — — „Ihr sollt Brot haben, meine Kinder", sagte er; „ihr sollt haben. Zwar wird es euerm Vater teuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brot mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen, zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brot zu schaffen! Ich tue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser tun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdest eben das tun." — Mit diesen Gedanken bewaffnet, legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die er gegen die Wand tat. Sie frühstückte gleich und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in der Meinung, es sei ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbeigekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von G**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust, mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem jungen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntnis von dem Reime fordern[1]? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten[2] mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verraten. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde, wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als[3] ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen,

[1] In dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern handelte es sich auch um die Berechtigung der reimlosen Verse, deren heftiger Gegner Gottsched allmählich geworden war. — [2] Der letzte Stuart, der als Prätendent mit bewaffneter Hand in England seine angeblichen Rechte verfochten hatte, Karl Eduard, war zwar schon 1746 bei Culloden endgültig besiegt worden, aber seine Sache zählte in England und namentlich in Schottland noch zahlreiche Anhänger. — [3] Wie.

daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund, ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein notwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gotischen[1] Geschmack verraten. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vorteilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstückt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es gibt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora[2]. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit[3]. Es gibt andre, welche Horaz sanos[4] nennt, und welche nur allzuviel Demokrite unsrer Zeit Helicone excludunt[5]. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den

[1] Altfränkisch, ungeschickt. — [2] Horaz, Epist. ad Pisones, V. 290: „Ärgert die Mühe und die Zeit des Feilens." — [3] Daselbst, V. 292. „Welche weder lange Zeit noch vieles Streichen einschränkte." — [4] „Verständig." — [5] „Von dem Helikon ausschließen."

Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl recht haben? Es wird mir lieb sein, wenn Sie ja! sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie nein! sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein, als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc

Funfzehnter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen, was ich von dem Reime halte, um mich hernach mit desto größerer Dreustigkeit fragen zu können, was ich von dem „Messias" des Herrn Klopstocks halte? Überhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero[1]?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht weil ich sie mehr zu besorgen hatte als andre? Das kann sein. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste sein mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzu-

[1] Horaz, „Satiren", 1. Buch, Nr. 10, V. 51: „Auf, sage mir, bitte, ob du nichts an dem großen Homer zu tadeln findest?"

schlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Konzepte unter hundert Strichen und ebensoviel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzuteilen, muß ich sie notwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo tun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nötig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen[1] und alsdenn gleich anfangen.

Über das Heldengedicht „Der Messias".

Hat der „Messias" die witzigen[2] Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein, sowohl als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verraten jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden; so unumgänglich, als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugnis ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

Die Klopstockianer wenigstens haben alles getan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre[3], die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des „Messias" auseinandergesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Professor Meier[4] hat das Wort geführet, der Verfasser der „Ästhetik"[5], der geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

Das Gegenteil[6] hat auch das seinige getan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die Schweizerschen Kunstrichter wären von dieser Partei. Man irrt sich; denn diesesmal sind

[1] Schneiden, abknipsen. — [2] Geistreichen. — [3] Daß man eine Partei nach ihm benennt. — [4] „Georg Friedrich Meiers, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle, Beurteilung des Heldengedichts ‚Der Messias'" (Halle 1749). — [5] Dieses Hauptwerk Meiers ist betitelt „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" (Halle 1748—50, 3 Bde.). — [6] Die Gegenpartei.

sie bei sich überzeugt, daß sie recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G**[1] und T**[2] von ihnen gelernt; und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel gibt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deswegen auf den „Messias“ gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sei, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sei. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten, ein jeder müsse sie bei sich empfinden; die sie also verschwiegen.

Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzu kützliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des „Messias“ so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es gibt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es tun konnte und nicht tat. Wieviel Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Mut, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Taten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte

[1] Gottsched. — [2] Daniel Wilhelm Triller. Vgl. S. 69 dieses Bandes, Anm. 1.

Zeile: dieſe matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters ſein könnte, wird unerträglich; ſo wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, betauert[1], daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke ſtehet, ob er gleich noch um ein Großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

> Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
> Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
> Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus[2].
>
> Horaz.

Es iſt eben dieſelbe Zärtlichkeit des Geiſtes, welche die Schönheit einer Sache fühlet und welche die Mängel derſelben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben iſt, muß alſo gleich rühmlich ſein. Man tue nur beides mit Geſchmack. Ich habe oft Kenner Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und Malerei betrachten ſehen. Ihr Urteil fing ſich mit einer ſtillen Bewundrung an, und endlich glaubten ſie es nicht beſſer beweiſen zu können, daß ſie alle Vollkommenheiten des Gegenſtandes empfänden, als wenn ſie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern ſei. Ihr „Aber" war ſchmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der ſich von dem Erſtaunen hinreißen ließ.

Jetzo ſehe ich es erſt, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig iſt. Kaum könnte er größer ſein, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen „Meſſias", über die Geſänge, welche ſchon gedruckt ſind und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er alſo nicht für die erſten zwanzig Zeilen zu lang ſein?

Ich muß mich erklären, warum ich eben dieſe gewählt habe. Ich ſahe es ein — und wer ſieht es nicht ein? — daß das Gedichte fertig ſein müßte, wenn man von der Ökonomie[3] desſelben urteilen wollte. Noch iſt der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er ſich herausfindet,

[1] Vgl. S. 38 dieſes Bandes, Anm. 2. — [2] Horaz, „Epist. ad Pisones", V. 357 bis 359. „So wird, wer viel fehlt, mir zu jenem Chörilus [einem ſchlechten Dichter], über den ich zwei- bis dreimal lachend erſtaune, wenn er etwas gut macht, während ich zürne, wenn einmal der treffliche Homer ſchläft." — [3] Aufbau, Geſamtdispoſition.

ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen[1] und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurteilen läßt, sind die Schönheiten der Teile, von welchen man nur hofft, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen ꝛc.

Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beispielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verraten. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris,
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae[2].

so glaubte ich nicht allein den Held — virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit —, seinen Charakter — inferretque Deos Latio — als den frommen Äneas, die vornehmsten Maschinen — Fatum, vis superum, Junonis ira —, sondern auch die beiden Teile der ganzen „Äneide“ darinne gefunden zu haben, den ersten — multum ille et terris jactatus et alto —, den zweiten — multa quoque et bello passus —. Es gefiel mir also, den Eingang des „Messias“ vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu erraten. Ich fing an zu zergliedern;

[1] Götter- und Geistererscheinungen. — [2] „Ich besinge die Waffen und den Mann, der zuerst, vom Schicksal verfolgt, von der trojanischen Küste nach Italien und an das lavinische Gestade kam. Zu Land und Meer wurde er durch der Götter Macht viel umhergetrieben, um des unversöhnlichen Grolls der zornigen Juno willen; viel erlitt er auch im Kampfe, bis er die Stadt gründete und seine Götter nach Latium brachte, wodurch das Geschlecht der Latiner und die Ahnen der Albanier und das hochgebaute Rom ihren Ursprung nahmen.“

jeden Gedanken insbesondre und einen gegen den andern zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon:

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er tat's und vollbrachte die große Versöhnung.

„Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschaust:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen."

Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauffolgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf „und vollbrachte die große Versöhnung"; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: „Ich singe die Waffen und den Held"; Klopstock sagt: „Singe unsterbliche Seele". Nichts tut man lieber und gewisser als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor Meier[1] hat sagen können: „Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterblichen Seele zu singen". Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine greuliche Torheit würde gewesen sein, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen, will ich nur sagen, daß alles Neue, was in dieser Stelle zu

[1] S. 11 des auf S. 192 dieses Bandes, Anm. 4, angeführten Buches.

finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des „Messias" hat überflüssige Schönheiten[1], als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: „Ich unsterbliche Seele singe der sündigen Menschen Erlösung".

Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Professor Meier betrifft. Ich komme auf eine andre — —

Nun wahrhaftig, das heiß' ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers, und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzusetzen. Gesetzt, dieser Kritiker hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt, Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft, so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts Neues sein. Hat nicht schon Dantes[2] sein Genie angerufen?

> **O muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:**
> **O mente, che scrivesti cio ch' i' vidi;**
> **Qui si parra la tua nobilitate[3].**

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin[4], ihn deswegen getadelt? Wollen

---

[1] Schönheiten im Überfluß. — [2] Im 18. Jahrhundert wechseln die Namensformen Dantes und Dante. — [3] Dante, „Hölle", 2. Gesang, V. 7. „O Muse, hoher Geist, jetzt hilf mir: O Seele, die beschrieben hat, was ich sah, Hier muß sich dein Adel bewähren." — [4] Der Jesuit René Rapin (1621—87).

Sie aber sagen: ja hier ist mehr denn Rapin![1] hier ist Meier! so laufe ich die Klippen und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Beschaffenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters notwendig hersetzen.

> Nec sic incipies ut scriptor cyclicus olim
> *Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.*
> Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
> Parturient montes, nascetur ridiculus mus.
> Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
> *Dic mihi, Musa, virum captæ post tempora Trojæ*
> *Qui mores hominum multorum vidit et urbes.*
> Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
> Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat[2].

Ich habe die Übersetzung des Herrn Professor Gottscheds[3] nicht bei der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon ausgedrückt haben würde wenn er Gottschedisch gewesen wäre. — — Doch man wird es hoffentlich ohne Übersetzung sehen, daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rat gibt, nicht als ein Großsprecher anzufangen: nicht als jener lyrische Poet[4]: „Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen", sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts vermögend unternimmt: „Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler

[1] Schmieder's Anmerkung auf Ep. Buch II. 1: „Ne id vage cuch der auch nicht ist denn ein Lumpe". — [2] Horaz, „Kunst der Poesie", V. 136—144. „Fange nicht so an, wie irgend ein holpriger Dichter: „Ich will das Glück des Priamus und den großen Krieg besingen". Was will dieser Prahler liefern, das so großen Worten entspricht? Die Berge kreißen, und ein lächerliches Mäuschen wird geboren. Wieviel richtiger verfährt der, der nicht so ungeschickt beginnt! „Nenne mir, Muse, den Mann, der nach dem Sturze Trojas vieler Menschen Städte und Sitten sah" (Anmerkung des Übersetzers). Er will uns nicht nach dem Qualm Dunst, sondern nach dunklem Dunst Licht machen, so daß er hernach verwunderliche Wunder zum Schau trage." — [3] Die Übersetzung ist in „Critischen Dichtkunst" enthalten 1730. — [4] Apollo ist beides die weissagenden Lieder, die bei Siegen, die sich um „Musik" und „Dichter" gemeiniglich versammeln, so daß uns über uns diesem Himmel einen großen Schall bilden.

Mariam Thren gebaren hat.“ Ich bin in Bälde zu glauben, daß diese Stelle auch die ganze spätere Tradition beherrscht hat. Es sei an die Anlage des Lukas-Evangeliums, an die Kindheitsgeschichte bei Matthäus, an die Bezeichnung Jesu als „Sohn Davids“ erinnert. Auch Justin[1] hat die Worte benutzt, um Jesu Geburt in Bethlehem zu beweisen, daß die Erwählung des Hirtenknaben David in dem Hirtenknaben Jesus ihre Erfüllung gefunden habe. Justin[2] hat die Worte benutzt, um Jesu Geburt in Bethlehem zu beweisen, daß die Erwählung des Hirtenknaben David in dem Hirtenknaben Jesus ihre Erfüllung gefunden habe. Justin[3] und Irenäus zur Bestätigung der Lesung des „Mutterleibs“ des Textes[4] hat:

Magnificavit Assurdam, formidavitque Tamari
Progeniem eorum[5].

In dem ersten Teile sagt er, daß sie [illegible] [illegible] [illegible]

daß ich mich wundre, wie ihn noch niemand* angemerkt hat. Die griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römischen trennen sie. Den Anfang der „Iliade" und der „Odyssee" habe ich schon angeführt. Dort heißt es: „Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles" ꝛc. Hier: „Sage mir, Muse, den Mann" ꝛc. Beidemal ist die Gottheit bei dem Dichter das erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden besingen; er untersteht

* Außer vielleicht der einzige Cowley[1], welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner „Davideis" folgendes schreibt: „The custom of beginning all poems, with a proposition of the whole work, and an invocation of some god for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better, and that part of the invocation, if it became a heathen, is no less necessary for a christian poet. *A Jove principium musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this portal with less state, and made but one part of these two; in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally they abused the prayer, by converting it from the deity, to the worst of men, their princes: as Lucan[2] adresses it to Nero, and Statius to Domitian; both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his ‚Georgicks' chuses Augustus, for the object of his invocation, a god little superior to the other two[3]."

[1] Abraham Cowley (1605—68), Dichter des unvollendeten Epos „Davideis". — [2] Der Dichter Marcus Annäus Lucanus (39—65 n. Chr.) widmete sein Epos „Pharsalia" dem Kaiser Nero. — [3] „Die Gewohnheit, alle Gedichte mit einer Inhaltsangabe und einer Anrufung der Götter um Beistand zu beginnen, wird von allen alten Dichtern so gewissenhaft befolgt, daß ich nicht glaube, ich hätte einen besseren Weg einzuschlagen gewagt, selbst wenn ich einen solchen aufgefunden hätte. Aber es gibt, wie ich glaube, keinen besseren, und dieser Teil, die Anrufung, ist für den christlichen Dichter ebenso notwendig wie für den heidnischen. ‚Mit Gott beginnt die Dichtung'; und dann folgt sehr natürlich: ‚Alles ist Gottes voll'. Das ganze Werk kann hoffen, mit einem göttlichen Geiste erfüllt zu werden, wenn es mit einem Gebet darum beginnt. Die Griechen bauten dieses Eingangstor weniger prächtig und vereinigten beides zu einem; darin, wie in den meisten anderen Beziehungen, bevorzuge ich die Ansicht der Römer, obwohl sie gewöhnlich das Gebet mißbrauchten, um sich von der Gottheit zu den schlechtesten Menschen, ihren Fürsten, zu wenden; wie Lukan es an Nero richtet und Statius an Domitian, indem beide hierin Virgil nachahmen (aber nicht erreichen), der in seinen ‚Georgica' Augustus anruft, einen Gott, der die anderen beiden ein wenig überragt."

sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als einen Mann, der sich der Gnade der Götter überlässet; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen[1] griechischen Dichter alle sind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus[2] fängt an: *Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*[3]; Apollonius Rhodius[4] *Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε*[5] — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἔσπετέ μοι[6] usw.

singt Koluthus[7] zu Anfange seines „Raubes der Helena“. Der zärtliche Musäus[8] selbst, wenn er anhebt:

Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων usw.

„Besinge mir, Göttin, die Fackel, die Zeugin verborgener Liebe; Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages, Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte“[9] ꝛc., vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt[10]. Der Stoff seines Liedes war allzu wichtig, als daß man glauben konnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt „das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen“, hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homers sagen sollen: „Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen

[1] Umfangreich; d. h. die Verfasser großer Epen. — [2] Der Mazedonier Aratus in seinem Lehrgedicht „*Φαινόμενα*“ („Die Himmelserscheinungen“). — [3] „Mit Zeus wollen wir beginnen.“ — [4] Apollonius Rhodius, Dichter der „*Argonautiká*“ („Abenteuer der Argonauten“). — [5] „Von Dir, o Phöbus, beginnend.“ — [6] „Troische Nymphen, Sprößlinge des Flusses Xanthos, saget mir.“ — [7] Spätgriechischer Dichter. — [8] Musäus, der Verfasser des Epos von „Hero und Leander“. — [9] Lessing bedient sich für seine Übersetzung der Hexameter mit Auftakt, die Ewald von Kleist im „Frühling“ angewendet hatte. — [10] Das ist ein Irrtum Lessings. Horaz tadelt vielmehr, daß der kyklische Dichter den Mund zu voll nahm, indem er nur vom Trojanischen Krieg sang.

Krieg", und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen sein. Es ist auch in der Tat besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Türe schon aufgemacht hat.

Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer erraten, was ich auch in Ansehung des „Messias" wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen sein, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre, als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu sein sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demütigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte[1] verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des „Messias" überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich Neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, dieses mal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne,

[1] „Der nichts Unüberlegtes unternimmt."

daß ich ja nur abschreiben dürfte[1], um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweite Fortsetzung.

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung."

Über die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter tun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beidemal fragen, warum er hier seine Seele auf der Seite[2] eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das „unsterblich" vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern[3] Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen sein, wenn er seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen teilhat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden sein, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist[4]. Allein, wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wieviel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile, wie sie ist, und überlege, wie sie sein könnte. Sich selbst oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein

[1] Brauchte. — [2] Unter dem Gesichtspunkt. — [3] Zartern, feineren. — [4] In der lateinischen Übersetzung Lessings (vgl. S. 210 dieses Bandes, Z. 29 ff.) ist das versucht.

Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung, zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile sein könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel machet oft eine gegründete[1] Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,"

Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreimal darinne wiederholt. Liegen „auf Erden" und „in seiner Menschheit" nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt „Messias" der Dichter „ewiger Sohn" oder etwas Gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das folgende notwendig sein. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten und welche in dem Worte „ewiger Sohn" nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus schuld haben. Er betrifft das Wort „vollendet". Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber „auf Erden" geschehen, daß er sich den Teufeln triumphierend gezeigt hat? Ist er „in seiner Menschheit" gen Himmel gefahren oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit „vollendet"? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat."

Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck „das Blut des heiligen Bundes" zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gott-

[1] Begründete.

heit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams „von neuen“ geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch sein oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte: Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts), das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade sein, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Not herausbringen lassen will.

„Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er tat's und vollbrachte die große Versöhnung.“

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung „unwissend“ hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn würklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden sein? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu töten, und Christus sollte, uns zu erlösen, getötet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden

gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: „Umsonst; er tat's und vollbrachte die große Versöhnung."

Man übersehe nunmehr diesen ersten Teil des Einganges im ganzen und sage, ob Herr Klopstock seinen großen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat. — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammenlege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. Dezember 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts[1] und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. Soviel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleichviel sein, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr ebendieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas Kleines ist, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kömmt. Ich habe aber hierzu um soviel mehr Hoffnung, weil ich hier ebensoviel zu tun habe als Sie; das ist auf der Gotteswelt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den „Messias"? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung

[1] Hindeutung auf die Übersiedelung Lessings von Berlin nach Wittenberg Ende 1751.

geraten, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtnis bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr außerordentliche Schönheiten darinne, und soviel ich mich erinnere, war mir nicht mehr als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen, einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beiwort „forschend" sehr unwürdig und mit dem Prädikate „die Tiefen Gottes durchschauen" in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein „Durchschauen" stattfinde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens war ich mit der tiefsinnigen, einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das Höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicherweise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigentümliche Benennungen hat; wieviel anstößiger muß es ihm sein, wann der Dichter diese Armut zu einer Schönheit macht und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck „die Weisheit Gottes" ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter „tiefsinnig" und „einsam" aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß, wenn der Verfasser des „Messias" auch kein Dichter wäre, er doch ein Verteidiger unsrer Religion sein würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter „geretteter Offenbarungen" oder „untrüglicher Beweise". Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Überzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter getan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewundrung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urteil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den „Messias" schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Teil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerate. Über einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit

den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder[1] zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beide zugleich darauf gekommen sein, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der „Messias" sei nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären, und mußte hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen; da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sei, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum besten das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht, versucht; und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht, gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie eh'stens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des „Messias", auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen,

[1] Theophilus, mit dem Lessing in Wittenberg zusammen wohnte und der gern lateinisch dichtete.

anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen[1] spricht und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchen, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Öffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Tor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —

Jetzo gleich will ich vielleicht ein ebenso spöttisches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Übersetzer des „Messias" erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraussagen, daß es die erste und letzte sein wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden sind. Nicht sowohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvorgekommen sei. Da wir von fremder Arbeit immer die vorteilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urteilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat

[1] Schlechtgebildeter Plural statt Seraphim.

Divinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit ꝛc.[1]

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zuviel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W** 1752, im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen[2] wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen als zu zerstreuen. Überall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit"[3],

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebensowenig Schaden tun, als vielen Schaden ihr diejenigen tun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen

[1] Lessing hat noch 107 Verse dieser Übersetzung in den Brief aufgenommen; wir dürfen uns mit der oben gegebenen Probe begnügen. — [2] Denis Diderot (1713—84), dem unter allen Schriftstellern seiner Zeit Lessing am meisten zu verdanken bekannte, hat in seiner „Lettre sur les Sourds et les Muets, à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent" (1751) von der Inversion in der französischen Sprache gehandelt, daneben aber noch sehr geistreich von allgemeinen sprachphilosophischen Fragen, von der Bedeutung der Mimik in der Schauspielkunst, von dem Verhältnis der Poesie zur Malerei und ihren verschiedenartigen Schönheiten, also von einem Hauptthema des späteren Lessingschen „Laokoon". — [3] Ewald von Kleist, „Der Frühling", V. 8, wo es aber heißt: „zum glänzenden Throne der Tugend".

bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wieviel Höflichkeiten, wieviel Wein ließ es sich der Herr ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse ebenso vortrefflich finden sollten als er? — — Taten wir es? Ich bin ꝛc. B** den 1751.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen, ununterbrochenen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am meisten zustatten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal, ohne euer Verschulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen sein. Doch er ist tot, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben; genug, er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz „placantur carmine manes“[1] nicht umsonst eingefallen sein! Möchte es doch wahr sein, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sei es oder es sei es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht ent-

[1] Horaz, „Episteln“, 2. Buch, Nr. 1, V. 138: „Die Geister der Hingeschiedenen werden durch die Dichtung versöhnt.“

zweit hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab' ich ihm, oder, wann Sie lieber wollen, meiner Muse lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuld'ger Scherze raubte
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schoß der frohen Jugend schlief;
Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus[1] jüngst in Libers[2] Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirt zum Freundschaftspfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn' mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt, das güldne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton, geschickt, die Seufzer zu begleiten
Und fromm zu schallen um ein Grab[3].

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süßesten von der Welt sein sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zweiundzwanzigster Brief.

An den Herrn D**

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erstemal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders

[1] Wohl die Bewohner des Pindus, des hohen Gebirges Nordgriechenlands, die Musen. — [2] Beiname des Bacchus. Er gab der Muse des Dichters als Freundschaftspfand seinen Stab, der fürchterlich ist, weil er bei den Orgien der Bacchusfeier geschwungen wird. — [3] Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Lessing diese, von dem sonstigen Ton seiner Lyrik so sehr abweichenden Verse bei einem Trauerfall, ähnlich dem im Anfang dieses Briefes geschilderten, gedichtet hat.

Ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe als die Enthauptung des Herrn Henzi[1] in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vorteilhaften Begriff zu verraten, den ich mir von ihm teils aus den öffentlichen Nachrichten, teils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechsel beifielen. Wie viel größer aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben? Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Überzeugung beigefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht sowohl gebilliget als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich anfangs mit etwas Wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sei. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurteilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall[2] nichts zu sagen finden als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel willens, den ersten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nötig haben, als einige allgemeine, zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das übrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

---

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 152 dieses Bandes. — [2] Überhaupt.

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

Ἐλευθερίας ἓν μεν το ἐν μέρει ἀρχεσθαι καὶ ἀρχειν· ἓν δε το ζην, ὡς βούλεται τις[1].
Arist. Resp. Lib. VI. c. 2.

Berlin 1749.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi
(kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um).

Wer folgt mir? — Liebster Freund, bist du's? — Wen suchst
Du? — — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verrieten,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach, und seh' — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihn verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr wert, sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug, mir's ungefragt zu sagen?
Hab ich's an ihm verdient, daß er so grausam ist
Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt?

---

[1] „Das Wesen der Freiheit beruht auf der Verbindung von Gehorchen und Herrschen und auf dem Dasein nach eigenem Willen." Aristoteles, „Über den Staat", Buch 6, Kap. 2.

Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriot'sch, die Hassenswerten haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Teil in dir zurückgeblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir
Freiheit und Rach' und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Daß unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O daß mein schwacher Geist dich nicht erraten kann!
O könnt' ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhöhlst[1], dir unbewußt entrücken!
O stünde mir dein Geist so frei wie dein Gesicht,
Und schlöss' ich dann daraus, was jede Miene spricht!
Ich gäbe, könnt' es sein, dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst getan, daß ich, dein Freund, es wär'.
Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es schmerzte dich, wie mich dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien?
So hattest du mich mehr als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich sein?
Doch — — du kehrst dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! — — Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage, was dich quält? Warum beschwer' ich dich?

[1] So schrieben auch Grimmelshausen, die schlesischen Dichter und Canitz.

Was suchst du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich knieend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glückes wert,
Als daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab' ich dir sonst gedeucht;
Denn sich verstellen ist bei kleinen Übeln leicht.
Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entrissen?
O wär' es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt!
Liebt' ich dich weniger, hätt' ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit[1] genug, wenn du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen
Und sein verlaßnes Wohl freiwillig auf sich nehmen.
Doch sei nicht ungerecht und glaube, daß in mir
Auch Schweizerblut noch fließt und wirket wie in dir.
Teil' deine Last mit mir. Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie du für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O sage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geschick, wann's einzig meines wäre.

[1] Zeitig.

Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will; ich spräch' als jener Held:
„Glückselig Vaterland! du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel"[1], und bliebe gern verborgen.
Allein wann Eigennutz den kühnen Rat belebt,
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt,
Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Szeptern nützen,
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt,
Wann der gemeine Schatz[2] des Geizes Beutel füllt,
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren,
Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh' ein schimpflich Elend baut:
Freiheit! wann uns von dir, du aller Tugend Same,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört:
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht wert.

Wernier.

Jetzt rede, Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verstehst mich schon. Doch sieh hier meine Faust!
Gönn' ihr den süßen Stoß, wann du vor Blut dich graust.
Glaub' mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rat mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wütrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verraten hat.
Sobald man Freiheit! Bern! als ihre Losung höret,
Muß ich der erste sein, der das Geschrei vermehret.
O hört' ich's heute noch! Und Henzi rief' mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei, und frei gehorcht' es dir!

[1] Diese Anekdote wird von dem durch seine Redlichkeit berühmten attischen Feldherrn Phokion erzählt. — [2] Das Staatsvermögen.

Warum kenn' ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zu 'n Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen.
Seid stark und laßt dies Glück auch euer Kind genießen."

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn' sie dann in mir!

Wernier.

O red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn' sie in mir!

Wernier.

In dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt' ich in deinen Augen
Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen, taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß' es schon,
Du hast mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn.)
Doch eile, lehre mich, wer? wo sind deine Glieder?
Sind sie des Hauptes wert? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit ist's? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein?
Doch du regierst das Werk, wie kann's zu tadeln sein?
Vergib dem ekeln[1] Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts schlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wann sein allsehend Aug' uns eigennützig find't,

[1] Wählerisch, anspruchsvoll.

Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen,
Wann nach vollbrachter Tat — — doch soweit komm' es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein als sie.
Fuëtter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizersamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang', als sie neu ist, entzückt,
Die sind's und andre mehr, die heut im Rat es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero.
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Gibt unglückselgen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar.

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite,
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuëtter wacht am Tor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar sein.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint' und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich mutig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Teil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh', als dieses Äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rat vernähm' uns heute noch,
Denn heute noch ist's Zeit, und linderte sein Joch
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.

Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein menschenähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich sein, daß die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein,
Kein Herz räum' ihm die Ehr', die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Tränen floß und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte.
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund, dies verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie getan, nicht dir und ihnen tun?

Henzi.

Ich trau' dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuëtter, Richard, Wyß — — die sollten's, sprachst du, sein.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen,
Und nach Verdienst verflucht, den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat,
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick, wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ist's?

Henzi.

Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache.
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird sich lieber nicht zur Sklaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verraten soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stillschweigen.

Henzi.

Nur gleich getötet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn herbestellt. Ich will dich wiederfinden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! alles steht uns bei.
Hat Henzi Mut genug, so sind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geist wie du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Mute fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's dir.

Dücret.

O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verraten bist.
Was hilft's, ein Berner sein, wenn man ein Sklave ist?
Ich kenn' ihn mehr als du. Er ist dem Rat gewogen,
Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Rats in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Ratsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzusehr den Lauf.
Scheu mich in ihm. Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würd'st du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rat und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuëtter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist g'nug überlegt. Wag', was man wagen muß,
Und kröne durch die Tat des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken.
Erschrecke, morde, brenn', vertilge Kind und Haus
Und lösch' mit Feu'r und Schwert Berns Schimpf und Knechtschaft aus.
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Untier, deine Wut soll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rat auf unser Flehn erweichet
Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wut und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig, Lästrer! Ich erweis' an dir sonst mit der Tat,
Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat.
Bist du nicht hassenswert?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich haſſen,
Darf[1] ſich mein freier Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos[2] genug. Sei du die Luſt der Welt
Und dien', gerechter Mann, ſolang' es dir gefällt.

Henzi.

Fein höhniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch ſie Bern zu befrein,
Den Rat zu nötigen, groß und gerecht zu ſein.
Er bleibe, was er iſt, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienſt und Regiment zum gleichen Teil beglücket,
Wann er als ſeinen Herrn erkennt das Vaterland
Und iſt nur, was er iſt, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm ſich ſelber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du haſt Verſtand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer iſt je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer ſich zu dienen ſcheut, der ſcheu' ſich nicht zu morden.
Die Not heißt alles gut. Sie hebt das Laſter auf,
Und bald wird's Tugend ſein, folgt Glück und Sieg nur drauf
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzel ſchonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum ſoll die Nachwelt auch durch uns geborgen ſein,
Und wollen wir in uns auch unſer Kind befrein,

[1] Braucht. — [2] Ungeſchädigt, d. h. von der Tyrannei nicht bedroht.

So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuëtter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rat,
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken.
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi (lieset).

Steiger? Wie? Der soll der erste sein?
Der redlichste des Rats? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Berns Vater sein. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blatt).

Da nimm die unglückselig'e Rolle
Und sage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja, Rasender! (Geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräter!
Ha! deiner Weichlichkeit schein' ich ein Missetäter?
Wer? Steiger? Steiger find't an Henzi seinen Freund?

Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt' er Henzis Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sei vollführt! Und weh' dem Hindernis!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzu süß.

(Geht ab.)

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich anfangs bemerkt haben; daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes tue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug sein sollte, in den folgenden Aufzügen die Ratsversammlung selbst und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang[1] aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister[2] würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen Aber wird man nicht das schon für eine Übertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremden Namen einkleiden sollen, gesetzt, diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdann notwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

---

[1] Die Rückwand der ersten Dekoration. — [2] Hier denkt Lessing wohl in erster Linie an Shakespeare.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten. Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt und dieser oder jener Ratsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und, wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegenteil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt sein und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemütsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verrät und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse teilgenommen; genug, daß beides sein könnte und die Hauptsache nichts darunter leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenpartei erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis ebenso eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es tut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu sein. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nötig ist.

Halb soviel würde schon zureichend gewesen sein, Ihnen meine Einrichtung[1] zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Dreiundzwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten und nach demselben[2] ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb' und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir, wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis;
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor[3].

Hier haben Sie alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann Sie das Stück zustande bringen, so werde ich keinen größern Anteil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

[1] Aufbau, Anordnung. — [2] Später. — [3] Ovid, „Amores", 2. Buch, Nr. 18, V. 11—18: „Ich werde besiegt, und mein Geist entsagt den Waffen, die ich ergriff, und ich besinge meine häuslichen Taten und Kämpfe. Doch habe ich Zepter ergriffen — — Amor lachte meiner Tracht als Tragiker und der Kothurne und des Zepters, das ich so schnell mit meiner einfachen Hand ergriff, und meine Geliebte zwang mich durch ihren Unwillen, davon abzulassen. So triumphierte Amor über den Trauerspieldichter."

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret, Fuëtter, Richard, Wyß.

Dücret.

Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag ist endlich da. Und — — wär' er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh' gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freiheit wiederbringen?

(Fuëtter sieht ihn zornig an.)

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuëtter.

Schweig! diesen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr ist's; wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüt'ge Rächer sein;
Sich für das Vaterland und nicht für sich befrein;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh',
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuëtter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift't.

Dücret.

Das Gleichnis ist gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst als oratorisch schön,

Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts als raten, zweifeln, schließen,
So tugendhaft ihr seid, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldentat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck gelenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' euer Mut zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich zum mind'sten waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Taten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum seht ihr mich mit neid'schem Hochmut an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er getan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich und wünscht mich zu entbehren
Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hindernis;
Die Strafe wär' zu hart, wann Dücret euch verließ.
Er kennet seinen Wert. O möchtet ihr ihn kennen
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle seine Müh', für alle die Gefahr
Verlangt er statt des Danks: man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dies alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzuoft den ihr geweihten Geist
Von großen Taten ab zu kleinen Skrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie erstickt,
Noch eh' der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandtat ist:

Die opfr' ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rat und spart euch auf die Nacht,
Eh' das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was sollen Recht und Flehn bei einem Wütrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
G'nug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt[1],
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ist's; wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man bloß ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling[2] treiben
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beispiel schimpfet[3] uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch möcht' er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

Richard.

Schweig, Dücret! G'nug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wut entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides wert; und dieser g'nüge dir.
Des Werkes schwerern Teil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs flucht und seinen Tod doch hasset.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rat.
Doch Blut und Glück gehört zuallererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sei uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;

[1] Unvorbereitet. — [2] Dücret. — [3] Beschimpft, erniedrigt.

Ich tue das an ihm, was er am Staate tut;
Er unterdrückt sein Recht, ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuëtter, kommt!

Fuëtter.

Wohin, erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft: in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rat noch heute sicher wüten,
Des künft'gen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Fuëtter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wut in euch?
Ihr seid des Haupts nicht wert, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freiheit sinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht, und euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dies Bündnis schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur und stürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mitsamt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es sein, der euch dem Rat entdeckt
Und eurer blinden Wut gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in euch sich edle, freie Bürger
Und findet im voraus leichtsinn'ge Brüderwürger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freiheit also an,
Ist schrecklich g'nug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand' und Bürde,
Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde.
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar' auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob. Vielleicht wird's bald geschehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehen.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir.
Du drohst uns mit Verrat, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht— — ich zweifle nicht— — Wir sind wohl schon verraten.

Fuëtter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missetaten.
Geh nur! steck' andere mit deinem Mißtraun an.
Wer täte so was? — — Doch, vielleicht hast du's getan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eu'r Geheimnis dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den großen Vorsatz teilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrat
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat?

Richard.

Er trotzt der Strafe? Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur eines sein, ihn töten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh' als unsrer Straf' entfliehn.
Wer ist es?

Fuëtter.

Wer?

Wyß.

Wer ist's?

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!
(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuëtter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.
Der große Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb' er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr, was Tugend sei, was eure Pflicht gelernet.
Noch kennt ihr beides nicht. Und wünschet frei zu sein?

Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freiheit kleinster Teil.
Nur gleichgeteilte Sorg' um das gemeine Heil,
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen, ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu sein und nie zur Lehr' gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Prieſter sehn
Und für uns sehen will, freimütig nachzugehn,
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten,
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten,
Nur unbeschimpfte Müh', die nicht statt Lohns Genuß
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß,
Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh' tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Dir ihr so kühn verletzt als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seid ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt und kein Haupt von Rebellen.

Richard (spöttisch).

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu' auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verraten oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?

Müßt ihr auf seinen Trieb auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts und alles für den Staat
Und eure Rechte tut, euch fähig zum Verrat?
Wie? oder ist bei euch, wer sich ein Missetäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräter?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn getan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' euch allen an.
Die unglückselge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O möcht' ein Gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riss' ich die Wut heraus, noch eh' sie Wurzel schlägt,
Noch weil[1] der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt!
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen
Und nicht den, der euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wann eure Wut nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht.
Eh' Steiger sterben soll — —

Fuëtter.

Was Rolle? Steiger? Sterben?
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit', je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuëtter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrat gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein, erkläre dich. Wer dürst't nach Bürgerblut?
Wir, deine —?

Henzi.

Güt'ger Gott! So schöpf' ich wieder Mut?
So find' ich noch in euch die tugendhaften Freunde?

[1] So lange als.

Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urtel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab' ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie wert mir eure Tugend ist,
Erkennt es und verzeiht — —

Fuëtter.

Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seid ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verraten sind?

Richard.

Nicht der, des böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verrät, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier, sich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab' ihm unsern Zweck — —

Fuëtter.

Du hast — —

Wyß.

O Lastertaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verraten!

Fuëtter.

So haſt du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab' ich nicht verletzt,
Weil ihr dies neue Glied ſelbſt eurer würdig ſchätzt.
Ein Mann von alter Treu', in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als ſeine Freiheit liebet,
Sonſt alles für ſie wagt und für euch wagen wird — —

Fuëtter.

Ja, wenn im Urteil ſich die Freundſchaft nie geirrt,
So wär' dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannſt du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer ſo wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöten.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöten? Ei! du tugendhafter Mann,
Der ſchlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirſt du uns noch bereden wollen,
Wann du verraten willſt und wir nicht murren ſollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!" O träfe der Verrat
Nur unſer Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wiſſen.
Doch einem Feind des Staats wär' dies mehr Gnad' als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß ſeine Strafe ſein.
Die Enkel werden dich noch mit Entſetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als ſterben können.
Denn wer ſteht uns dafür, daß dein unwürd'ger Freund,
Kein gleicher Schwätzer iſt, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er ſelber ſteht dafür! Jedoch ich ſeh' ihn kommen,
Und eurem Vorwurf iſt zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuëtter, Richard, Wyß (zugleich, voller Erstaunen).

Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräter,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Übeltäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl' uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut ꝛc.

Vierundzwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich notwendig noch erinnern, wieviel ich jederzeit aus den „Horazischen Oden" und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange[1], gemacht. Ich habe ihn allezeit als einen unserer wichtigsten Dichter betrachtet und seiner versprochnen Übersetzung des Horaz[2] mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach!

[1] Vgl. die Einleitung zu dem „Vademecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange" (S. 247 dieses Bandes). — [2] In der Vorrede zu „Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern", Bl. 8b (2. Aufl., Halle 1749), sagt Lange: „Meine unter Händen habende poetische Übersetzung der Gedichte des Horaz wird mich vielleicht stärker machen."

Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwengliche[1] Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein tat, war entsetzlich, und beinahe hätt' ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

„Als hätte ich mit dürren[2] Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig gedrunken."

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus „pocula ducentia somnos", aus „schlaferweckenden Bechern" „ducenta pocula", „zweihundert Becher". O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleeret haben, die ihm das „Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit" der ersten Anfangsgründe „erfüllt haben"! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Übersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir taten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urteil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen tun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

[1] Unübertreffliche. — [2] In Langes Übersetzung „dürrem".

1. Buch, Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange

„So rühre[1] ich mit erhabnem Nacken die Sterne."

In meinem Cellario[2] heißt vertex „der Scheitel". Ein Wort, das auch zwei Silben hat.

1. Buch, Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Langen „leichte Helme"; hier müssen es „blanke Helme" heißen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in leves zu sehen ist. Der „Gradus ad Parnassum"[3] ist nicht zu verachten!

1. Buch, Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?
„Warum flieht er den Ölzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern."

Wenn Horaz gesagt hätte olivam, so möchte Herr Lange recht haben. Olivum aber heißt „das Öl", womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Öl und nicht den Ölzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegensetzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. Buch, Ode 11.

Horaz sagt vina liques. Herr Lange übersetzt: „zerlaß den Wein". Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. Buch, Sinnschrift 3:

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. Buch, Ode 1.

Graves principum amicitiae

heißen unserm Übersetzer „der wichtige Bund der Großen". Er hätte wenigstens sollen sagen „der schädliche Bund".

---

[1] Lange: rühr. — [2] Christoph Cellarius (1638—1707), Verfasser vielbenutzter Bücher für den Unterricht im Lateinischen. — [3] Lateinisches Wörterverzeichnis mit Angabe der Quantitäten.

2. Buch, Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum,

heißt in der Übersetzung: „mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen". Trepidare kann hier nicht „Zittern" bedeuten, weil man im 40. Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. Buch, Ode 27, Z. 17) übersetzt hat*.

2. Buch, Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare *(valet)*.

„Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen", sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Tieren die edlen Worte „Huld" und „Gatte" zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horaz will das gar nicht sagen, was ihn sein Übersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. Buch, Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt, „indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet". Allein das ist gleich das Gegenteil von dem, was Horaz sagen will.

---

* In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta.
„Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?"

Die Konstruktion und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sei, welcher dem Achill die Briseis raub' Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos,

wenn Herr Lange übersetzt:

„Gewiß sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter?"

3. Buch, Ode 6.

Horaz ſagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieſer Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was iſt deutlicher, als daß er durch luminibus remotis ſagen will, „wenn man die Lichter beiſeite geſchafft hat". Der beſſere Herr Lange aber gibt es „mit abgewandten Blicke".

3. Buch, Ode 21.

Sollte man es ſich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch „Priscus Cato" überſetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. Buch, Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

überſetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er dieſe Arbeit aufgetragen: „Du weißt's nicht und biſt des großen Jupiters Gattin!"

4. Buch, Ode 4.

Die vortrefflichſte Strophe in dieſer Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So ſieht, ſagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der ſäugenden Bruſt ſeiner gelben Mutter verſtoßnen Löwen, deſſen junger Zahn es zerfleiſchen ſoll — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man ſehe nun, was der Überſetzer für ein elendes Gewäſche daraus gemacht hat.

„— — — — Und wie Ziegen,
Mit froher Weid' allein beſchäftigt, den Löwen,
Von Milch und Bruſt der gelben Mutter vertrieben,
Sehn und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und alſo heißt Dente novo „von jungen Ziegen"?

5. Buch, Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier überſetzt Herr Lange imparibus durch „nichtswürdige", da es doch offenbar iſt, daß der Dichter ſolche verſteht, welchen er nicht gewachſen iſt; der 16. und 17. Vers dieſer Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie ſich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit ſolchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieſes Wenige iſt ſchon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu ſchütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Überſetzung habe liefern wollen. Ob ſie ſtark, ob ſie poetiſch, ob ſie rein ſei, ob ſie ſonſt eine andere Vollkommenheit beſitze, das mögen andre entſcheiden. Ich wenigſtens wüßte nicht, wo ich ſie finden ſollte. Ich bin ꝛc.
W** 1752.

Ein

VADE MECVM

für den

Hrn. Sam. Gotth. Lange

Pastor in Laublingen

in

diesem Taschenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephr. Lessing.

Berlin. 1754.

Einleitung des Herausgebers.

Der Paſtor Samuel Gotthold Lange in Laublingen, dem die erſte berühmte Streitſchrift Leſſings für alle Zeit den Namen wahrte, war zuvor kein unbekannter Mann. Er gehörte jenem dichtenden Freundeskreiſe an, der ſich in Halle der Übermacht der benachbarten Leipziger entgegenwarf und ſo zum wertvollen Bundesgenoſſen der Züricher Feinde Gottſcheds wurde. Von Immanuel Pyra, der ſchon 1744 ſtarb, waren Lange, Gleim, Götz, mittelbar auch Ramler und Ewald von Kleiſt angeregt worden, an Stelle der alten gereimten Verſe reimlos zu dichten, um den Alten durch dieſe Neuerung einen Schritt näherzukommen. Der in Halle herrſchende Pietismus, die beginnende Empfindſamkeit mit ihrem Freundſchaftskultus, ihrer vergeiſtigten Auffaſſung der Liebe, ihrem Sehnen nach primitiven Zuſtänden und naivem Fühlen verliehen dieſen nur ſcheinbar neuen Formen Inhalte von höherem Wert, mochte auch das eigentlich poetiſche Vermögen noch ſo gering ſein.

Als 1745 Bodmer in Zürich neunzehn Gedichte von Pyra, Lange und deſſen Gattin unter dem Titel „Thirſis und Damons freundſchaftliche Lieder" drucken ließ, ſtand an der Spitze das Gedicht „Damon empfängt vom Horaz die Lesbiſche Leier". Horaz erſchien hier Lange, der an der Seite ſeiner Doris ruhte:

„Du, der mein Lied, ſprach er, allein erhöhet,
Ich ſehe deinen Schweiß mitleidig an;
Du wilſt mein römiſch Spiel die Deutſchen lehren,
Das du nicht durch den leeren Reim verſtimmeſt:
Du gibſt dir Müh', dich in die Höh' zu ſchwingen;
So gehſt du mir auf allen Schritten nach,
Drum will jetzt Clio deinen Wunſch erfüllen."

Als Nachahmer und Nachfolger des Horaz läßt sich Lange von den Freunden und Parteigenossen von nun an preisen. Man erwartet mit Ungeduld die 1749 angekündigte Horaz-Übersetzung, mochten auch die „Horazischen Oden" Langes von 1747 die Erwartungen der Urteilsfähigen schon sehr herabgestimmt haben.

Im Jahre 1752 trat endlich, Friedrich dem Großen gewidmet, diese gewiß mühselige Arbeit ans Licht: „Des Quintus Horaz Flaccus Oden fünf Bücher und von der Dichtkunst ein Buch poetisch übersetzt von Samuel Gotthold Langen." Gegenüber der Verdeutschung war auf jeder Seite der schlechte Text gedruckt, den Lange zugrunde gelegt hatte. Der Dank König Friedrichs, anerkennende Kritiken gelehrter Blätter, das Lob Friedrich von Hagedorns, des verehrtesten unter den deutschen Horaz-Jüngern, stärkten Langes Bewußtsein des Wertes seiner Leistung. Um so empfindlicher mußte es ihn berühren, als ihm im Juni 1752 durch den eng befreundeten Professor Gottlob Samuel Nicolai die Kunde wurde, Lessing habe in der Übersetzung mehr als zweihundert Fehler angemerkt. Nicolai wollte den jungen Kritiker, den er ein Jahr zuvor in Wittenberg aufgesucht hatte, vor der Gefahr behüten, die ein öffentlicher Angriff auf den einflußreichen Herrn Pastor der Zukunft des Angreifers bereiten konnte. Er schlug deshalb vor, Lessing sollte seine Korrektur Lange gegen ein „Honorarium für gütigen Unterricht" überlassen. Lessing ging darauf nicht ein. Er sah in diesem Vorschlag mit Recht einen Angriff auf seine Schriftstellerehre, und schon das rechtfertigt den scharfen Ton, den er anschlug, als er 1753 im 24. der „Briefe" (vgl. S. 239 dieses Bandes) bewies, wie kläglich es um Langes Übersetzung stand. Ein Abdruck des Briefes im „Hamburgischen Correspondenten" vom 10. und 13. November 1753 machte die Kritik weithin bekannt. Nun setzte sich Lange in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitung, das als besonderes Schriftchen erschien, zur Wehr. Er spottet dort des Duodez- oder Taschenbuchformats der Lessingschen Schriften, er äußert Erstaunen über den Stolz und Mutwillen sowohl als über die tiefe Unwissenheit oder Faulheit seines Gegners. Lessing habe nicht in allem unrecht, es sei nun, daß er die wenigen Stellen, wo er recht hat, sich, wie wahrscheinlicher sei, von einem anderen habe zeigen lassen, oder daß er es zum guten Glück zweimal erraten habe. Dann sucht Lange bis auf diese wenigen

Stellen (1. Buch, Ode 8 und 3. Buch, Ode 6) die Vorwürfe Lessings zu entkräften, beruft sich auf ein lobendes Urteil der „Rostockischen Gelehrten Nachrichten" und geht darauf zu dem schwersten Vorwurf über, daß Lessing ihm seine Verbesserungen gegen Bezahlung angeboten hätte. „Sie können denken, mein Herr, was ich darauf habe antworten müssen. Ich verwarf diesen Antrag mit dem äußersten Unwillen; denn ich hätte ebenso niederträchtig sein müssen als er, wenn ich solches angenommen und eine Schrift gegen mich mit Gelde abgekauft hätte." Schließlich denunziert Lange den Gegner als einen kindischen Schuljungen, als einen Romanhelden, der sich bei seinem Auftritt durch Hauen, Stechen und Niedermetzeln einen Namen mache, und dem er einige sanfte warnende Schläge auf seine Finger geben wolle.

Lessing zeigte diese Schmähschrift in der „Vossischen Zeitung" vom 27. Dezember 1753 an (vgl. S. 80 dieses Bandes). Hier verweist er schon auf die ausführliche Antwort, die damals im Werden war und Mitte Januar 1754 vollendet wurde. Ihr Titel, „Vade Mecum", war von alters her Bezeichnung von meist wertlosen Erbauungsbüchern, Leitfäden, namentlich Sammlungen lustiger Anekdoten und Geschichten, die, um bequem mitgeführt zu werden, ganz geringen Umfang hatten. So sah auch Lessings „Vade Mecum" aus, und das winzige Westentaschenformat zielte auf Langes Spott, Lessing sei ein junger Kunstrichter, der zum erstenmal seine gesamten Werke herausgebe, um sie durch das Format zu einem „Vade Mecum" zu machen. Diese Vorgeschichte macht den Ton der Streitschrift, ihren spielenden Spott, ihren bitteren Hohn, ihren flammenden Zorn einigermaßen begreiflich. Freilich ist zu vollem Verständnis auch die leidenschaftliche Schärfe jener Zeit im Streite über kleine wissenschaftliche Spezialfragen zu berücksichtigen, daneben, daß es sich hier um eine Übersetzung der Oden des Horaz, des damals gefeiertsten lyrischen Dichters aller Zeiten, handelte.

Lange wehrte sich nach dem Erscheinen des Vademekums auf die einzige mögliche Art, indem er an Professor Nicolai ein offenes Schreiben richtete, das den alten Vorwurf der Streitsucht und des unlauteren Anerbietens Lessings wiederholt, von neuem sich abmüht, die sachlichen Vorwürfe Lessings zu widerlegen und schließlich in einen weinerlichen Ton verfällt. Auch Nicolai antwortete öffentlich,

schwächlich beiden Parteien Komplimente spendend und die Absicht, Lessing für seine Kritik zu entlohnen, nun sich selbst als Freund beider Parteien zuschiebend. Dann kommt er auf den lächerlichen Ausweg, Lessing und Lange möchten sich vereinigen, um den Horaz den Deutschen in aller Vollkommenheit zu liefern.

Lange war mit dem Vademekum für Lessing und für die literarische Welt abgetan. Er lebte noch bis zum 25. Juni 1781, besang in seiner alten Art die ersten Siege Friedrichs im Siebenjährigen Kriege und dichtete die Psalmen zu „Oden Davids" um; aber niemand hörte mehr auf ihn.

Mein Herr Paſtor,

Ich weiß nicht, ob ich es nötig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich nach Maßgebung Ihrer Politik einem Dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutſchten Horaz in dem „Hamburgiſchen Korreſpondenten" bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wann ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſein; ich will ſie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich anfangs ein vorläufiges Kompliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweiten Teile meiner Schriften[1] erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden und ſtehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſei, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Überſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermutete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritiſchen Kenntnis ſeiner Sprache einen untrüglichen Geſchmack und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Überſetzung erſchien; und ich ſage

[1] Vgl. S. 239 ff. dieſes Bandes.

es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bei Herausgebung des zweiten Teils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Überlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir selbst, hat niemand das Publikum für diese Mißgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kote verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Teile meines Briefes erweisen. Der zweite Teil aber soll Ihnen dartun, daß Sie noch außer Ihrer Unwissenheit eine sehr nichtswürdige Art zu denken verraten haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder sind. Den ersten Teil will ich wieder in zwei kleine absondern: anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabteilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.

1. Buch, Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß vertex hier durch „Nacken“ ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier[1] habe auch gewußt, was vertex heiße, und habe es gleichwohl durch „Stirne“ übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier überdieses mußte „Stirne“ setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen ebensowenig verstünden als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann, daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner vertex oder unser „Scheitel“ auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Übersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Übersetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist „Nacken“ etwa kürzer oder nachdrücklicher oder edler als „Scheitel“? — — Lassen Sie

[1] André Dacier (1651—1722) übersetzte ungeschickt unter vielen anderen Alten auch den Horaz (1681—89, 10 Bände).

uns Ihre zweite Ursache ansehen. „Ich habe", sagen Sie, „mehr nach dem Verstande als nach den Worten übersetzt" — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegenteil[1]) — — „und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen." Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Kartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt und die Beine gerade herunterhangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: „Dann werde ich für stolzer Freude auffahren und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stoßen"; was sagt er denn? Wir sprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus:

Ἐς οὐρανον ἀμμιν ἁλευμαι[2]

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herabschauet — — O daß er doch auf Sie herabschauen und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständnis[3] einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Kartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, — — Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde[4], welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht „tragen", weil ich jetzo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Hui, daß Sie denken, feriam heiße: ich will tragen; weil Sie sich erinnern, von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen sein.

---

[1] „Meine Übersetzung ist der Bemühung eines getreuen Malers zu vergleichen, der das Urbild, so gut er kann, genau nachzeichnet und nicht die Freiheit hat, den geringsten Strich zu ändern." — [2] „Ich werde wahrlich in den Himmel springen." — [3] Verständigung. — [4] Terminusbildsäulen haben die Gestalt der Herme (ein Pfeiler mit einem daraus hervorwachsenden Haupte).

1. Buch, Ode 2.

galeaeque leves

Sie sind ein possierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Silbe lang ist, allezeit „glatt“ oder „blank“ heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heißen solle? Wahrhaftig, Sie sind listig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch Scherz beiseite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung großer Stilisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermute, daß in Laublingen ein Schulmeister sein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bei diesem, wenn ich Ihnen raten darf. Sollte er aber ebenso unwissend sein als Sie, so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben[1]. Ich weiß auch schon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden und gemeinschaftlich Ihre Übersetzung rechtschaffen durchackern. Vorderhand aber können Sie auf meine Gefahr die „leichten“ Helme immer in „blanke“ verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Silbenmaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas Seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buchs soll Horaz noch einmal die erste Silbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

---

[1] Den schimpflichen Abschied geben, von der Strafe des „Schupfens“, Schnellens vor der Ausweisung.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zunutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kann ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für levi hier leni leſen, und daß man ihnen notwendig beifallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen, dem Überſetzer, auf Herr Langen, den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht non levis ruina „ein nicht leichter Fall" für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſein würde? Und ob das Beiwort non lenis „ein nicht ſanfter" ihm nicht weit anſtändiger ſei? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus[1] ausdrücklich ſagt, leni habent aliquot libri manuscripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechſlung des n in u und umgekehrt nicht ſelten iſt? Überlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich „recht genau" zuſahe, ſo fand ich, daß ich unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Überfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegenſetzen müſſe. Bei einem Manne wie Sie pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt laeves. Mancinellus[2] erklärt dieſes Wort durch splendentes; Landinus[3] durch politae und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieſer Unterſchied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus[4] umſchreibt die ſtreitige

[1] Dionyſius Lambinus (1516—72), berühmter franzöſiſcher Philolog; 1561 erſchien in Lyon ſeine große kritiſche Ausgabe des Horaz. — [2] Antonius Mancinellus (1452—1506), italieniſcher Gelehrter und Dichter. — [3] Chriſtophorus Landinus (1424—1504), florentiniſcher Gelehrter; ſein Horaz-Kommentar erſchien 1482. — [4] Hermannus Figulus, Profeſſor in Marburg, ließ in Frankfurt 1545 oder 1546 eine ohne eigenes Urteil aus früheren Kommentaren ſchöpfende Ausgabe der Oden des Horaz erſcheinen.

Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz sein muß: qui n'aimez à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. Buch, Ode 11.

Vina liques.

„Zerlaß den Wein.“ Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedruckt und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich, die Rute wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bei allen vieren werde ich sie nötig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heiße zerlassen und zerschmelzen; beides aber sei nicht einerlei. Beides aber, sage ich, ist einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe „flüssig machen“ liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Kritik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch „den Wein schmelzen“ hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch „schmelzen“ heiße? Ich aber tue die Gegenfrage: heißt es denn „zerlassen“? Die Hauptbedeutung ist „flüssig“, und folglich auch „klar machen“; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie: Acris. Acris? Die Rute her! Die Rute her! Er heißt Acron[1], kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten

[1] Der Scholiast Helenius Acron lebte gegen das Ende des 4. Jahrhunderts; sein Hauptwerk ist der zuerst in Mailand 1474 gedruckte Horaz-Kommentar.

zufrieden. — — Den andern nennen Sie, Herr Pastor, Landin[1]. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Kommentator aus dem 16. Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wär' ebenso abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange[2] zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Pastor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche „zerlassen" steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, so merken Sie sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterscheid nach dem Wörterbuche übersetzen. Bei vertex hätten Sie dieses tun sollen und nicht hier; hier, wo es, wenn Sie anders[3] Deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon[4] soll recht haben; vinum liquare soll den Wein filtrieren oder ihn durchsäugen heißen; obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella[5] und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutscher bei dem Worte „zerlassen" auf eine Art von Filtrieren denken wird, und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sei vorher gefroren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis[6] darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß sein gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Branntewein gefürt. — —

---

[1] Vgl. S. 256 dieses Bandes, Anm. 3. Landin lebte im 15., nicht im 16. Jahrhundert. — [2] Joachim Lange (1670—1744), Professor der Theologie in Halle und überaus fruchtbarer Schriftsteller, Vater Samuel Gotthold Langes. — [3] Wenn anders, wenn nämlich. — [4] Natalis Stephanus Sanadon (1676—1733), französischer Jesuit, Horaz-Herausgeber und -Übersetzer. — [5] Lucius Junius Moderatus Columella schilderte um 60 n. Chr. in den 12 Büchern „De re rustica" die römische Landwirtschaft. — [6] „Den Eid der Gutgläubigkeit."

In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leuconoë befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen und es an dem Feuer wieder flüssig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrtum gleich anfangs vorgestellt, und in der Eil' wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Rute weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina[1].

Zwar, das möchte zu erhaben sein; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen.

„O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen."

— — Bei Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horazischen Oden[2] stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. Buch, Ode 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter graves etwas anders als „schädlich" verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Übersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener sagt: vous nous decouvrez le secret des funestes ligues des princes; dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Kommentatores. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi, Pompeji et Caesaris; qua orbis imperium

[1] Horaz, „Oden", 1. Buch, Nr. 3, V. 38—40. — [2] Die Verse sind vermutlich nicht von Lange gedichtet; wenigstens stehen sie nicht in seinen „Horazischen Oden".

occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius[1] fügt hinzu: amicitiae principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et populo Romano *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung gibt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß „Lessingisch"? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia reipublicae profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich „schwer" heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen sein, wenn Sie „schwer" gesetzt hätten. Allein Sie setzen „wichtig", und das ist abgeschmackt. Bei „schweren Bündnüssen" hätte man wenigstens noch soviel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Überhaupt muß Ihnen das gravis ein sehr unbekanntes Wort gewesen sein, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie graves Persae durch „harte Perser" geben. Diese Übersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein „weichliches" als ein „hartes Volk" waren. In eben dieser Ode sagt Horaz grave seculum Pyrrhae, welches Sie ein klein wenig besser durch „der Pyrrha betrübte Zeit" ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr Gemeines[2] sei, mit dem Worte gravis den

[1] Pierre Chabot (1516—97) gab in Basel 1595 einen Horaz-Kommentar in drei Foliobänden heraus. — [2] Gewöhnliches.

Begriff „schädlich, schrecklich, fürchterlich“ zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also, was er sagt, und schämen Sie sich auch hier Ihres Starrkopfs: il apelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il a deja apellé le siècle de Pyrrha, *grave*, par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis soviel als horribilis wäre; ein Beiwort, welches Horaz den Medern[1], so wie jenes den Persern gibt.

2. Buch, Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle „zittern“ heiße, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius[2] angeben, in welcher „eilen“ stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall „eilen“ heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann h i e r nicht zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem „hier“ sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l.[3] ausgedrückt findet, daß eine nicht allzu gemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen sein. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bei andern Schriftstellern „eilen“ heiße; und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie also bei dem Virgil das neunte Buch der „Äneis“ nach; wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

---

[1] „Oden“, 1. Buch, Nr. 29, V. 4. — [2] Vgl. S. 241 dieses Bandes, Anm. 2. — [3] Hoc loco, „an dieser Stelle“.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar geleſen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieſer trepidare und concursare miteinander verbindet[1]? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23. Buche[2] finden: dum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann alſo „eilen" heißen und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, ſoviel ich deren bei der Hand habe, ſind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius ſetzt hinzu verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius[3], welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht Dacier anſtatt aller ſein können. Sie ſcheinen ſeine Überſetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo ſie zweifelhaft iſt. Hätten Sie doch auch hier nachgeſehen, ſo würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne gibt: un homme dont l'age s'est haté d'accomplir le huitème lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwieſen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre ſeltſame Entſchuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte geſagt, es müſſe deswegen hier „eilen" heißen, weil man in dem 40. Jahre ſchwerlich ſchon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? iſt das ſo etwas Seltſames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keuſch lebte, im 40. Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Paſtor, das iſt nicht Ihr Ernſt. Oben lachte ich ſchon über Sie, daß Sie, ſich zu entſchuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher ſich weder um das Silbenmaß noch um die Wortfügung bekümmert. Was ſoll ich nun hier tun, hier, wo Sie ihn, ſich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in ſeinem vierzigſten Jahre die Sünden ſeiner Jugend büßen muß? Wann Sie von dem guten Manne ſo

[1] „Bellum gallicum", 5. Buch, Kap. 33. — [2] Kap. 16, 12. — [3] Jodocus Badius (1462—1535), Herausgeber vieler antiker Schriften.

schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen sein, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: was denn das „eilen" hier sagen könne? Ob Horaz schneller 40 Jahre alt geworden, als es von Rechts wegen hätte sein sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt als das siebende? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der Tat noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem notwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner[1] sein kann? „Das Jahr eilt zu Ende", „die Zeit eilt herbei", sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich in den Tag hinein ohne Überlegung verteidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht sein, und was ich lobe, muß falsch sein. Ich hatte nämlich Ihre eigene Übersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion[2]

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlechtweg durch „eilen" übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir recht geben. „Pronus trepidat", sagen Sie, „heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus" — — (Hier mag ich mich in acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Klecks mache) — — „durch ‚eilen' ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen." Und also haben Sie in der Tat pronus durch „eilen" ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier „zum Untergange"? Sagen Sie es nicht selbst?

[1] Üblicher. — [2] Horaz, „Oden", 3. Buch, Nr. 27, V. 17f.

„Doch siehst[1] du nicht, mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet[2]."

Wahrhaftig, Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bei sich gehabt haben; oder Ihre Übersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch „eilen" gegeben haben, was doch wirklich durch „zum Untergange" gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich sein würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herumwinden muß, zu jauchzen.

2. Buch, Ode 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch „sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen" übersetzt. Ich tadelte daran, teils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, teils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret „c'est un mot honête", so kann nur einer, welcher gar kein Französisch kann, wie Sie, hinzusetzen: „merk's ein edel Wort!" Merk's selber: honête heißt nicht „edel", sondern „ehrbar". Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Tieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius und andre in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzusetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone, etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und „Huld" von gleichem Werte sind? Überlegen Sie denn nicht, daß „Huld" ein Wort ist, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht

[1] Bei Lange: siehest. — [2] Bei Lange: eilt.

wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Übersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: „Noch taugt sie nicht, mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht, die Dienste ihres Nebengespanns zu erwidern und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu erhalten." Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Silbenmaßes voraushaben, lassen den Dichter sagen:

„Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stiers."

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Not und zum Nachteile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage, zum Nachteile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird und einerlei zweimal sagt. „Der Huld des Gatten nicht gewachsen sein" und „die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können" sind hier Tautologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, sowie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Überlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnötigen Wiederholung des ersten mache. Da „das Joch noch nicht tragen können" ohne Zweifel weniger ist, als „die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwidern können", so steigen bei mir die Ideen nach dem Geiste des Horaz vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bei Anwendung der ganzen

Metapher auf ein unreifes Mägdchen heißen könne. Sie fangen schon bei jugum an, die Einkleidungen wegzunehmen und kein ander jugum darunter zu verstehen als das bei dem Plautus[1], wo Palinurus fragt: „jamne ea fert jugum?“ und worauf Phädromus antwortet: „pudica est neque dum cubitat cum viris“. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: „sie kann noch nicht besprungen werden“? Es würde zu Ihrem „sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen“ vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein paar Zeugnisse für mich anführen und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: „Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat.“ Cruquius setzt hinzu: „quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares“. Lubinus[2] erklärt die streitige Stelle: „nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo (*cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet“. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. Buch, Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr „den Hals den heißen Küssen entziehen“ soll also nicht das Gegenteil von dem sein, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

---

[1] Plautus, „Curculio“, V. 50 und 57. — [2] Eilhard Lubin (gest. 1621), Professor in Rostock, in seiner „Paraphrasis Horatii“ (Frankfurt 1612).

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? „Jetzt", will er sagen, „dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzu gern rauben läßt." — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — – Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron[1] sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu sein verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiasten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deswegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt und anstatt detorquet ad oscula: detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann sein, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit tun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik sein wird. „Es läßt sich", sagt er, „nichts Galanters und nichts besser Ausgedrücktes als diese vier Verse erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen

[1] Vgl. S. 257 dieses Bandes, Anm. 1.

wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, notwendig hätte sagen müssen detorquet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleichstark entflammt sei, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detorquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, indem es tut, als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammenkömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung gibt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz tut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sei, da ihn doch alle gehabt haben und notwendig haben müssen, welche ad oscula lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* et detorquet.

3. Buch, Ode 21.

Nun komm' ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verraten. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch „Priscus Cato" übersetzt haben. Ich habe dazugesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie, Ihrer Rechtfertigung ungeachtet, dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst tun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann. Welcher von den Catonen hat Priscus geheißen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugnis des Dacier und des Mancinelli an, welche beide sagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Altertümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederholen!

Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl tun? Sie würden diese Ihre fontes[1] noch einmal zu Rate ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu tun? Das weiß Gott! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen[2], daß diese Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. „*Εκαλειτο δε*“, heißt es auf meiner 336. Seite der Wechelschen Ausgabe, „*τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πριϭκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.*“ Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4. Seite Ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Übersetzung des Herrn Kinds, die 520. Seite des 3. Teiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß sein dritter Name Priscus und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen Mann Cato hießen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zustoßen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priscus, bis er anfing, Cato zu heißen; sobald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe, welcher von den Catonen Priscus genennet worden, so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für

[1] Quellen. — [2] Brauchen.

so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priscus geführt habe? Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten erst Priscus und hernach Cato geheißen, sondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu sein. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig sein wollen und im Tone der alten Weiber sagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heißen: es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt sein, diese zwei Namen zusammenzubringen. Gut! und das ist der zweite Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntnis der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er sein will. Dieses zu tun, will ich, um mir bei Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Überhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P schreibet, welches doch notwendig sein müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunamen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch wundershalber diejenige, die in diesem Punkte

so etwas besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine[1] Schreibart beibehalten, so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurteilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Übersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen tut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunktion er gefolgt sei? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sei mit Fleiß geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern Ihr unzeitiges Siegsgeschrei hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieser Stelle sich in zwei Klassen abteilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heißen gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierherzuziehen, ob es ihnen gleich ohne Zweifel so wenig unbekannt gewesen ist als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der alleraußerordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bei dem Weine gesessen und ganze Tage bei dem Brettspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius usw., verstehen unter priscus einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet sogar eine andre Lesart gehabt und anstatt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde,

[1] Gebräuchliche.

wann sie nicht offenbar wider das Silbenmaß wäre. — — Doch, was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwei Wehrmänner, Mancinellus und Dacier, sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Teil der Anmerkung, sondern auch die Übersetzung selbst beifügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum gibt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sei, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Periode mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheißen habe? Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rate ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem 19. Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Pastor; Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrinken, wie in unsrer streitigen Stelle, die Rede; sollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priscus geheißen haben? Schlagen Sie doch geschwind den Dacier

oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter die alten nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname gewesen ist, warum soll er es nicht auch hier sein? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priscus geheißen. Nicht, Herr Pastor? Den Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugnis eines noch lebenden Gelehrten anführen,

nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Prof. Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen „Scriptoribus rei rusticae“[1] das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horazischen Epitheto macht, ob ihm schon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses „Priscus“ mit unter die Namen des Cato setze. Er redet nämlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau und nennt es, so wie wir es jetzt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum* quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und setzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato durch das Beiwort des Altern zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst

[1] Johann Matthias Gesner (1691—1761), verdienter Philolog; die „Scriptores rei rusticae“ („Römische Schriftsteller über das Landleben“) erschienen 1735.

seit gestern und heute beigefallen sind. Doch wahrhaftig, ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe, so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen und nimmt des Geschichtschreibers Partei gegen mich, welches mir sehr angenehm sein wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung[1] über obige Stelle des Plutarchs.

Der griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreierlei. Erstlich, daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sei, welcher den Zunamen Cato geführt; zweitens, daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen; drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel in der Zeitrechnung, sind sehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntnis der lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurteilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgibt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nämlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sei, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das

[1] Abschweifung.

einzige, ich meine das Zeugnis des Plinius (Buch 7, Kap. 27), ist sehr zweideutig. Er sagt: Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht ebensowohl heißen: Cato, welcher der erste war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heißen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt: Ῥωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Dieses ist offenbar falsch, und er hätte anstatt Κατωνα notwendig Κατον schreiben sollen, weil das Adjektivum der Lateiner nicht cato, sondern catus heißt. Sein lateinischer Übersetzer Hermannus Cruserus[1] scheint diesen Fehler gemerkt zu haben und gibt deswegen die angeführten Worte: Romani experientem Catum vocant. Doch wird man sagen: ungeachtet dieses Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig sein; das Adjektivum mag catus heißen; vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieses Vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beispiele des Älius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam und gleichwohl nicht Cato, sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem ersten Buche seiner „Tuskulanischen Streitunterredungen"[2] anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius[3] ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzusehen sein, weil cordatus das Beiwort ist und die lateinischen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß also ein Zuname sein, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sei des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugnis für mich auf-

[1] Herrmann Crüser (1510—75) übersetzte bis 1564 die Biographien des Plutarch ins Lateinische. — [2] Kap. 9. — [3] Quintus Ennius (239—169 v. Chr.), der Begründer der römischen Kunstdichtung.

bringen kann: das Zeugnis nämlich des Plinius, welcher (7. Buch, Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero, „De senectute“[1], anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend „den Klugen“ genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen „der Weise“ zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterschied, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro[2] bei dem Ällius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sei in seiner Jugend acutus, das ist „verschmitzt“, und in seinem Alter erst „weise“ genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu tun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das „Priscus“ selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiednen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, teils um dadurch die Strenge seiner Sitten

[1] Vielmehr „De amicitia“, Kap. 2, § 6. — [2] Marcus Terentius Varro (116—27 v. Chr.) war der größte Gelehrte seiner Zeit; die Stelle steht „De lingua latina“, Kap. 7, § 46.

anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, teils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden; da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, sowie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande „der Alte", mit Zusetzung seines Landes, genennt ward[1]; da, sage ich, diese Verwechselung[2] eines Beiworts in einen Zunamen ungemein leicht ist: so urteile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb innehatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermutung wird noch ein außerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß sogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bei dem ersten Tarquinius nämlich, welcher bloß deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus[3] bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter „Priscus" sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid tun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermutung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle[4] seiner nicht gedenket. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat. — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

---

[1] Der alte Dessauer. — [2] Verwandlung. — [3] Sextus Pompejus Festus, römischer Grammatiker des 2. Jahrhunderts n. Chr. — [4] Pierre Bayles (1647 bis 1706) großer „Dictionnaire historique et critique", die Hauptquelle der Aufklärungswissenschaft, wurde auch von Lessing sehr viel benutzt.

3. Buch, 27. Ode.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Paſtor, lehren Sie mich es doch nicht, daß dieſe Stelle eines doppelten Sinnes fähig iſt. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutſch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es ſchon, daß es heißen könne: „Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters biſt“ und „du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen“. Wenn ich nötig hätte, mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, ſo dürfte ich nur ſagen, daß Ihre Überſetzung von dieſem doppelten Sinne keinen, ſondern einen dritten ausdrücke.

„Du weißt's nicht und biſt des großen Jupiters Gattin.“ Kann dieſes nicht ohne viele Verdrehung heißen: „Ob du ſchon des Jupiters Gattin biſt, ſo weißt du dennoch dieſes oder jenes nicht.“ Doch ich brauche dieſe Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den erſten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch ſchulknabenmäßig überſetzt. Denn was tut ein Schulknabe bei ſolchen Gelegenheiten? Er nimmt den erſten, den beſten Sinn, ohne ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſei nun auf die eine oder auf die andere Weiſe, den Wortverſtand ausgedrückt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch getan, atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn ſei dem Zuſammenhange gemäßer. Ich ſage: nein, und jedermann wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende?

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: glaubſt du, daß Seufzer und Tränen einer Gattin des Jupiters anſtehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu ſein, was du biſt! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den ſich ein Herr Lange freilich nicht vermuten wird, der aber nicht weniger ſchließend iſt. Es iſt unwiderſprechlich, daß Horaz in dieſer Ode

das Idyllion des Moschus[1] „Europa" in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchstwahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weiß sie es bei diesem, daß notwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen sein müsse. Sie sagt:

Πῃ με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — —
Ἦ ῥα τις ἐσσι θεος; — — — —
— — — — ἐελπομαι εἰσοραασθαι
Τονδε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Notwendig, weil er sie erst alsdann klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöset hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. Buch, Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt „Ziegen": „Zähne" heißen, so würde Ihre Übersetzung gleichwohl noch fehlerhaft sein. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit: „die Ziege sieht den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen

[1] Der griechische Bukoliker Moschos (um 160 v. Chr.), angeblich Verfasser von vier größeren und vier kleineren Dichtungen.

wahr"? Es ist hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne sein. Außerdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch „Ziege" übersetzen und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Übersetzer, wie Sie sein wollen, muß man nichts schenken!

5. Buch, Ode 11.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu sein, wo seine Übersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Übersetzer so gut gewesen wäre und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar *indigne* heißt. Zwar, Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht recht haben: denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne „nichtswürdig"? „Unwürdig" heißt es wohl, und dieses hätte in Ihrer Übersetzung mögen hingehen. „Nichtswürdig" aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Übersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est[1] — —

Ja, wirklich genug und allzuviel; ob es schon für einen Mann, wie Sie, mein Herr Lange, sind, noch zu wenig sein wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren als ein alter, hochmütiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Not noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht getan habe, das will ich jetzt tun. Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabteilung, in welcher wir miteinander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden

[1] Martial, „Epigrammata", 4. Buch, Nr. 91.

durchlaufen wollen. Ich sage mit Fleiß: nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe und noch etwas Wichtigers zu tun weiß, als Ihre Exercitia zu korrigieren. Ich verspreche Ihnen im voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich[1] sein soll. Alle werden sie mir freilich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudizierlich sein soll; sie sollen Fehler nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut, als wenn ich sie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. Buch, 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht „auf Balken aus Cyprien". Die Insel heißt Cyprus oder Cypern; Cyprius, a, um ist das Adjektivum davon. Hier macht also der Herr Schulmeister ein Kreuz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Silbenmaß sein würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Hr. Pastor: „Die Flöte beziehen." Eine schrecklich abgeschmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

> Vidimus flavum Tiberim, retortis
> Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

> „So sahn auch wir die rückgeschmißnen Wellen
> Des gelben Tibers am Etruskischen Ufer" usw.

Falsch! Es muß heißen:

> So sahn auch wir die vom Etruskischen Ufer
> Des gelben Tibers rückgeschmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht „der trübe Siebenstern", sondern „das trübe Siebengestirn" heißen, wann nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha!

[1] Unverzeihlich.

Vada hätten Sie nicht durch „Furten" geben sollen, weil man über Furten nicht mit Nachen zu setzen nötig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei diesem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch „Zythere". Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch sein, weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus, die nach dieser Insel genennt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

„Was für ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte."

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch „auf dem Rosenbette" geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt „von Arbeit befreit, und wenn die Liebe mich reizet". Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in „und" verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweitens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 14. Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt und es durch Ihr elendes „nimmer stille" gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte „Ölzweig". Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer

Übersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

„Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspieß erhoben[1].“

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie diota durch „Urne“ übersetzt haben. Sie müssen eine vortreffliche Kenntnis der alten römischen Maße haben! Merken Sie sich doch, daß diota soviel als amphora, urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — gibt Herr Lange durch: „Du Sohn des Atlantes“. Erstlich „des Atlantes“; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, sondern Atlas, antis. Zweitens nepos heißt nicht „Sohn“, sondern „Enkel“. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das „zerlaß den Wein“. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch „nahe Felsen“ schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

„Sprich Klio, was ist's vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jetzt mit der Leier,
Was ist's vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feierlich willst loben?“

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich tun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott

[1] In Langes Übersetzung: „ehmals“ und „Scheiben Schuß“.

und die Leier auf den Mann, welches gleich das Gegenteil von dem ist, was Dacier und andre angemerkt haben. „On remarque", sagt jener, „que la lire étoit pour les louanges des dieux, et la flute pour celles des hommes[1]."

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieses geben Sie so: „wenn deine Schultern ein schrankenloser Zank mit Weine befleckte". Ei, wo ist denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das „Nachdenken" getauft haben[2], hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenten Zeile nicht durch „Nachen" gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Teil des Schiffs; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch „Gnossus' scharfe Pfeile", zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen, was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort „Gnossisch" dazugesetzt hat.

16. Ode.

Die Überschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: „An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte." Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie getan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Maskulinum annehmen könnte.

[1] „Man bemerkt, daß die Leier dem Preise der Götter und die Flöte dem der Menschen geweiht war." — [2] In seinem ersten Schreiben an den „Hamburgischen Correspondenten" spielt Lange auf die Bemerkung Lessings zur 27. Ode des 3. Buches (vgl. S. 243 dieses Bandes, Z. 13 ff.) an und sagt: „Dieser Schulknabe heißt ‚fleißiges Nachdenken'. Wenn Herr Lessing durch denselben seine Werke wird fortsetzen lassen, so wird er nicht so mutwillig, aber desto gründlicher schreiben."

Ferner; wenn Sie sagen: „aus seiner Grotte, die er bewohnt“, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in „Thyon“ ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem, „Pflanze eher keinen Baum, als den geweihten Weinstock“. Prius heißt „eher“; ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume, pflanzen soll. So ein vortrefflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts schlechtern besetzt werden als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne eine[1] Zeile tadle ich das „geschlachtet“. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Übersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwei entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen „die Keltern um Calenis“, und es muß „Cales“ heißen. Sie sagen „der Berg bei Formian“, und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben sich beidemal durch die Adjectiva Caleno und Formiani verführen lassen. Einem Manne wie Sie wird alles zum Anstoße.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein ebenso abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis über-

[1] Vorletzten.

ſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch „Delos, die Geburtsſtadt des Apollo“. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine „Wölfin“, wie Sie wollen, ſondern „ein Wolf“. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte *ἐπικοινα*[1] ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres ſel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bei der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile zitieren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſter gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite malten, wenn ſie sequor mit dem Dativo konſtruierten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, ſondern sequi viro zuſammennehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des „Priscus“; und er kann kein Druckfehler ſein, weil er ſowohl über dem Texte als über der Überſetzung ſtehet. „An den Virgilius Varus.“ Was iſt das für ein Mann? Sie träumen, Herr Paſtor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertiget worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmacktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

[1] Zweigeſchlechtig.

25. Ode.

Angiportus durch „Gang“ übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein „reiner Quell“, sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

„Der schärfliche Falernus“ sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch, wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sei ein Druckfehler für „Falerner“. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjektivum matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches „Matinus“ heißen soll. Zweitens sagen Sie „Panthus“, anstatt daß Sie sagen sollten „Panthous“. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Silbenmaß widersprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht „das spanische Meer“, wie Sie es übersetzt haben, sondern „das italienische“. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sei.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen „ein Prinz“. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es „ein Page“.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch „Verachte“ geben, heißt die wörtliche Übersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile sagen Sie „ein Dichter“, und es muß „der Dichter“ heißen. Der Fehler ist größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch „jungen Saft", zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben sollen, welches Sie beinahe nur immer da tun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die „Calensche Hippe" und sollten „die Calesische" sagen; ein Fehler den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Übereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch „befestigen" und hätten es durch „losbinden" geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegenteil von dem, was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28. Ode des ersten Buchs und des recludere in der 24. Ode ebendesselben Buchs zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch „ein neuer Buhler", sondern durch „ein jüngrer Buhler" geben sollen. Sie gehen ebenso unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine[1], so hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

[1] Übliche.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch „Balken und Nägel“. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi *trabalis, e* nicht und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht Großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man nach Ihrer Art zu übersetzen durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht „kleine Lilie“. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn notwendig die kurze Dauer ihrer Blüte anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße „frisch“ sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae.

Dieses übersetzen Sie: „gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hömus“. Wer heißt Ihnen denn, aus der Landschaft Amonien, oder, welches einerlei ist, Thessalien, den Berg „Hömus“[1] zu machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut, alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten wie diese, so würden Sie noch zur Not ein Schriftsteller sein, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr Leichtes sein würde, zweihundert Fehler in Ihrer Übersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese

[1] Bei den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts sehr übliche Form für „Hämus“, das Gebirge zwischen Thracien und Mösien, jetzt der Balkan.

Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die funfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer sein. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind sein, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue verteidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts tun, als das Urteil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen sein, und ebendieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurteil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Altertümer noch Geschichte, weder Kenntnis der Erde noch des Himmels besitzen; kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Übersetzer des Horaz notwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr tun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Teil meines Briefes, welcher der kürzeste, aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermutet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei

allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemutet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke sein, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegenteil unwidersprechlich zu beweisen.

Der Dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll getan haben, kann kein andrer sein als eben der Herr P. N.[1], dessen Sie auf der 21. Seite gedenken, weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt war, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sei nicht übel willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen,

[1] Professor Nicolai; vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 248 dieses Bandes, Z. 17 ff.

vorher aber wünſchte ich, ſein Urteil davon zu wiſſen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es tut mir leid, daß ich freundſchaftliche Briefe ſo mißbrauchen muß. — —

„Öffentlich", ſind ſeine Worte, „wollte ich es niemanden raten, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch [Hoffnung haben könnte, im Preußiſchen ſein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewiſſe Mittel ausrichten][1]. Indeſſen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas ſagt, das ihm begreiflich iſt. Dieſe Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt aufmunterte, Verleger von den Bogen zu ſein, die Sie wider ihn geſchrieben haben? Nicht in der Abſicht, daß er dieſelben drucken läßt, ſondern daß es in ſeiner Gewalt ſtehet, die Verbeſſerungen derſelben bei einer neuen Auflage oder beſonders drucken zu laſſen. Er muß ſich aber auch alsdenn gegen den Herrn Verfaſſer ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleichzuſtellen, ſonſt würde es mir etwas Leichtes ſein, die Beſchuldigung umzukehren und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weiß ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bei mir nicht im Überfluſſe ſei, ſo weiß ich doch

[1] Die eingeklammerten Worte aus dem Briefe Nicolais hat Leſſing im „Vade mecum" unterdrückt und durch neun Gedankenſtriche erſetzt.

wahrhaftig nicht, wie er vermuten können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen gleichgültig[1] sein würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zutun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder sind über das Schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jetzt berührte Lügen Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABC darius[2] mich, einen jungen, frechen Kunstrichter, einen Scioppius[3] und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöchersche Gelehrten-Lexikon hätte ich keinen Verleger finden können[4] (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nötig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie

[1] Gleichwertig. — [2] „Alter Abcschütze." — [3] Gaspar Scioppius, eigentlich Kaspar Schoppe (1576—1649), berüchtigter wissenschaftlicher Streithold. — [4] Jöchers „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" (Leipzig 1750—51, 4 Bde.) hatte Lessing in Wittenberg nachgeprüft und, wie es scheint, dem Verleger seine Berichtigungen und Ergänzungen angeboten. Daraus entstand das Gerücht, Lessing habe durch die Androhung einer vernichtenden Kritik von Jöcher und seinem Verleger vergeblich Geld erpressen wollen. Das hatte sich Lange in seinem Schreiben an den „Hamburger Korrespondenten" natürlich nicht entgehen lassen und hinzugefügt: „Es ist sein (Lessings) Glück, daß er zu seinen Kritiken keinen Verleger hat finden können."

also das übergeschriebne „Mein Herr" aus und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu tun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rate. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodezformat nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABC-Bücher binden zu lassen und mit einer schriftlichen Empfehlung zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

Pope ein Metaphyſiker![1]

1755.

[1] Das Ausrufungszeichen hinter dem Titel weiſt auf deſſen ironiſche Bedeutung hin.

Einleitung des Herausgebers.

Im Jahre 1753 stellte die Berliner Akademie die Preisaufgabe, es solle eine Untersuchung des Popischen Systems, das in dem Satze „Alles ist gut“ enthalten ist, geliefert werden. Die geheime Absicht der Akademie ging weiter. Alexander Popes berühmtes Lehrgedicht „Essay on Man“ hatte 1733 in anmutiger Form die Lehre Leibnizens vorgetragen, daß Gott von allen möglichen Welten die beste erschaffen habe. In dem Satze „whatever is, is right“ gipfelte das unbedingte Bekenntnis zum Optimismus des großen ersten Präsidenten der Berliner Akademie. Die französischen Materialisten, die jetzt an ihr das große Wort führten, an ihrer Spitze Maupertuis, versuchten auf diesem Umwege dem verhaßten philosophischen System zu Leibe zu gehen.

In dieser Zeit hatte Lessing mit Moses Mendelssohn Freundschaft geschlossen, und gemeinsam machten sie sich an die Lösung der Preisaufgabe.

Sie fanden sogleich deren schwachen Punkt heraus; es wird hier ein Dichter ohne jedes Recht zu einem systematischen Philosophen gestempelt und sein Gedicht mit der Lehre Leibnizens gleichgesetzt. Im Anschluß an den wörtlich zitierten Hauptsatz der „Ästhetik“ Baumgartens: „Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede“, wird die falsche Voraussetzung widerlegt, auf die schon das Ausrufungszeichen des Titels vorbereitet.

Vermutlich lieferte Mendelssohn die philosophischen Einzelheiten, Lessing aber die eigentliche Abfassung der Schrift und die Ausführungen über das Verhältnis von Dichtung und Philosophie. In diesen beruht die Bedeutung der kleinen Arbeit. Indem sie das Gebiet der Poesie schärfer begrenzt, wird sie zum Vorläufer des „Laokoon“ und

bedeutet gleich ihm einen Schritt auf dem Wege zur Befreiung der Kunst von allen ihr wesensfremden Zwecken.

Es verstand sich von selbst, daß diese Erfüllung der von der Akademie gestellten Aufgabe den Preis nicht erhalten konnte. War doch die eigentliche Frage gar nicht beantwortet, sondern die Fragestellung an sich für falsch und unzulässig erklärt. Deshalb reichten Lessing und Mendelssohn ihr gemeinsames Produkt nicht ein. Es erschien erst 1755 bei dem Danziger Verleger Schuster ohne Angabe der Verfassernamen, aber geschmückt mit einer auf die doppelte anonyme Autorschaft hindeutenden Titelvignette: Zwei Knaben mit einem Faun, der sich die Maske mit dem Philosophenbart vor das Gesicht hält. Später ist die Schrift bei Lessings Lebzeiten nicht mehr gedruckt worden.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt worden; und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deswegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publiko preisgibt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht erhalten[1], so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die akademischen Richter werden es am besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände, welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwider sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen — — sie hat zwei Verfasser und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können als unter diesem:

Compulerant — — greges Corydon et Thyrsis in unum[2].

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden sein! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze „Alles ist gut" enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes, der Hypothes[3] seines Urhebers gemäß, bestimme.

---

[1] Das heißt, daß die Schrift veröffentlicht wurde, weil sie den Preis nicht errungen hätte. — [2] Virgil, 7. Ekloge, V. 2: „Corydon und Tityrus hatten ihre Herden an demselben Orte zusammengetrieben." — [3] Annahme.

Zweitens ihn mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popische System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze: „Alles ist gut", enthalten ist.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu sein scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus[1], Leibniz und Spinoza und unzählige andere einmütig bekennen, es sei alles gut, so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darin enthalten sein. Sie sind der Schluß, welchen jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntnis derer, welche ohne Lehrgebäude philosophiert haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagende Fragen zu entscheiden wären, so würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabei sein. „Gott hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es gut sein", ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bei einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe sein können?

Wenn ich also glauben könnte, der Konzipient der akademischen Aufgabe habe schlechterdings in den Worten „Alles ist gut" ein System zu finden verlangt, so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort System in der strengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben soll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn als an seine

[1] Chrysippus (etwa 280—210 v. Chr.), stoischer Philosoph, der die Welt im ganzen für gut erklärte; das Böse könne nur in den einzelnen Teilen, in dem Widerspruch und dem Zusammenstoß der tätigen Kräfte, bestehen.

Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn, der falschen Worte ungeachtet, durchstrahlet, wie es hier in den nähern Bestimmungen des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zufolge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit, daß alles gut sei, dadurch zu erhärten oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämissen in einer Konklusion liegen, deren zu ebenderselben eine unendliche Menge sein können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popischen Systems —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen gefragt zu haben: wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten[1]? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht alle Zeit ein Dichter zu sein. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph sein könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand herumgeschwärmt, ebenderselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre in den philosophischen Mantel einhüllen und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage macht diese Ausflucht zunichte. — — Wenn, wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller

[1] 1. Buch Samuelis, Kap. 10, V. 11.

Strenge verdient, hat er ein System aufgeführet, welches eine ganze Akademie der Untersuchung wert erkennet? So sind also bei ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner sein — — nicht zwei miteinander abwechselnde Gestalten, sondern er ist beides zugleich; er ist das eine, indem er das andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwohl suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung,

ob ein Dichter als ein Dichter ein System haben könne,

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts „System" vorauszuschicken. Doch ich bleibe bei der Bescheidenheit, die ich schon oben verraten habe. Es ist so ungeziemend als unnötig, einer Versammlung von Philosophen, das ist einer Versammlung systematischer Köpfe, zu sagen, was ein System sei.

Kaum daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sei; wenn dieses Wort nicht auf so verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste hielte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede[1]. Man weiß, wie vieles die Worte „vollkommen" und „sinnlich" in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urteilen will.

Ein „System" also und eine „sinnliche" Rede — Noch fällt der Widerspruch dieser zwei Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschließen müssen, auf welchen es eben hier ankommt, und für das System überhaupt, ein metaphysisches setzen.

---

[1] Dieser Satz ist wörtlich der Lehre Baumgartens, des Begründers der wissenschaftlichen Ästhetik, entlehnt.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also und eine sinnliche Rede; beides in einem — — Ob diese wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen tun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen dem Scheine nach gleichgültigen[1] verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren[2] — Und worin bestehet das Wesen derselben? — — Darin, daß sie nie bei der strengen Wahrheit bleiben, daß sie bald zu viel und bald zu wenig sagen — — Nur einem Metaphysiker von der Gattung eines Böhmens[3] kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht in beständigen Schlüssen, immer von dem leichtern zu dem schwerern, fort; er nimmt sich nichts vorweg; er holet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art auseinander könnte wachsen sehen, so würde ihr Wachstum eben dieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Überzeugung von derselben hinaufgehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu tun? Und noch dazu eine so sklavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegenzusetzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez kenne, ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere seinesgleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seinesgleichen sind Vers-

[1] Gleichbedeutenden. — [2] Bildlichen Ausdrücke. — [3] Jakob Böhme (1575 bis 1624), der Görlitzer Schuster und mystische Philosoph, wurde allgemein als törichter Schwärmer verlacht, bis die Romantiker ihn in seiner Bedeutung erkannten.

macher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Silbenmaß oder auch in Reime bringen könne; sondern ich leugne, daß dieses in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe und was alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgendeines Dichters eigentlicher anzuwenden sein als auf die Popische.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinaufsteigt, und der Dichter, welcher sich in die Täler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, sozureden, ihre Kleidung verwechseln[1] und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich; weiter aber auch nichts als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre großen Geister sollen immer die größten und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder sein. Es schien ihnen nicht Ruhms gnug, Popen den vortrefflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein ebenso großer Philosoph als Poet sei. Das ist: sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Popen als Poet um ein großes erniedrigen. Doch das letztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das erstere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigstens zeigen wollen — —, daß ein Dichter als Dichter kein System machen *könne*. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen *will*; gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvierten keine Unmöglichkeit, und sein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Popen selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten sein. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die

[1] Vertauschen.

Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck als eine tiefsinnige Überzeugung — — Was mußte er wohl also in dieser Absicht tun? Er mußte ohne Zweifel alle dahin einschlagende Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Teile von gleicher Deutlichkeit sein können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich sogleich aus dem Grundsatze; andere sind mit gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten sein, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann; wenn diese zwanzig Schlüsse nur untrüglich sind. Genug, daß er alles in einen Zusammenhang gebracht hat; genug, daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bei den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles, was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen; alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneca, wenn er überall genau bei seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; ebenso gewiß, als die Tugend in den Liedern eines sich immer gleichen Epikurers ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen lassen: Pope mag eine Ausnahme sein. Er mag *Geschicklichkeit* und *Willen* genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht, ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf die-

jenigen Wahrheiten eingeſchränkt haben, die ſich nach dieſem Syſtem ſinnlich vortragen laſſen. Er mag die übrigen um ſo viel eher übergangen ſein[1], da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht iſt, alles zu erſchöpfen.

Wohl! Es muß ſich ausweiſen; und es wird ſich nicht beſſer ausweiſen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeſchriebenen Punkte halte. Dieſen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abſchnitten beſtehen, welchen ich zuletzt einige hiſtoriſch-kritiſche Anmerkungen beifügen will.

Erſter Abſchnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popiſche Syſtem liegen müßte.

Man darf dieſe Sätze faſt nirgends anders als in dem ganzen erſten Briefe und in dem vierten[2] hin und wieder ſuchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine ſyſtematiſche Miene machte, und ich zweifle, ob man außer folgenden dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieſer Abſicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich ſie herſetzen will, iſt nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget iſt. Sondern es iſt die, welcher Pope im Denken muß gefolget ſein, wenn er anders einer gefolgt iſt.

Erſter Satz.

Von allen möglichen Syſtemen muß Gott das beſte geſchaffen haben.

Dieſer Satz gehört Popen nicht eigentümlich zu; vielmehr zeigen ſeine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimmt und von einem andern entlehnet.

1. Brief, Zeile 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That widsom infinite must form the best etc.

[1] Einige Kompoſita des Verbums „gehen“ (wie „durchgehen“, „übergehen“) werden auch in tranſitivem Gebrauch noch jetzt in vielen Teilen Deutſchlands mit dem Hilfsverbum „ſein“ verbunden. — [2] Der „Essay on Man“ beſteht aus vier „poetiſchen Epiſteln“.

Das ist: „Wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichsten Systemen das beste erschaffen müsse.“ „Wenn“ kann hier keine Ungewißheit anzeigen, sondern weil er seine übrigen Sätze aus dieser Bedingung folgert, so muß es hier eben das sein, als wenn er gesagt hätte: „da man notwendig gestehen muß“ ꝛc.

Zweiter Satz.

In diesem besten System muß alles zusammenhangen, wenn nicht alles ineinander fallen soll.

1. Brief, Zeile 15.

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen[1] Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieser Zeile: or not coherent be. Ich vermute nicht ohne Grund, daß es anstatt not: all heißen müsse. Gesetzt aber, Pope habe wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber; verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen sei. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46): and all that rises, rise in due degree, d. h. mit dem vorhergehenden zusammengenommen: „Es muß alles ineinander fallen, oder alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben.“ Folglich findet er den Zusammenhang darin, daß sich alles stufenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er (Z. 233): „Wenn einige Wesen vollkommen werden sollen, so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, sobald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird.“ „Each system in gradation roll“ (Z. 239), „ein

[1] Gewöhnlichen. Das bedeutet wohl eine späte, nicht vom Autor selbst herrührende Ausgabe. In den Originaldrucken steht „full“; also ist Lessings Annahme falsch

jedes System gehet stufenweise fort", sagt überhaupt eben dieses. Und eben diese allmähliche Degradation[1] nennt er die große Kette, welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief, Zeile 232. 236). Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher (Zeile 47 und folgende):

Order is heav'n's great law; and this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.[2]

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehn, daß er mit dem Zusammenhange in der Welt keinen andern Begriff verknüpfe, als den wir eben auseinandergesetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen sein.

1. Brief, Zeile 47. 48.

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen, so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen sein.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

[1] Absteigende Reihe. — [2] „Ordnung ist des Himmels großes Gesetz, und nach diesem Bekenntnis sind und müssen einige bedeutender, reicher, weiser sein als die übrigen" ꝛc.

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as man.

„Aus keiner andern Ursache", sagt Pope, „mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet[1], wirklich werden, als, weil in der besten Welt alles ineinanderfallen oder zusammenhangen und in einem gehörigen Grade sich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf."

Besser hat Pope vermutlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt: warum so ein Wesen wie der Mensch erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden? Auf das letztere noch näher zu antworten, nimmt er (Brief 1, Zeile 251 und folgende) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hülfe und sagt, daß dieses Verlangen ebenso lächerlich sei als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf und der Kopf mit seinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geistes zu sein begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160) drücket er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anders sagen als dieses: warum der Mensch nicht ein Gott und die Erde nicht ein Himmel sei?

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1. Brief, Zeile 175.

All in exact proportion of the state[2],

und in der 71. Zeile ebendesselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.[3]

---

[1] Hier ist wohl zu bessern „bekleidet"; „begleitet" gibt keinen Sinn. — [2] „Alles ist in genauem Verhältnis zu seinem Zustand." — [3] „Sein Dasein angemessen seinem Zustand und Rang."

Folglich, ſagt Pope, kömmt es nur hauptſächlich darauf an, daß man beweiſe, der Menſch ſei wirklich in der Welt in einen Zuſtand geſetzt worden, welcher ſich für ſein Weſen und ſeinen Grad der Vollkommenheit ſchickt:

1. Brief, Zeile 49. 50.

And all the question (wrangle e're so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong[1]?

Fünfter Satz.

Der Menſch iſt ſo vollkommen als er ſein ſoll.

1. Brief, Zeile 70.

Man's as perfect as he ought.

Das heißt: der Zuſtand des Menſchen iſt wirklich nach ſeinem Weſen abgemeſſen, und daher iſt der Menſch vollkommen. Daß aber jenes ſei, erhelle klar, wenn man den Zuſtand, darin der Menſch lebe, ſelbſt betrachte, welches er in den folgenden Zeilen tut.

Sechſter Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen und nicht nach beſondern Geſetzen; und in beſondern Fällen handelt er nicht wider ſeine allgemeine Geſetze um eines Lieblings willen.

4. Brief, Zeile 33. 34.

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws[2],

und Zeile 119, ebendieſes Briefes.

Think we like some weak prince th' eternal cause
Prone for his fav'rites to reverse his laws[3]?

Dieſen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus und erläutert ihn durch Beiſpiele. Er ſcheint aber damit das Syſtem des Malebranche[4] angenommen zu haben,

[1] „Und die ganze, ſo lange ungeklärte Frage beſteht nur darin, ob Gott ihn an eine falſche Stelle geſtellt hat." — [2] „Die allgemeine Urſache wirkt nicht nach beſonderen, ſondern nach allgemeingültigen Geſetzen." — [3] „Sollen wir glauben, der Urheber aller Dinge ſei bereit, wie ein ſchwacher Fürſt ſeinen Günſtlingen zuliebe ſeine Geſetze umzuſtoßen?" — [4] Nicolas Malebranche (1638—1715), franzöſiſcher Philoſoph, Vermittler zwiſchen den Lehren des Descartes und Spinozas.

der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenngleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wohl so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütze oder gar schädlich und daher den göttlichen Absichten eigentlich zuwider sei; allein es sei genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären und daß die Übel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Ratschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an: die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunterfalle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe, und wie oft richte er nicht Überschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre? Ihrer Meinung also nach können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeine Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genugtäten. Oder, fragen sie, sollte Gott um eines Lieblings willen — — der wißbegierige Weltweise sei zum Exempel dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Ätna Feuer speien muß:

4. Brief, Zeile 121. 122.

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebender Satz.

Kein Übel kömmt von Gott.

Das ist: das Übel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen:

4. Brief, Zeile 110.

God sends not ill.

Pope hat dieſes aus dem Vorhergehenden ohngefähr ſo geſchloſſen. Wenn das Übel nur in beſondern Fällen entſteht und eine Folge aus den allgemeinen Geſetzen iſt, Gott aber nur dieſe allgemeine Geſetze, als allgemeine Geſetze, für gut befunden und zum Gegenſtande ſeines Willens gemacht hat, ſo kann man nicht ſagen, daß er das Übel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches ſie keine allgemeine Geſetze geweſen wären. Unſer Dichter ſucht dieſe Entſchuldigung um ein Großes kräftiger zu machen, wenn er ſagt, daß noch dazu dieſes aus den allgemeinen Geſetzen folgende Übel ſehr ſelten ſei. Er hat hiermit vielleicht nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott ſolche allgemeine Geſetze gewählt habe, aus welchen in beſondern Fällen die wenigſten Übel entſtünden. Allein er drückt ſich auf eine ſehr ſonderbare Art aus; er ſagt (1. Brief, Zeile 143): „th' exceptions are few“[1], und an einem andern Orte: „nature lets it fall“[2], das Übel nämlich. Ich werde dieſen Punkt in meinem dritten Abſchnitte berühren müſſen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeſte Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze beſteht, nach ſich ziehen ſollte.

1. Brief, Zeile 233—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a void,
Where, one step broken, the great scale's destroy'd[3],

und Zeile 239—242.

And if each system in gradation roll
Alike essential to th' amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall[4].

---

[1] „Die Ausnahmen ſind ſelten.“ — [2] „Die Natur läßt es [auf uns] herabſtürzen.“ — [3] „Wie wir beſtimmt ſind, höhere Kräfte zu beeinfluſſen, ſo wirken niedere auf uns, oder es müßte in der geſchloſſenen Schöpfung eine Lücke bleiben, die große Leiter wäre zerſtört durch den Bruch einer Sproſſe.“ — [4] „Und wenn

Neunter Satz.

Das natürliche und moraliſche Böſe ſind Folgen aus den allgemeinen Geſetzen, die Gott öfters zum Beſten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelaſſen hat, als das er durch einen beſondern Willen ſeinem allgemeinen hätte zuwiderhandeln ſollen.

1. Brief, Zeile 145. 146.

If the great end be human happiness,
Then nature *deviats*, and can man do less[1]?

4. Brief, Zeile 112. 113.

Or partial ill is universal good
— — — — or nature lets it fall[2].

1. Brief, Zeile 161. 162.

— all subsists by elemental strife
And passions are the elements of life[3].

Zehnter Satz.

Es iſt nicht alles um des Menſchen willen geſchaffen worden, ſondern der Menſch ſelbſt iſt vielleicht um eines andern Dinges willen da.

1. Brief, Zeile 57.

— man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown[4].

3. Brief, Zeile 24.

Made beast in aid of man, and man of beast[5].

Eilfter Satz.

Die Unwiſſenheit unſers zukünftigen Zuſtandes iſt uns zu unſerm Beſten gegeben worden.

Wer würde ohne ſie, ſagt der Dichter, ſein Leben hier ertragen können? (1. Brief, Zeile 76.)

---

jedes Syſtem in ſeiner Ordnung rollt, gleich wichtig für das herrliche Ganze, ſo muß bei der geringſten Unordnung in einem Syſtem nicht nur dieſes, ſondern das Ganze zuſammenſtürzen." — [1] „Wenn das Glück der Menſchen das große Ziel iſt, dann ſchlägt die Natur einen Abweg ein, und kann der Menſch weniger tun?" — [2] „Entweder iſt ein teilweiſes Übel zum allgemeinen Beſten — oder die Natur läßt es fallen." — [3] „Alles beſteht durch den Streit der Elemente, und die Leidenſchaften ſind die Elemente des Menſchenlebens." — [4] „Der Menſch, der hier die Hauptſache zu ſein ſcheint, iſt vielleicht in bezug auf unbekannte Sphären Nebenſache." — [5] „Er ſchuf die Tiere für den Menſchen und den Menſchen für die Tiere."

Und ebenda, Zeile 81.

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.[1]

Anſtatt der Kenntnis des Zukünftigen aber, ſagt Pope, hat uns der Himmel die Hoffnung geſchenkt, welche allein vermögend iſt, uns unſre letzten Augenblicke zu verſüßen.

Zwölfter Satz.

Der Menſch kann ſich ohne ſein Nachteil keine ſchärfern Sinne wünſchen.

Die Stelle, worin er dieſes beweiſet, iſt zu lang, ſie hier abzuſchreiben. Sie ſtehet in dem erſten Briefe und geht von der 185. Zeile bis zu der 198. Dieſer Satz aber und die zwei vorhergehenden ſind eigentlich nähere Beweiſe des fünften Satzes und ſollen dartun, daß dem Menſchen wirklich ſolche Gaben und Fähigkeiten zuteil worden, als ſich für ſeinen Stand am beſten ſchicken. Die Frage wäre alſo beantwortet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieſer Streitigkeit hauptſächlich ankömmt:

if God has placed him *(man)* wrong[2]?

Dreizehnter Satz.

Die Leidenſchaften des Menſchen, die nichts als verſchiedene Abänderungen der Eigenliebe ſind, ohne welche die Vernunft unwirkſam bleiben würde, ſind ihm zum Beſten gegeben worden.

2. Brief, Zeile 83:

Modes of self-love the passions we may call[3],

ebenda, Zeile 44:

Self-love to urge, and reason to restrain[4],

und 1. Brief, Zeile 162:

Passions are the elements of life[5].

Pope geſteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenſchaften entſtehen; allein auch dieſe grün-

[1] „O Blindheit über die Zukunft! Gütig geſpendet, damit jeder" ꝛc. — [2] Vgl. S. 310 dieſes Bandes, Anm. 1. — [3] „Wir können die Leidenſchaften Äußerungen der Eigenliebe nennen." — [4] „Die Eigenliebe hervorzutreiben und die Vernunft zurückzubämmen." — [5] „Leidenſchaften ſind die Elemente des Lebens."

den sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist, daß sie alle von einem wirklichen oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9. Satze) alle Übel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Ratschluß hätte aufheben müssen.

2. Brief, Zeile 84.

'Tis real good, or seeming, moves them all[1].

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, „daß alles gut sei", „que tout ce qui est, est bien". Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Übersetzer aus. Allein ist es wohl gut, sich auf diese zu verlassen? Wie wenn Pope nicht gesagt hätte, daß alles gut, sondern nur, daß alles recht sei? Wollte man wohl recht und gut für einerlei nehmen? Hier sind seine Worte (1. Brief, Zeile 286):

— Whatever is, is *right*[2].

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht antun und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anstatt irgendeines andern Worts zu setzen. Wenigstens war er in dem vierten Briefe (S. 382), wo er diesen Ausspruch wiederholt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen sein, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wohl nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß „die Natur manche Übel fallen lasse", so konnte er wohl sagen, daß dem ohngeachtet alles recht sei, aber unmöglich, daß alles gut sei. Recht ist alles, weil alles, und das Übel selbst, in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn alles sein, wenn diese allgemeinen Gesetze allezeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern,

[1] „Die Ursache von allem ist das wirkliche oder scheinbare Gute." — [2] „Alles, was ist, ist richtig (gesetzmäßig)."

daß auch das französische bien weniger sagt als bon, ja daß es fast etwas anders sagt; desgleichen auch, daß das deutsche gut, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popische „Es ist alles gut" oder tout ce qui est, est bien gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut sein und die vorgetragnen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden sein. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrechterhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Teil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht notwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnizischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen[1] der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann, so würde ich fragen: ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch oder mehr die Leibnizischen Sätze für poetisch habe erklären wollen?

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem mehr als menschlichem Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beibehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne

[1] Förderung.

stehen nur der Verbindung wegen da, und verschiedne sind allzuspeziell und mehr moralisch als metaphysisch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig sein.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibniz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt. Was jeder besonders dabei gedacht hat, muß aus dem übrigen erhellen. Warburton[1] aber hat völlig unrecht, wenn er diesen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht sowohl für leibnizisch als für platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Konzipient der akademischen Frage anstatt des Satzes „Alles ist gut" notwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollen, daß ein System darin liegen könne, welches vielleicht nicht das leibnizische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

In dem besten System muß alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibniz hingegen setzt diesen Zusammenhang darin, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die teils nebeneinander existieren, teils aufeinander folgen. Diese verschiednen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle, wie die Räder der Maschine, miteinander vereiniget wären, das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle

[1] William Warburton (1698—1779), gelehrter englischer Theolog, schrieb 1739—40: „Letters in defence of the Essay on Man, against the remarks of M. de Crousaz."

übrigen so und nicht anders neben ihm sind, und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreifen können, und der mindeste Teil der Welt muß ihm ein Spiegel sein, in welchem er alle übrigen Teile, die neben demselben sind, sowie alle Zustände, in welchen die Welt war oder je sein wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibniz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt sein müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte „die Schöpfung ist voll", so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnizen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist und daher der Raum oder die Ordnung der nebeneinander existierenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben aufeinanderfolgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen ineinander gegründet zu sein. Etwas ganz anders aber versteht Pope unter seiner full creation, wie sich aus der Verbindung seiner Worte schließen läßt:

1. Brief, Zeile 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a void[1].

Die Schöpfung nämlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darin besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwei verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerlei Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von „leer" und „voll" in Ansehung der Schöpfung als Leibniz, und daher konnten sie beide sagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben als die bloßen Worte.

[1] Vgl. S. 312 dieses Bandes, Anm. 3.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß notwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer sein würde.

Leibniz hingegen beweiset das notwendige Dasein des Menschen a posteriori und schließt, weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche[1] in diesem Satze einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt bloß deswegen Böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Ratschlüsse aufheben wolle. Notwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen sein, die Gott, der besten Welt unbeschadet, hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Ratschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sei:

4. Brief, Zeile 112.

Or partial ill is universal good
— — or nature lets it fall[2].

Dieses „oder — oder" zeigt genugsam, daß das Übel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, sondern daß es die Natur oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein, was behauptet Leibniz von allem diesen? — Leibniz behauptet, der allgemeine Ratschluß Gottes entstehe aus allen besondern Ratschlüssen zusammengenommen, und Gott könne, ohne der besten Welt zum Nachteile, kein Übel

[1] Vgl. S. 310 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Vgl. S. 313 dieses Bandes, Anm. 2.

durch einen besondern Ratschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den allgemeinen Gesetzen der Natur, das ist aus dem System der wirkenden Ursachen, etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn bloß aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten sind die allgemein wirkenden Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hiervon die „Theodicee“[1], § 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibniz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig sein können. Leibniz sagt: „Wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen, da müssen notwendig einige derselben widereinander stoßen, und durch dieses Zusammenstoßen müssen entweder Widersprüche entstehen oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen.“ Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen und diese wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren; allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Übel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwidergehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der besten Welt unbeschadet, einige Übel daraus hätte weglassen können, ohne etwas Merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Übel fließen, lieber gewollt und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

[1] Das Hauptwerk Leibnizens. Der Titel bedeutet „Rechtfertigung Gottes“.

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibniz weiß von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimmt, weil er keine allmähliche Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann nach seiner Meinung nirgends anders werden, als wo die Wesen ineinander gegründet zu sein aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches ebensoviel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibniz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Teil der Schöpfung anders oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, sowohl dem Raume als der Zeit nach, anders wird, sobald das mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen nach Popens System entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift), oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genugtun können.

Nach Leibnizens Meinung hingegen müssen notwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt sein. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkürlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung

ſeiner beſondern Abſichten oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit entſtehen müſſen. Wo eine Unvollkommenheit iſt, da muß eine Ausnahme unvermeidlich geweſen ſein. Keine Ausnahme aber kann ſtattfinden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit miteinander ſtreiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geſchehen ſein, das iſt, ſie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nötig ſein, noch mehrere Unterſchiede zwiſchen den Popiſchen Sätzen und Leibniziſchen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was ſollten es für mehrere Unterſchiede ſein? In den beſondern moraliſchen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweiſen überein, ſo verſchieden auch ihre Grundſätze ſind. Der übereinklingende Ausdruck der erſtern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn ſonſt würde es ſehr leicht ſein, jeden andern, der irgendeinmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, ebenſowohl als Popen, zum Leibnizianer zu machen.

Verdient nun aber Pope dieſe Benennung durchaus nicht, ſo wird auch notwendig die Prüfung ſeiner Sätze etwas ganz anders als eine Beſtreitung des Leibniziſchen Syſtems von der beſten Welt ſein. Die Gottſchede[1] ſagen, ſie werde daher auch etwas ganz anders ſein, als die Akademie gewünſcht habe, daß ſie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottſchede ſagen; ich werde ſie demohngeachtet unternehmen.

Dritter Abſchnitt.

Prüfung der Popiſchen Sätze.

Ich habe oben geſagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müſſe mehr darauf bedacht geweſen ſein, das ſinnlich Schöne aus allen Syſtemen zuſammenzuſuchen und ſein Gedicht damit

[1] Gottſcheb hatte bereits vor Leſſing die heimliche Abſicht der Berliner Preisaufgabe enthüllt, in ſeinem 1753 erſchienenen Programm „De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Anglo, tacite autem G. G. Leibnitzio, perperam licet, inusta".

auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich getan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen[1], die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerlei Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwiderlaufen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmählichen Degradation der Vollkommenheit geordnet sein müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz gegründet, so kann unsre Welt unmöglich die beste sein. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keinesweges aber nach einer allmählichen Degradation nebeneinander. Weise und Toren, Tiere und Bäume, Insekten und Steine sind in der Welt wunderbar durcheinander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Teilen der Welt zusammenklauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmählich vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnizische System geleitet, daß nämlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Wesen in der besten Welt ineinander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen nebeneinander geordnet sein müssen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nötig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung

[1] Den vier Episteln des „Essay on Man".

dieſen Rang wirklich werden zu laſſen, da doch ohnedem die Glieder derſelben in dem unendlichen Raume zerſtreut liegen und nimmermehr in der allmählichen Degradation nebeneinander ſtehen?

Sechſter Satz.

Hier kömmt es, wo ſich Pope ſelbſt widerſpricht! — Nach ſeiner Meinung, wie wir oben dargetan haben, müſſen aus den allgemeinen Geſetzen manche beſondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beitragen und nur deswegen zugelaſſen werden, weil Gott eines Lieblings halber ſeinen allgemeinen Willen nicht ändert.

> Or partial ill is universal good,
> Or change admits, or nature lets it fall.[1]

So ſagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Übel alſo, die in der Welt zugelaſſen worden, ſind nach ihm allgemein gut; manche aber, die ebenſowohl zugelaſſen worden, ſind es nicht. Sind ſie es aber, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, nicht, wie hat er am Ende des erſten Briefes gleichwohl ſo zuverſichtlich ſagen können:

> All discord, harmony not understood:
> All partial evil, universal good[2]?

Wie verträgt ſich dieſes entſcheidende all mit dem obigen or — or? Kann man ſich einen handgreiflichern Widerſpruch einbilden?

Doch wir wollen weiter unterſuchen, wie er ſich gegen das Syſtem, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man ſehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem erſten Briefe

> — — the first almighty cause
> Acts not by partial, but by gen'ral laws

unmittelbar hinzuſetzt:

> Th' exceptions few.[3]

---

[1] „Entweder iſt ein teilweiſes Übel ein allgemeines Gutes, oder es kann geändert werden, oder die Natur läßt es fallen.“ — [2] „Aller Widerſpruch iſt unverſtandene Harmonie, alles teilweiſe Übel allgemeines Gutes.“ — [3] Vgl. S. 312 dieſes Bandes, Anm. 1.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht (s. den 4. Brief, Z. 119), auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat „nur wenige" Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder so viel als nötig waren.

Man könnte sagen, Pope verstehe unter dem Worte *exceptions* solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fließen. Dieser gibt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwählt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! Aber alsdann müßte sich das Wort *exceptions* nicht auf *general laws* beziehen. Von seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Übereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

> — — the first almighty cause
> Acts not by partial, but by general laws;
> Th' exceptions few etc.

Bezieht sich hier das Wort *exceptions* irgend auf etwas anders als auf *general laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundner und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser sein würde, wenn sich *th' exceptions few* nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er gleich vorher spricht, sondern auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er sich hier wiederum alle Übel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet und folglich das Malebranchische System unvermutet verworfen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgendeines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äußerte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargetan werden als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. „Wenn wir", sagt er, „die obern Kräfte verdringen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung." Ist es noch nötig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht alles so stufenweise hinaufsteigt, wie Pope annimmt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen ohne diese eingebildete Ordnung durcheinander vermengt sind? Ebensowenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nötig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmähliche Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht stattgefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwei Ursachen des Übels in der Welt nach Popens Meinung angeführt worden; eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angibt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreifen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

> Or partial ill is universal good
> *Or change admits,* or nature lets it fall.

Die Worte *nature lets it fall* habe ich so erklärt, als ob sie eben das sagten, was der Dichter mit den Worten *nature deviates* sagen will. Diese nämlich, wenn sie einen verständlichen Sinn haben sollen, können nichts anders bedeuten, als daß die Natur vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Absichten zuwider sei, und nur deswegen von ihr zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle.

> If the great end be human happiness,
> Then nature deviats, and can man do less?

D. i.: „Wenn die Glückseligkeit des Menschen der große Zweck ist, und die Natur abweicht" ꝛc. Ebendiesen Gedanken nun, glaub' ich, hat Pope durch „nature lets it fall", „die Natur läßt es fallen", ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Übel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten „or change admits", „oder die Abwechslung läßt es zu"? Kann nach Popens System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Teilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stören wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts; und ich möchte um so viel lieber wissen, was diejenigen dabei denken, die sich demohngeachtet ein Popisches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, ebendiese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders sei, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es sein? Wenigstens muß es ein ganz neues sein, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen; indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie hier und da in den Briefen ebensowohl widersprochen wird.

Zum Beweise berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die ebensowenig mit unserm vorgegebenen Popischen Systeme als mit irgendeinem andern bestehen kann. Es ist folgende:

Zeile 259 und folgende.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body nature is, and God the soul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the same
— — — — — —

Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i.: „Alle Dinge sind Teile eines erstaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist. Er ist in allen Dingen verändert und doch allenthalben ebenderselbe — — Er lebt in allem, was lebt; er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet sich, ohne sich zu zerteilen — — Er erfüllt, umschränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich." Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottlose Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu dessen Verteidigung wider den Herrn Crousaz gesagt hat[1], welcher behaupten wollen, der Dichter habe diese Stelle aus des Spinoza irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann sie unmöglich mit Spinozens Lehren bestehen. Die Worte

Whose body nature is, and God the soul,

„wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist", würde Spinoza nimmermehr haben sagen können, denn der Ausdruck Seele und Körper scheinet doch wenigstens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verschiedne Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meinung des Spinoza! Es hat aber andre irrige Weltweisen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinozismo ebensoweit abstehen als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltnen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte „Extends thro' all extent", „er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung"? Wird diese Lehre einem andern als Spinozen zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten, als dieser berufene[2] Irrgläubige? Jedoch, wie gesagt, es stehet nicht zu glauben, daß Pope eben in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori, aus dem, was ein Dichter in solchen

[1] Vgl. S. 317 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Berüchtigte.

Fällen tun muß, erwiesen habe — — bloß die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System geborgt, ohne sich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes teils in der Sprache der Spinozisten, teils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen[1] rechtgläubigen Ausdrücken allzu idealisch[2] und allzuweit von dem Sinnlichen entfernt ist. Ebenso wie sich Thomson[3] in seiner Hymne über die vier Jahreszeiten nicht gescheuet hat zu sagen: „these as the changes — — are but the varied God“[4]. Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahiert gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabei entsagt haben. Da er dieses aber nicht getan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter tun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen und, ohne sie nach eignen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm sogar in Ansehung seiner Quellen auf die Spur gekommen zu sein, wobei ich einige andre historisch-kritische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

---

[1] Üblichen. — [2] Abstrakt. — [3] James Thomson (1700—48) dichtete die vier „Jahreszeiten“ 1726—30. Ewald von Kleist ahmte sie in seinem „Frühling“ nach, Haydn legte Stellen daraus seinem bekannten weltlichen Oratorium unter. — [4] „Diese in der Eigenschaft als Veränderungen — — sind nur der veränderte Gott.“

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Verteidigung unſers Dichters wider die Beſchuldigungen des Crouſaz. Die Briefe, die er in dieſer Abſicht ſchrieb, erhielten Popens vollkommenſten Beifall. „Sie haben mir", ſagt dieſer in einem Briefe an ſeinen Retter, „allzuviel Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſo ſeltſam dieſes auch klingen mag. Sie haben mein Syſtem ſo deutlich gemacht, als ich es hätte machen ſollen und nicht gekonnt habe" — — Man ſehe die ganze Stelle unten in der Note*, aus welcher ich nur noch die Worte anführe: „Sie verſtehen mich vollkommen ſo wohl als ich mich ſelbſt verſtehe; allein Sie drücken mich beſſer aus, als ich mich habe ausdrücken können."

Was ſagt nun denn aber dieſer Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geſtändniſſe, ſo vollkommen eingeſehen hat, von dem Syſteme ſeines Helden?

* „I can only say, you do him *(Crousaz)* too much honour and me too much right, so odd as the expression seems, for you have made my system as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure i like it better, than i did before, and so will every man else. I know i meant just what you explain, but i did not explain my own meaning so well as you[1]. You understand me as well, as i do myself, but you express me better, than i could express myself." In einem Briefe an Warburton vom 11. April 1739.

[1] Die von Leſſing nicht überſetzten Worte lauten deutſch: „Es iſt in der Tat mein Syſtem, aber mit einem Strahl Ihres eigenen erhellt, ſowie unſer natürlicher Körper, wie man ſagt, noch in der Verklärung derſelbe bleibt. Sicherlich ſagt es mir ſo mehr zu als früher, und ſo wird es jedermann ergehen. Ich weiß, daß ich genau dasſelbe ſagen wollte, was Sie ausdrücken, aber ich konnte meine eigenen Gedanken nicht ſo gut ausdrücken wie Sie."

Er sagt, Pope sei durchaus nicht dem Herrn von Leibniz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — Wir wollen sehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnizen. Und Pope könnte also doch wohl noch ein Leibnizianer sein, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton: „Nein! denn Pope hat die platonische Lehren in der gehörigen Einschränkung angenommen, die Leibniz auf eine gewaltsame Art ausgedehnt. Plato sagte: Gott hat die beste Welt erwählt. Der Herr von Leibniz aber: Gott hat nicht anders können, als die beste wählen."

Der Unterschied zwischen diesen zwei Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen, Leibniz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sei. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugesteht, wie Leibniz bereits angemerkt hat („Theodicee", 1. Abt., § 45). Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterschied selbst wegfalle; sondern ich will ihn schlechterdings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben, Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andre, vielleicht ebenso gute Welt hätte wählen können; und Leibniz mag gesetzt haben: Gott habe nicht anders können als die beste wählen. Was sagt denn Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andre Art aus? Man lese doch:

> Of systems possible, if 'tis confest
> That wisdom infinite *must* form the best etc.

„Wenn es ausgemacht ist, daß die unendliche Weisheit von allen möglichen Systemen das beste wählen muß ꝛc." — — Daß sie m u ß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem erſten Schritte verlaſſen zu haben ſelbſt glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter gibt; und dieſe iſt der Lord Shaftesbury[1], von welchem er ſagt, daß er den Platoniſchen Satz angenommen und in ein deutlicher Licht geſetzt habe. Inwieweit dieſes geſchehen ſei, und welches das verbeſſerte Syſtem dieſes Lords ſei, will die Akademie jetzt nicht wiſſen. Ich will alſo hier nur ſo viel anführen, daß Pope den Shaftesbury zwar offenbar geleſen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich beſſer würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verſtanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der „Rhapſodie" des Shaftesbury beweiſen, welche Pope ſeinen Briefen eingeſchaltet hat, ohne faſt von dem ſeinigen etwas mehr als das Silbenmaß und die Reime hinzuzutun. Statt aller aber will ich nur dieſe einzige anführen. Shaftesbury läßt den Philocles dem Palemon, welcher das phyſikaliſche Übel zwar entſchuldigen will, gegen das moraliſche aber unverſehnlich iſt, antworten: „The very storms and tempests had their beauty in your account, those alone excepted, which arose in human breast", „Selbſt die Stürme und Ungewitter haben, Ihrem Bedünken nach, ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menſchlichen Bruſt aufſteigen." Iſt dieſes nicht eben das, was Pope ſagt:

> If plagues or earthquakes break not heav'n's design,
> Why then a *Borgia* or a *Catiline*?[2]

Doch Pope muß den Shaftesbury nicht verſtanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieſer freie Weltweiſe war in die Materie weit tiefer eingedrungen und drückte ſich weit vorſichtiger aus als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, ſo würden ſeine Gedanken einem Syſtem ungleich ähnlicher ſehen; er würde der Wahrheit und Leibnizen

[1] Anthony Aſhley Cooper, dritter Graf von Shaftesbury (1671—1713), einer der feinſten Philoſophen und Kunſttheoretiker. Das unten (Z. 13) erwähnte Hauptwerk „Moralists, a philosophical rhapsody" erſchien im Januar 1709. — [2] „Wenn Stürme und Erdbeben nicht den Plan des Himmels durchbrechen, warum warum denn ein Borgia oder ein Catilina?"

ungleich näher gekommen sein. Shaftesbury zum Exempel sagt: „Man hat auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß sie irrt" ꝛc. Pope hingegen behauptet: „die Natur weicht ab". — Ferner sagt unser Lord: „Die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise; nie kraftlos oder nachlässig; sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget*." Leibniz selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Shaftesbury gleichwohl soll gefolgt sein? Auch sagt dieser: „Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannigfaltigen und widerwärtigen[1] Grundursachen eine allgemeine Zusammenstimmung entspringt**." Die Worte „mannigfaltige und widerwärtige Grundursachen" bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft nebeneinander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Shaftesbury einen vollkommenen richtigen Begriff, den Pope, wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie „a coherence or sympathizing of things"[2]; und unmittelbar darauf „a con-

* „Much is alledg'd in answer, to shew why nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble endeavours; but o'erpower'd by a superior rival, and by another nature's justly conquering force." *„Rhapsody", Part. 2. Sect. 3.* — ** „'Tis on the contrary, from this order of inferiour an superiour things that we admire the world's beauty, founded thus on contrarietys: whilst from such various and *disagreeing principles* a universal concord is established." Ebendaselbst.

[1] Widersprechenden. — [2] „Ein Zusammenhang oder Sympathie der Dinge."

sent and correspondence in all“[1]. Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisieren, diese Übereinstimmung ist ganz etwas anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

Überhaupt muß ich gestehen, daß mir Shaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnizen übereinzustimmen scheinet, daß ich mich wundre, warum man nicht längst beider Weltweisheit miteinander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Shaftesbury, als das System des Pope zu untersuchen und gegen das Leibnizische zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen und das Sinnliche mit dem Abstrakten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja auch für die würde bei dem Shaftesbury mehr zu gewinnen gewesen sein als bei dem Pope, welche Leibnizen gern vermittelst irgendeiner Parallel mit einem andern berühmten Manne erniedrigen möchten. Das Werk des Shaftesbury „The Moralists, a Philosophical Rhapsody“ war bereits im Jahr 1709 herausgekommen; des Leibniz „Theodicee“ hingegen trat erst gegen das Ende des Jahrs 1710 an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meinen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibniz erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte dieser von dem letztern nicht ein wenig sein geplündert worden[2]? Ich bitte die Akademie, es überlegen zu lassen!

Und also hat Pope auch aus dem Shaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven* entlehnt. Wo mag er sie wohl sonst her haben? Wo mag er besonders die her haben, die eine Leibnizische Miene machen? Ich verstehe diejenigen

* Eine beiläufige Erklärung der Vignette unsers Titels[3]!

[1] „Eine Übereinstimmung und gegenseitige Beziehung in allem.“ — [2] Selbstverständlich will Lessing hier nicht Leibniz eines Plagiats an Shaftesbury beschuldigen, sondern nur auf diese Art die niedrige Absicht der Preisaufgabe geißeln. — [3] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“, S. 298 dieses Bandes, Z. 9 ff.

Sätze, die mit den Worten „mögliche Systeme“ und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buches „De Origine mali“, über welches Leibniz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter seiner „Theodicee“ findet. Er urteilet davon, der Verfasser desselben stimme in der einen Hälfte der Materie von dem Übel überhaupt und dem physikalischen Übel insbesondre sehr wohl mit ihm überein und gehe nur in der andern Hälfte vom moralischen Übel von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Herr W. King[1], nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1702 herausgekommen.

Aus diesem nun, behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert; und zwar so, daß er nicht selten ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt und sie bloß mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen und die Vergleichung den Lesern, welche beider Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem.[2] 56.

Credendum vero est, praesens mundi systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando[3].

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.[4]

---

[1] William King (1650—1729). Das Werk „De Origine mali“ will beweisen, daß das Übel der Güte Gottes nicht widerspreche und ohne ein böses Prinzip zu erklären sei. Leibniz fand in Kings Werk viel Feinheit und Wissen. — [2] Penes meam Editionem Bremensem, „in meinem in Bremen erschienenen Exemplar“. — [3] „Man muß glauben, das gegenwärtige Weltsystem sei das beste mögliche gewesen, in Anbetracht der Erschaffung durch die göttliche Vernunft.“ — [4] „Es muß also viele, vielleicht unzählige Grade der Vollkommenheit in Gottes Werken geben.“

Pope. Ep. I. v. 46. 47.
Where all must fall or not coherent be
And all that rises, rise in due degree etc.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc automato [1].

Pope. Ep. I. v. 56. etc.
So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole.
'Tis but a part we see and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberet. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno [2].

---

[1] „In dem Weltenſyſtem muß es eine feſte Kugel, wie die Erde, geben, und dieſe dient, ſo glauben wir, gleichſam als Rad in dieſem großen Automaten." — [2] „Etwas der Art mußte getan werden, da in den Werken Gottes für dieſe eine Stelle übrigblieb, nachdem ſo viel anderes, wie richtig, geſchaffen war. Aber du wünſcheſt wohl, daß dir ein anderer Platz und ein anderes Schickſal zugewieſen worden wäre; vielleicht. Aber wenn du die Stelle eines anderen eingenommen hätteſt, würde jener oder noch ein anderer an deinen Ort haben treten müſſen, der vielleicht ähnlich undankbar gegen die göttliche Vorſehung, den Ort, den du nun be-

Den ganzen Inhalt dieser Worte wird man in dem ersten Briefe des Pope wiederfinden, besonders gegen die 157. und 233. Zeile. Die Stellen selbst sind zu lang, sie ganz herzusetzen, und zum Teil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popischen Begriffe der Ordnung und der notwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope den metaphysischen Teil seiner Materie mehr zusammengeborgt als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser bewußt zu sein scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund, den D. Swift[1], schreibt. Pope hatte seinen „Versuch über den Menschen" ohne seinem Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte seinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: „Ich sollte meinen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte verloren, daß Sie mich doch in dem zweiten würden erkannt haben"*. Heißt dieses nicht ungefähr: ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervorzuleuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen, so hätten Sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen? — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der Tat, daß er Popen für keinen so

* „I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those essays, you saw me in the second."

sitzest, für sich wünschte. Wisse also, daß du notwendig entweder das sein mußtest, was du bist, oder gar nichts. Denn da jeder andere Ort und Rang von anderen eingenommen ist, welchen das System und das Wesen der Dinge darbot, so mußt du entweder den deinigen ausfüllen oder dich aus der Schöpfung verbannen. Oder erwartest du denn, daß dir nach Vertreibung eines anderen dessen Stelle angewiesen werden solle? Das hieße, daß Gott dir zum Nachteil anderer eine besondere und schicksalswidrige Freigebigkeit erzeigen sollte. Also ist die göttliche Güte, durch die du bist, was du bist, zu durchschauen und nicht anzuklagen. Du konntest nicht anders und besser werden ohne Schaden anderer oder des Ganzen." — [1] Jonathan Swift (1667—1745), der Verfasser von „Gullivers Reisen".

großen Philoſophen gehalten habe, ebenſowenig als ſich Pope ſelbſt dafür hielt. Denn würde er wohl ſonſt, gleich nach obiger Stelle, geſchrieben haben: „Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernſthaftigkeit nicht, ſondern erlauben Sie mir, den philoſophiſchen Bart ſo lange zu tragen, bis ich ihn ſelbſt ausrupfe und ein Geſpötte daraus mache“*. Das will viel ſagen! Wie ſehr ſollte er ſich alſo wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für wert erkannt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen.

* „I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a philosopher till i pull it off and make a jest of it myselfs.“ In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9. Teile der Popiſchen Werke der Knoptonſchen Ausgabe von 1752 auf der 254. Seite ſtehet.

Fabeln.

Drei Bücher.

Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.

1759.

Einleitung des Herausgebers.

Uns gilt die Tierfabel nicht mehr als vollberechtigte poetische Gattung. Allzu merkbar drängt sich die Absicht zu bessern und zu belehren hervor, als daß es zu einer reinen ästhetischen Wirkung kommen könnte, mag auch die Freude an dem klug ersonnenen Vorgang, an dem witzigen oder anmutigen Vortrag unverächtlichen Ersatz bieten.

Aber solange die Kunst der Belehrung dienen mußte, solange ihr Wert nicht im Ausdruck eigenartiger Persönlichkeit und dem starken Können, sondern in gefälliger Einkleidung allgemein gültiger Lehren erblickt wurde, mußte der Fabel ein hoher Rang zugestanden werden. In den Poetiken Gottscheds und seines Gegners Breitinger gilt übereinstimmend die Fabel als Gipfel der gesamten Dichtkunst.

Diese Überschätzung verdankte sie neben falschen theoretischen Erwägungen dem außerordentlichen Talent Lafontaines, den bescheideneren, aber ebenfalls liebenswürdigen Leistungen seiner deutschen Nachahmer Hagedorn und Gellert. Der junge Lessing hatte sich ihnen in seinen „Fabeln und Erzählungen in Versen" getreulich angeschlossen (vgl. Bd. 1, S. 115—149 dieser Ausgabe). Wie er von der plauderhaften Breite dieser frühen, nur mäßig geglückten Versuche zu der gedrängten Form der Prosafabeln gelangte, erzählt die Vorrede. Die Abhandlungen am Schlusse wollen dieser äußersten „Simplifikation" das historische und pädagogische Vorrecht sichern.

Höchster Verstand, wahrhaft geistreiche Erfindung, Meisterschaft des prägnanten und doch niemals der Anmut entbehrenden Ausdrucks verleihen den Fabeln Lessings unverwelklichen Reiz. Sie sind Miniaturbilder voll von Lebensweisheit, Wärme des Gemüts, heiterer Laune, gutmütigem und bitterem Spott. Herder nannte sie richtig „Fabelepigramme". In Lessings gesamter Produktion spiegelt sich die Tiefe und der Umfang seiner Menschlichkeit nirgends so

leuchtend ab wie hier und in der schönsten, nun wieder in behaglicher Fülle vorgetragenen seiner Fabeln, in „Nathan dem Weisen".

Lessing mag die Anregung zu erneuter Fabeldichtung im Jahre 1756 empfangen haben, als er selbst Richardsons Fabeln übersetzte und Gleim seine Fabeln mit unverdientem Erfolge denen Hagedorns und Gellerts in engem Anschluß folgen ließ. „Erzählt sind sie gewiß vortrefflich, wennschon die Erfindung besser sein könnte", schreibt Lessing am 9. August 1757 an Mendelssohn, und sein folgender Brief vom 18. August erwähnt die eigenen Fabeln, die er zur Prüfung an Mendelssohn geschickt hat. In „Zeus und das Pferd" (1. Buch, Nr. 5) hatte der Freund die Erdichtung schön, aber die Moral gemein (d. h. alltäglich) gefunden. Lessing erwidert: „Das bin ich mir wohl bewußt, daß meine Moralen nicht immer die neuesten und wichtigsten sind, aber wer kann immer neu sein?"

Die Sammlung sollte schon 1760 wiederholt, in verschiedenen Stücken geändert und sonst ansehnlich vermehrt werden; doch kam es nicht dazu. Bodmer füllte in demselben Jahre, weil Lessing ihm widersprochen hatte, mit ungeschickten Parodien und groben Worten ein eigenes Gegenschriftchen, „Lessingische unäsopische Fabeln. Enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Tiere. Nebst dahin einschlagender Untersuchung der Abhandlung Hrn. Lessings von der Kunst, Fabeln zu verfertigen. Zürich 1760". Er wurde dafür von Lessing im 127. Literaturbrief gebührend abgefertigt.

Als dann 1764 eine französische Übersetzung der Fabeln und der Abhandlungen von Anthelmy angekündigt wurde, bat Lessing am 5. August, der Übersetzer möchte noch ein halbes Jahr warten, da in dieser Zeit die zweite Ausgabe gewiß fertig sein würde. Aber auch diesmal wurde nichts daraus und ebensowenig später. Ein unglücklicher Zufall ließ mit der Kiste, die Lessing 1775 von Wien nach Hause sandte, auch ein Heft neuer Fabeln verloren gehen, und so konnte 1777 die zweite und letzte bei Lessings Lebzeiten erschienene Auflage nichts Neues bieten. Dagegen sind später eine Anzahl neuer Fabeln in Lessings eigener Handschrift im Nachlasse Gleims und in den Breslauer Papieren aufgefunden worden, die hier als Anhang erscheinen.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Überwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe wert geachtet, sie gegen irgend jemanden zu verteidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gutmachen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas *ganz* Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie wenigstens nachderhand[1] recht haben zu lassen, daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst *verwerfen* wollte, lieber soviel als möglich zu *verbessern*. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der *Fabel*. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine[2] der Poesie und Moral. Ich hatte die

[1] Nachträglich. — [2] Grenzweg.

alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Äſopus von den Neuern für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich vors erſte meinen Fabeln mit leichter Mühe eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weiß ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtnis auf das Papier wirft, Gedanken, die man ſich nur zu *haben* begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nötige Präziſion zu geben, Verſuchen, die man nur zu ſeiner Übung waget, — — fehlet noch ſehr viel zu einem B u ch e. Was nun endlich für eines daraus geworden, — hier iſt es!

Man wird nicht mehr als ſechſe von meinen alten Fabeln darin finden[1]; die ſechs proſaiſchen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwert ſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſet haben.

Ohne übrigens eigentlich den Geſichtspunkt, aus welchem ich am liebſten betrachtet zu ſein wünſchte, vorzuſchreiben, erſuche ich bloß meinen Leſer, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurteilen. Denn ob ich gleich weder dieſe jenen noch jene dieſen zum beſten geſchrieben habe, ſo entlehnen doch beide als Dinge, die zu *einer* Zeit in *einem* Kopfe entſprungen, allzuviel voneinander, als daß ſie einzeln und abgeſondert noch ebendieſelben bleiben könnten. Sollte er auch ſchon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinſtimmen, was iſt es mehr? Er weiß von ſelbſt, daß das Genie ſeinen Eigenſinn hat, daß es den Regeln

[1] Es ſind ſieben, die ſchon 1753 in den „Schriften" ſtanden, nämlich: Buch 1, Nr. 14, 17, 29; Buch 2, Nr. 7, 8, 10; Buch 3, Nr. 15. Die drei fortgelaſſenen Proſafabeln vgl. im „Anhang", S. 385 ff. dieſes Bandes.

selten mit Vorsatz folget, und daß diese seine wollüstigen[1] Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln *seinen* Geschmack und in den Abhandlungen *meine* Gründe. —

Ich wäre willens, mit allen übrigen Abteilungen meiner Schriften nach und nach auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrat würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses *Aber* gehöret in keine Vorrede; und das Publikum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — Solange der Virtuose[2] Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane verteilet, so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste[3] der Empfängnis. Aber sobald er einen Schritt weitergehet und Hand anleget, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen, sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein, da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Skribenten zu beklagen. Herr Dusch[4] hat mich durch seine bevollmächtigten Freunde seit geraumer Zeit auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung

[1] Sinnlichen, dem Verstand widersprechenden. — [2] In der Bedeutung, die Shaftesbury dem Worte „virtuoso" beilegt: ein irgendeine Fähigkeit, besonders künstlerische, Ausübender. — [3] Genüsse, nur mit leisem sinnlichen Unterton. — [4] *Johann Jakob Dusch* (1725—87), schlechter Übersetzer, Kritiker und Dichter, Angreifer der „Sara Sampson", in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wegen seiner „Drei Gedichte", seiner komischen Epen „Das Toupee" und „Der Schoßhund", „Der Liebestempel", der „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre" getadelt (aber nicht von Lessing), wurde von diesem selbst im 41., 42. und 77. Literaturbriefe verhöhnt, nachdem Dusch in seinen, angeblich unter Beihilfe von Freunden verfaßten „Vermischten kritischen und satirischen Schriften" 1758 Lessing nur den Geist der Anakreontik zugestanden und ihm kleinliche Bosheit und Sophisterei vorgeworfen hatte.

sind verschiedene Kritiken, die man in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“ über seine Werke gemacht hat und er auf meine Rechnung schreibet. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegenteile versichern lassen[1]; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind, so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt[2]. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie er, wenn es ihn nicht töten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten und widerrufe meine Klage.

[1] In einer Erklärung in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ IV, 535. — [2] Tatsächlich stammten aber doch die Angriffe im 41. und 42. Literaturbrief, die hier allein chronologisch in Betracht kommen, von Lessing her.

Erstes Buch.

1. Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Tier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Märchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen La Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir.

Und sie sprach lächelnd: „Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmut der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmut der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. G'nug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sei des ungekünstelten Geschichtschreibers sowie der Sinn des Weltweisen."

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand?" höre ich einen Leser fragen. „Wenn du uns doch nur wahrscheinlicher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —"

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte sein, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

2. Der Hamster und die Ameise.

„Ihr armseligen Ameisen", sagte ein Hamster. „Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein

so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!" — —

„Höre", antwortete eine Ameise, „wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren und dich deinen räubrischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!"

3. Der Löwe und der Hase.

Aelianus[1] de natura animalium lib. I. cap. 38. „Ὀρῴωδει ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην[2]." Idem lib. III. cap. 31. „Αλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων[3]."

Ein Löwe würdigte einen drollichten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr", fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr", antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket." —

„Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

4. Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. „Ich merke nun wohl", sagte der Esel, „woran es gelegen hat: ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch."

„Entschuldigen Sie mich", sagte der Kanzelredner Liederhold[4], „wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer

[1] Der Sophist Ælianus, ein in griechischer Sprache schreibender römischer Schriftsteller des 3. Jahrhunderts n. Chr., verfaßte unter anderen die Sammlung von Tiergeschichten „De natura animalium" in 14 Büchern. — [2] „Der Elefant fürchtet den gehörnten Widder und das Grunzen des Schweines." — [3] „Der Löwe fürchtet den Hahn." — [4] Der Name deutet entweder auf die Gewohnheit, viele Kirchenlieder in der Predigt zu zitieren, oder auf das eifrige Singen, wie es namentlich die Pietisten trieben.

eines Mosheims[1] erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heischern[2] Hals, und den schon seit acht Tagen."

5. Zeus und das Pferd[3].

„*Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος*[4]." Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

„Vater der Tiere und Menschen", so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?" —

„Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede! ich nehme Lehre an", sprach der gute Gott, und lächelte.

„Vielleicht", sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen[5]; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohltätige Reiter auflegt."

„Gut", versetzte Zeus; „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine", sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh", fuhr Zeus fort; „dieses Mal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und

---

[1] Johann Lorenz von Mosheim (1694—1755), Kirchenhistoriker und einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit. — [2] Heischer, noch bei Uhland und Rückert zu finden. — [3] Vgl. Mendelssohns und Lessings Äußerung über diese Fabel in der „Einleitung des Herausgebers", S. 342 dieses Bandes, Z. 10 ff. — [4] „Cyrus und Krösus machten die Erfahrung, wie das Pferd vor dem Kamele Furcht hegt." — [5] Entstellen

wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf" — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern."

6. Der Affe und der Fuchs.

„Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte!" so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: „Und du, nenne mir ein so geringschätziges[1] Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen."

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

7. Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. „Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung", dachte sie, und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

„Schöner Pfau! ich bewundere dich." — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!" — „So laß uns Freunde sein", sprach die Nachtigall weiter; „wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm als ich dem Ohre."

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller[2] und Pope waren bessere Freunde als Pope und Addison.

8. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam, seine Kondolenz abzustatten.

„Schäfer", sprach er, „ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Herde gekommen? Die liebe, fromme, fette Herde! Du tauerst[3] mich, und ich möchte blutige Tränen weinen."

„Habe Dank, Meister Isegrim", versetzte der Schäfer. „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz."

---

[1] Geringwertiges. — [2] Gottfried Kneller (1646—1726), ein deutscher Bildnismaler, der in London ganz zum Engländer geworden war. — [3] Lessings stete Schreibung.

„Das hat er auch wirklich", fügte des Schäfers Hylax hinzu, „so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet."

9. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreuster Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: „Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!"

„Aber ich", versetzte das Roß. „Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?"

10. Die Grille und die Nachtigall.

„Ich versichre dich", sagte die Grille zu der Nachtigall, „daß es meinem Gesange gar nicht an Bewundrern fehlt." — „Nenne mir sie doch", sprach die Nachtigall. — „Die arbeitsamen Schnitter", versetzte die Grille, „hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?"

„Das will ich nicht leugnen", sagte die Nachtigall, „aber deswegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet."

11. Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. „Da du so lieblich singst", sprach er, „wie vortrefflich wirst du schmecken!"

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört' ich sagen: „Dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer sein!" Und das war gewiß Einfalt!

12. Der kriegerische Wolf.

„Mein Vater glorreichen Andenkens", sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, „das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphiert

und ihre schwarze Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!"

„So würde sich ein Leichenredner ausdrücken", sagte der Fuchs; „der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphieret, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte."

13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Tiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten[1] die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke und seufzten: „Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Los, weder Geliebte noch Freunde zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!"

14. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur glaubte sie, eher zu einem Schwane als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verräterischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

„Undankbares Vieh!" rief endlich der Eichbaum herab. „Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten."

[1] Wandten ab.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: „Meine dankbaren Blicke sollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen."

16. Die Wespen.

Ιππος ἐῤῥιμμενος σφηκων γενεσις ἐστιν[1]. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulnis und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des andern. Und so floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten[2] Aase hervor. „O", riefen die Wespen, „was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!"

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter und dachte an die heutigen Italiener, die sich nichts geringers als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu sein einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. „Zu was", schrieen sie, „taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!"

18. Der Strauß.

Η στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν[3]. Aelianus lib. II. cap. 26.

„Itzt will ich fliegen", rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn ver-

[1] „Aus einem gefallenen Pferde entstehen Wespen." — [2] Besudelten. — [3] „Der große Strauß besitzt rauhe Flügel; aber seine Natur ist es nicht, sich in die Luft zu erheben; wohl aber läuft er sehr schnell, breitet seine beiden Flügel aus, und im Hineinfallen bläht sie der Wind wie Segel; aber den Flug versteht der Strauß nicht."

sammelt. „Jetzt will ich fliegen", rief er nochmals, breitete die gewaltigen Fittiche weit aus und schoß, gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen und dem Staube doch immer getreu bleiben!

19. Der Sperling und der Strauß.

„Sei auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz als du willst", sprach der Sperling zu dem Strauße. „Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweise."

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Gesanges ist mehr ein Genie als der schwunglose Schreiber einer langen Hermanniade[1].

20. Die Hunde.

Λεοντι ὁμοσε χωρει κυων Ινδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡττηται ὁ κυων[2]. Aelianus lib. IV. cap. 19.

„Wie ausgeartet ist hierzulande unser Geschlecht", sagte ein gereister Pudel. „In dem fernen Weltteile, welches die Menschen Indien nennen, da, da gibt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden."

„Aber", fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, „überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?"

„Überwinden?" war die Antwort. „Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl bedenke nur, einen Löwen anzufallen!" — —

„O", fuhr der Jagdhund fort, „wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien — besser als wir, soviel wie nichts — aber ein gut Teil dümmer."

[1] Schönaich. Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 35, Nr. 148. — [2] „Es gab ein Treffen zwischen einem Löwen und einem indischen Hund. Erst quälte und verwundete der Hund den Löwen, dann wurde er besiegt."

21. Der Fuchs und der Storch[1].

„Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast", sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

„Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?"

22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. „Schickt sich das", sprach er, „für den philosophischen Liebling Minervens?"

„Warum nicht?" versetzte die Eule. „Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlanget — —"

23. Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?" fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. „Wir sammeln Vorrat auf den Winter", war die geschwinde Antwort.

„Das ist klug", sagte die Schwalbe, „das will ich auch tun." Und sogleich fing sie an, eine Menge toter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

„Aber wozu soll das?" fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrat auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt."

„O laß den irdischen[2] Ameisen diese kleine Klugheit", versetzte die Alte; „was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes

[1] Nach Phädrus, Buch 1, Nr. 25. — [2] Auf der Erde lebenden.

Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket[1]."

24. Merops.

Ο Μεροψ το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἑται και κατ' ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπισω[2].

Aelianus lib. I. cap. 49.

„Ich muß dich doch etwas fragen", sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. „Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehret, fliege. Ist das wahr?"

„Ei, nicht doch!" antwortete der Uhu, „das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops sein; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde, auch nur einen Augenblick, aus dem Gesichte zu verlieren."

25. Der Pelekan.

Aelianus de nat. animal. lib. III. cap. 30[3].

Für wohlgeratene Kinder können Eltern nicht zu viel tun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Torheit.

Ein frommer Pelekan, da er seine Jungen schmachten sahe, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf und erquickte sie mit seinem Blute. „Ich bewundere deine Zärtlichkeit", rief ihm ein Adler zu, „und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!"

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckuck seine Eier untergeschoben. — Waren es undankbare Guckucke wert, daß ihr Leben so teuer erkauft wurde?

---

[1] Der Glaube, daß die Schwalben in Sümpfe vergraben den Winter überdauerten, war im 18. Jahrhundert noch weit verbreitet. — [2] „Der Vogel Merops soll entgegengesetzt allen anderen fliegen, nämlich mit dem Schwanze vorn und dem Kopfe hinten." — [3] Die bekannte Fabel, daß der Pelikan seine Jungen mit seinem Blute nähre.

26. Der Löwe und der Tiger.

Aelianus de natura animal. lib. II. cap. 12.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tiger vorbei und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe!“ rief er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!“

„Wie der Hase?“ brüllte der aufspringende Löwe und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

27. Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

„Hirsch“, sagte der Stier, „wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen.“ — „Das mute mir nicht zu“, erwiderte der Hirsch; „denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann?“

28. Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. „Habe Mitleiden mit mir“, sagte der zitternde Esel, „ich bin ein armes krankes Tier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe!“ —

„Wahrhaftig, du dauerst mich“, versetzte der Wolf. „Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien.“ —

Kaum war das Wort gesagt, so war der Esel zerrissen.

29. Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu.

„Ei“, riefen die andern Springer, „woher, Herr Schritt vor Schritt?“

Die Knaben hörten die Spötterei und sprachen: „Schweigt! Tut er uns nicht eben die Dienste, die ihr tut?“

30. Äsopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Äsopus: „Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.“

„Dich etwas Sinnreiches!“ sagte Äsop, „wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seist der Sittenlehrer und ich der Esel?“

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wütenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der erstern in dem, was sie vorstellete, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zustatten gekommen wäre."

2. Herkules.

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianae. Phaedrus lib. IV. Fab. 11.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. „Deiner Feindin", rief man ihm zu, „begegnest du so vorzüglich[1]?" — „Ja, ihr selbst", erwiderte Herkules. „Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Taten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe."

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

3. Der Knabe und die Schlange.

Fab. Aesop. 170. Phaedrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Tierchen", sagte der Knabe, „ich würde mich mit dir so

[1] Sie bevorzugend.

gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohltäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben."

„Ich erstaune", sagte die Schlange. „Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?"

„Ach, schweig nur", erwiderte der Knabe. „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt."

„Recht, mein Sohn", fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehöret hatte, dem Knaben ins Wort. „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohltäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohltäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern."

4. Der Wolf auf dem Totbette.

Fab. Aesop. 144. Phaedrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder", sagte er, „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses getan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Herde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich tat ihm nichts. Zu ebendieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit

der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützende Hunde zu fürchten hatte."

„Und das alles kann ich dir bezeugen", fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. „Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu ebender Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog."

5. Der Stier und das Kalb.

Phaedrus lib. V. Fab. 9.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stalltüre drängte, die obere Pfoste. „Sieh einmal, Hirte!" schrie ein junges Kalb, „solchen Schaden tu' ich dir nicht." — „Wie lieb wäre mir es", versetzte dieser, „wenn du ihn tun könntest!"

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. „Der böse Bayle[1]! wie manche rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegnen Zweifeln geärgert!" — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6. Die Pfauen und die Krähe.

Fab. Aesop. 188. Phaedrus lib. I. Fab. 3.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbichten Pfaue und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betriegerischen Putz auszureißen.

„Lasset nach!" schrie sie endlich; „ihr habt nun alle das eurige wieder." Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: „Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein!" — und hackten weiter.

[1] Vgl. S. 277 dieses Bandes, Anm. 4.

7. Der Löwe mit dem Esel.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als des Äsopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Tiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: „Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen?“ — „Wen ich brauchen kann“, versetzte der Löwe, „dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.“

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

8. Der Esel mit dem Löwen.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als der Esel mit dem Löwen des Äsopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein andrer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: „Guten Tag, mein Bruder!“ — „Unverschämter!“ war die Antwort. —

„Und warum das?“ fuhr jener Esel fort. „Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?“

9. Die blinde Henne.

Phaedrus lib. III. Fab. 12.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andre sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Kollektanea, die der witzige Franzose nutzt.

10. Die Esel.

Fabul. Aesop. 112.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. „Unser starker Rücken“, sagten sie, „trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes

schwächere Tier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nötigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheinet, daß du uns darzu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursach' nicht sein."

„Mein Geschöpf", antwortete Zeus ihrem Sprecher, „die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und solange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Teil sein; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden."

„Zeus", schrien die Esel, „du bist allezeit weise und gnädig!" — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

11. Das beschützte Lamm.

Fabul. Aesop. 157.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war als einem Hunde und fuhr auf ihn los. „Wolf", schrie er, „was machst du mit diesem Lamme?" —

„Wolf selbst!" versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beide.) „Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!"

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

12. Jupiter und Apollo.

Fab. Aesop. 187.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sei. „Laß uns die Probe machen!" sagte Apollo.

Er spannte seinen Bogen und schoß so mitten in das bemerkte[1] Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sahe, ihn zu übertreffen. — „Ich sehe", sprach er, „daß du wirklich sehr wohl schießest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen." — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

13. Die Wasserschlange.

Fab. Aesop. 167. Phaedrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Wasserschlange.

„Willst du unser König sein", schrieen die Frösche, „warum verschlingst du uns?" — „Darum", antwortete die Schlange, „weil ihr um mich gebeten habt." —

„Ich habe nicht um dich gebeten!" rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — „Nicht?" sagte die Wasserschlange. „Desto schlimmer! So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast."

14. Der Fuchs und die Larve.

Fab. Aesop. 11. Phaedrus lib. I. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. „Welch ein Kopf!" sagte der betrachtende Fuchs. „Ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen sein?"

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

15. Der Rabe und der Fuchs.

Fab. Aesop. 205. Phaedrus lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir ge-

[1] Bezeichnete.

segnet, Vogel des Jupiters!" — „Für wen siehst du mich an?" fragte der Rabe. — „Für wen ich dich ansehe?" erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?"

Der Rabe erstaunte und freuete sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß", dachte er, „den Fuchs aus diesem Irrtume nicht bringen." — Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16. Der Geizige.

Fab. Aesop. 59.

„Ich Unglücklicher!" klagte ein Geizhals seinem Nachbar. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt."

„Du würdest", antwortete ihm der Nachbar, „deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sei dein Schatz; und du bist nichts ärmer."

„Wäre ich auch schon nichts ärmer", erwiderte der Geizhals, „ist ein andrer nicht um soviel reicher? Ein andrer um soviel reicher! Ich möchte rasend werden."

17. Der Rabe.

Fab. Aesop. 132.

Der Fuchs sahe, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: „Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Anteil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn

für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu teilen."

18. Zeus und das Schaf.

Fab. Aesop. 119.

Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?"

„O nein", sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben."

„Oder", fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?"

„Ach!" versetzte das Schaf; „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset."

„Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben."

„Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden als der Bock."

„Und gleichwohl", sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere, dir zu schaden, hüten sollen."

„Müßt' ich das!" seufzte das Schaf. „O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden als Unrecht tun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19. Der Fuchs und der Tiger.

Fab. Aesop. 159.

„Deine Geschwindigkeit und Stärke", sagte ein Fuchs zu dem Tiger, „möchte ich mir wohl wünschen."

„Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde?" fragte der Tiger.

„Ich wüßte nichts!" — — „Auch mein schönes Fell nicht?"

fuhr der Tiger fort. „Es ist so vielfärbig als dein Gemüt, und das Äußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken."

„Eben darum", versetzte der Fuchs, „danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!"

20. Der Mann und der Hund.

Fab. Aesop. 25. Phaedrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebissen, geriet darüber in Zorn und erschlug den Hund. Die Wunde schien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rate gezogen werden.

„Hier weiß ich kein besseres Mittel", sagte der Empirikus[1], „als daß man ein Stücke Brot in die Wunde tauche und es dem Hunde zu fressen gebe. Hilft diese sympathetische Kur nicht, so" — Hier zuckte der Arzt die Achsel.

„Unglücklicher Jachzorn!" rief der Mann; „sie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erschlagen."

21. Die Traube.

Fab. Aesop. 156. Phaedrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter[2], dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

„Sie ist ja doch sauer!" sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: „Sauer sollte diese Traube sein? Darnach sieht sie mir doch nicht aus!" Er flog hin und kostete und fand sie ungemein süße und rief hundert näschige Brüder herbei. Kostet doch!" schrie er; „kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer." — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

22. Der Fuchs.

Fab. Aesop. 8.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf

[1] Der nach der Erfahrung, nicht nach theoretischen Grundsätzen handelnde Arzt. — [2] Klopstock.

der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. „Elende Helfer", rief der Fuchs, „die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!"

23. Das Schaf.

Fab. Aesop. 189.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte und alle Tiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

„Wo bleibt das Schaf?" fragte die Göttin. „Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?"

Und der Hund nahm das Wort und sprach: „Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut."

„Und warum jammerte das Schaf?" fragte die schon gerührte Göttin.

„‚Ich ärmste!' so sprach es. ‚Ich habe itzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!'"

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Träne geweinet, wenn Tränen ein unsterbliches Auge benetzten.

24. Die Ziegen.

Phaedrus lib. IV. Fab. 15.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

„Überlegt es wohl, was ihr bittet", sagte Zeus. „Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch so angenehm nicht sein möchte."

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus sprach: „So habet denn Hörner!"

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte

sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

25. Der wilde Apfelbaum.

Fab. Aesop. 173.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!"

26. Der Hirsch und der Fuchs.

Fab. Aesop. 226. Phaedrus lib. I, Fab. 11, et lib. I, Fab. 5.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: „Nun wehe uns armen schwächern Tieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden."

„Mit dem Wolfe?" sagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllet, der Wolf heulet; und so werdet ihr euch noch oft beizeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdenn, alsdenn möchte es um uns alle geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden."

27. Der Dornstrauch.

Fab. Aesop. 42.

„Aber sage mir doch", fragte die Weide den Dornstrauch, „warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?"

„Nichts!" sagte der Dornstrauch. „Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen."

28. Die Furien.

Suidas in Ἀειπαρθενους[1].

„Meine Furien", sagte Pluto zu dem Boten der Götter,

[1] Der Artikel des griechischen Grammatikers Suidas (um 970 n. Chr.) zu dem Worte Ἀειπαρθενοι („Die ewigen Jungfrauen") bemerkt, daß damit die Erinnyen (Furien) bei Sophokles bezeichnet würden.

„werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus." Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: „Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren[1] Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer und sieh, wo du sie auftreibest." Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: „Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!"

„Göttin", sagte Iris, „ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät." —

„Zu spät?" sagte Juno. „Wieso?"

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt."

„Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?" —

„Zu Furien."

29. Tiresias.

Antoninus Liberalis[2] c. 17.

Tiresias nahm seinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die miteinander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren

[1] Venus. — [2] Griechischer Grammatiker des 2. Jahrhunderts n. Chr., Verfasser einer Sammlung von Verwandlungsgeschichten.

Stab auf und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

30. Minerva.

„Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?"

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Taten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1. Der Beſitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß und den er ungemein wert hielt. Einſt aber, als er ihn aufmerkſam betrachtete, ſprach er: „Ein wenig zu plump biſt du doch! Alle deine Zierde iſt die Glätte. Schade!“ — „Doch dem iſt abzuhelfen“, fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den beſten Künſtler Bilder in den Bogen ſchnitzen laſſen.“ — Er ging hin; und der Künſtler ſchnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte ſich beſſer auf einen Bogen geſchickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdieneſt dieſe Zieraten, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn verſuchen; er ſpannt, und der Bogen — zerbricht.

2. Die Nachtigall und die Lerche.

Was ſoll man zu den Dichtern ſagen, die ſo gern ihren Flug weit über alle Faſſung des größten Teiles ihrer Leſer nehmen? Was ſonſt, als was die Nachtigall einſt zu der Lerche ſagte: „Schwingſt du dich, Freundin, nur darum ſo hoch, um nicht gehört zu werden?“

3. Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schoß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

„Ich bin Salomo“, ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. „Was machſt du hier, Alter?“

„Wenn du Salomo bist", versetzte der Alte, „wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln[1]. Was ich da lernte, das tue ich noch." —

„Du hast deine Lektion nur halb gelernet", versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen[2]."

4. Das Geschenk der Feien.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohltätige Feien.

„Ich schenke diesem meinem Lieblinge", sagte die eine, „den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht."

„Das Geschenk ist schön", unterbrach sie die zweite Feie. „Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!"

„Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung", versetzte die erste Feie. „Es ist wahr; viele würden weit größere Könige gewesen sein, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen."

5. Das Schaf und die Schwalbe.

„Ἡ χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν[3]*."*

Aelianus lib. III, cap. 24.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und

[1] Sprüche Salomonis, Kap. 6, V. 6: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne." — [2] Sprüche Salomonis, Kap. 30, V. 25: „Die Ameisen, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise." — [3] „Die Schwalbe setzt sich auf die Rücken der Schafe und zupft etwas von der Wolle ab, damit polstert sie das Lager ihrer Jungen."

wieder. „Wie bist du denn nur gegen mich so karg?“ sagte die Schwalbe. „Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?“

„Das kömmt daher“, antwortete das Schaf, „weil du mir meine Wolle nicht mit ebenso guter Art zu nehmen weißt als der Hirte.“

6. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. „Und daher kömmt es, ohne Zweifel“, sprach er, „daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch tun.“

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

7.—10. Der Rangstreit der Tiere,
in vier Fabeln.

(1.)

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. „Ihn zu schlichten“, sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein.“

„Aber hat er auch den Verstand dazu?“ ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckte Vollkommenheiten zu erkennen.“

„Das war sehr weislich erinnert!“ sprach der Hamster.

„Jawohl!“ rief auch der Igel. „Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.“

„Schweigt ihr!“ befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.“

(2.)

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort“, rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch tust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?“

„Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel", antwortete der Menſch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeid." —

„Vortrefflich!" verſetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdenn unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſein, Menſch! Verlaß die Verſammlung!"

(3.)

Der Menſch entfernte ſich. — „Nun", ſprach der höhniſche Maulwurf — (und ihm ſtimmte der Hamſter und der Igel wieder bei) —, „ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſein kann. Der Löwe denkt wie wir."

„Aber aus beſſern Gründen als ihr!" ſagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

(4.)

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleichviel. Genug, ich kenne mich!" — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elefant, der kühne Tiger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murreten, waren — der Affe und der Eſel.

11. Der Bär und der Elefant.

Aelianus de nat. animal., lib. II, cap. 11.

„Die unverſtändigen Menſchen!" ſagte der Bär zu dem Elefanten. „Was fordern ſie nicht alles von uns beſſern Tieren! Ich muß nach der Muſik tanzen; ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzuwohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?"

„Ich tanze auch nach der Musik", versetzte der gelehrige Elefant, „und glaube ebenso ernsthaft und ehrwürdig zu sein als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär, die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst."

12. Der Strauß.

Das pfeilschnelle Renntier sahe den Strauß und sprach: „Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser."

Ein andermal sahe der Adler den Strauß und sprach: „Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können."

13. 14. Die Wohltaten,

in zwei Fabeln.

(1.)

„Hast du wohl einen größern Wohltäter unter den Tieren als uns?" fragte die Biene den Menschen.

„Jawohl!" erwiderte dieser.

„Und wen?"

„Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir notwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm."

(2.)

„Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohltäter halte als dich, Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten."

15. Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sahe sie des Morgens darauf. „Was für ein Baum!"

rief er. „Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre."

16.—22. Die Geschichte des alten Wolfs,

in sieben Fabeln.

Aelianus libr. IV. cap. 15.

(1.)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden[1] Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer", sprach er, „du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger tut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin."

„Wenn du satt bist? Das kann wohl sein", versetzte der Schäfer. „Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!"

(2.)

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer. „Du weißt, Schäfer", war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdenn sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen."

„Sechs Schafe?" sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Herde!" —

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen", sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan."

„Auch nicht viere?" fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

[1] Heuchlerischen.

„Drei? — Zwei? — —“

„Nicht ein einziges“, fiel endlich der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl töricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.“

(3.)

„Aller guten Dinge sind drei“, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe“, sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Tier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich itzt beweisen, wie unrecht man mir tut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädiget weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?“

„O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?“ sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

„Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es tut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu späte kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.“

(4.)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zunutze.

„Schäfer“, sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wieviel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.“

„Du willst sie also", versetzte der Schäfer, „gegen deine Brüder im Walde beschützen?" —

„Was meine ich denn sonst? Freilich."

„Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — —"

„Ich höre schon", sagte der Wolf, „du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl!"

(5.)

„Wäre ich nicht so alt!" knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken." Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer?" fragte der Wolf.

„Deinesgleichen wenigstens kenne ich", versetzte der Schäfer.

„Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl wert bin."

„Und wie sonderbar bist du denn?"

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit toten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —"

„Spare der Worte!" sagte der Schäfer. „Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal tote, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Tier, das mir schon tote Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tot und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!"

(6.)

„Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen!" dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Belz[1]?“ fragte der Wolf.

„Dein Belz?“ sagte der Schäfer. „Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft untergehabt haben.“

„Nun so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Belz.“

„Ei sieh doch!“ sagte der Schäfer. „Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Belz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich itzt.“ — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

(7.)

„O die Unbarmherzigen!“ schrie der Wolf und geriet in die äußerste Wut. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tötet; denn sie wollen es nicht besser!“

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: „Wir taten doch wohl unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!“

23. Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. „Denn eine Hälfte von uns“, sprach sie, „erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wiederherstellen könnte.“

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen gibt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unsrer Unwissenheit!

[1] Diese Nebenform auch bei Luther und späteren Schriftstellern, bis ins 18. Jahrhundert.

24. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Wert nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen und da von niemand als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demütigere Freundin und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach und lernte dafür — bauen.

25. Der Adler.

Man fragte den Adler: „Warum erziehest du deine Jungen so hoch in der Luft?"

Der Adler antwortete: „Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?"

26. Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: „Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte."

„Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen sein!" seufzete der Enkel.

„Du schließest zu geschwind!" sagte der alte Hirsch. „Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da anstatt des Feuerrohres Pfeile und Bogen; und wir waren ebenso schlimm daran als itzt."

27. Der Pfau und der Hahn.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: „Sieh einmal, wie hochmütig und trotzig dein Hahn einhertritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau."

„Das macht", sagte die Henne, „weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersiehet. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn."

28. Der Hirsch.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: „Du könntest dich ja wohl für ein Elend[1] ansehen lassen." Und was tat der Eitele, ein Elend zu scheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29. Der Adler und der Fuchs.

„Sei auf deinen Flug nicht so stolz!" sagte der Fuchs zu dem Adler. „Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aße umsehen zu können."

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30. Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes[2]? — O höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

„Singe doch, liebe Nachtigall!" rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabende zu.

„Ach!" sagte die Nachtigall, „die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Höreſt du sie nicht?"

„Ich höre sie freilich", versetzte der Schäfer. „Aber nur dein Schweigen ist schuld, daß ich sie höre."

---

[1] Elend, Nebenform von Elen, hier als Charakteristik des Tieres benutzt. — [2] Der schlechten Dichter.

Anhang.

I. Fabeln aus den Schriften 1753, die 1759 und 1777 nicht wieder abgedruckt wurden.

Der Riese.

Ein rebellischer Riese schoß seinen vergifteten Pfeil über sich in den Himmel, niemand Geringerm als einem Gotte das Leben damit zu rauben. Der Pfeil floh in die unermessenste Ferne, in welcher ihm auch der schärfere Blick des Riesens nicht folgen konnte. Schon glaubte der Rasende sein Ziel getroffen zu haben und fing an, ein gotteslästerliches Triumphlied zu jauchzen. Endlich aber gebrach dem Pfeile die mitgeteilte Kraft der schnellenden Senne[1]; er fiel mit einer stets wachsenden Wucht wieder herab und tötete seinen frevelnden Schützen.

Unsinnige Spötter der Religion, eure Zungenpfeile fallen weit unter ihrem ewigen Throne wieder zurück, und eure eigne Lästerungen sind es, die sie an euch rächen werden.

Der Falke.

Des einen Glück ist in der Welt des andern Unglück. Eine alte Wahrheit, wird man sagen. Die aber, antworte ich, wichtig genug ist, daß man sie mit einer neuen Fabel erläutert.

Ein blutgieriger Falke schoß einem unschuldigen Taubenpaare nach, die sein Anblick eben in den vertrautesten Kennzeichen der Liebe gestört hatte. Schon war er ihnen so nah, daß alle Rettung unmöglich schien; schon gurrten sich die zärtlichen Freunde ihren Abschied zu. Doch schnell wirft der Falke einen

[1] Sehne.

Blick aus der Höhe und wird unter sich einen Hasen gewahr. Er vergaß die Tauben, stürzte sich herab und machte diesen zu seiner bessern Beute.

Damon und Theodor.

Der schwarze Himmel drohte der Welt den fürchterlichsten Beschluß des schönsten Sommertages. Noch ruhten Damon und Theodor unter einer kühlenden Laube; zwei Freunde, die der Welt ein rares Beispiel würden gewesen sein, wenn sie die Welt zum Zeugen ihrer Freundschaft gebraucht hätten. Einer fand in des andern Umarmungen, was der Himmel nur die Tugendhaften finden läßt. Ihre Seelen vermischten sich durch die zärtlichsten Gespräche, in welchen sich Scherz und Ernst unzertrennlich verknüpften. Der Donner rollte stürmisch in der Luft und beugte die Knie heuchlerischer Knechte. Was aber hat die Tugend zu fürchten, wenn Gott den Lasterhaften drohet? Damon und Theodor blieben geruhig — — — Doch schnell stand in dem Damon ein fürchterlicher Gedanke auf: „Wie, wann ein solcher Schlag mir meinen Freund von der Seite risse?" — — So schnell als dieser Gedanke sein Herz mit Schrecken übergoß und die Heiterkeit aus seinen Blicken vertilgte, so schnell sah er ihn — — unerforschliches Schicksal! — — wahr gemacht. Theodor fiel tot zu seinen Füßen, und der Blitz kehrte triumphierend zurück. „Rechte des Donnergottes", schrie Damon, „wenn du auf mich gezielt hast, so hast du mich nur allzuwohl getroffen." Er zog sein Schwert aus und verschied auf seinem Freunde.

Zärtliche Seelen, werdet ihr dieser Geschichte eine heilige Träne zollen? Weinet und empfindet in eurer lebhaften Vorstellung die Süßigkeit, mit einem Freunde zu sterben.

II. Fabeln, die erst nach Lessings Tode bekannt wurden.

Der Schäferstab.

Schön war der Schäferstab des jungen Daphnis; von Zypressen war der schlanke Stab, der krönende Knopf Oleaster[1]. Und o, was für Wunder hatte der ätolische Künstler um den Knopf geschnitzt! Daphnis gab ihm dafür drei Lämmer mit ihren säugenden Müttern, aber er war eine Herde, mehr als eine ganze Herde wert.

So wert hielt ihn auch Daphnis, werter wie seine zwei Augen, werter als Polyphem sein einziges Auge.

Lange Zeit schien ihm keine Hirtin so schön als sein Stab. Aber Amor erzürnte über den eiteln Jüngling — und Daphnis sahe die lächelnde Coryfia.

Nun schien ihm eine Hirtin schöner als sein Stab! Er staunte, wünschte, gestand, flehte, weinte — blieb unerhört.

Unerhört bis an den dritten Abend. Da trieb Coryfia spät bei ihm vorbei; die Dämmerung machte den Hirten kühner, die Hirtin gefälliger; er verdankte der Dämmerung zwei Küsse, halb geraubte, halb gegebene Küsse! — O der Entzückung! o der tobenden Freude des Hirten!

„O Zwillinge der honigsüßen Lippen meiner Coryfia! o unvergeßliche Küsse!" So rief Daphnis und wollte ihre Zahl mit zwei tiefen Kerben in die junge Linde schneiden, die er vor allen am heiligen [?][2] Quell liebte.

„Aber" — fragte sich der Hirte — „Warum in die Linde? Kann ich immer unter der Linde liegen und die Kerbe im Auge haben? Da steht sie fest und eingewurzelt, bestimmt, nur einen kleinen Umfang zu beschließen. — Sie kann nicht mit mir wohnen.

„Aber mein Stab kann mit mir gehn — Mein schöner Stab, so schöner Zeichen nicht unwürdig!"

[1] Eine Gattung der Eläagneen (Ölweiden), hier wohl, wie bei Plinius, der wilde Ölbaum. — [2] Die Fragezeichen deuten an, daß die Lesung unsicher ist.

Und er schnitt — grausamer Hirt! — zwei tiefe Kerbe in den Stab in der Form von Lippen, nahe unter dem Knopfe, wo die Hand gewöhnlich lag, und küßte und drückte den Ort, als ob es die weiche Hand der Coryfia wäre, und faßte von nun [?] an den Stab nirgends als über die Kerbe.

Nicht wenig günstig war dem Daphnis der folgende Tag, und der Stab bekam drei Lippen mehr; und den Morgen darauf sieben.

„Wie freue ich mich", sprach er, „dich bald vollendet zu sehen, bald voller kleiner Lippen. Coryfia habe ich mit Untergang der Sonne in den Hain bestellt, die Nachtigall mit ihr zu hören — —"

Das hast du getan, Coryfia? Zu gefällige Coryfia! o brich dein Wort, wenn dir dein Schäfer lieb ist —

Umsonst, sie fanden sich im Haine! Und o der unzähligen Zahl von Küssen! Jeden Ton der Nachtigall begleitete ein Kuß. Mich jammert der Stab —

Gesättigt trennt sich mein Paar — — „Morgen sind wir doch wieder hier?" sagte das Mädchen — und der Hirte ging und warf sich auf sein Lager von Fellen — — Er schläft, er erwacht. — Und was wird das erste sein, als seinen Stab zu kerben? — — Doch er sahe die Unmöglichkeit, sie alle zu merken [?] — und diese Unmöglichkeit, alle Küsse zu behalten, verwundete [?][1] sie — Daphnis sprach kaltsinnig: „Schade, daß ich den schönen Stab so verdorben, ich will ihn nicht weiter verderben —"

Der Naturalist.

Ein Mann, der das Namenregister der Natur vollkommen innehatte, jede Pflanze und jedes dieser Pflanze eigenes Insekt zu nennen und auf mehr als eine Art zu nennen wußte; der den ganzen Tag Steine auflas, Schmetterlingen nachlief und seine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit spießte; so ein Mann, ein Naturalist — — (sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt), durchjagte den Wald und verweilte sich endlich bei einem Ameisehaufen. Er fing an

[1] So liest Muncker die in der Handschrift undeutliche Stelle. Der Sinn verlangt etwa „verwehrte sie", nämlich die weiteren Kerbe.

darin zu wühlen, durchsuchte ihren eingesammelten Vorrat, betrachtete ihre Eier, deren er einige unter seine Mikroskope legte, und richtete, mit einem Worte, in diesem Staate der Emsigkeit und Vorsicht keine geringe Verwüstung an.

Unterdessen wagte es eine Ameise, ihn anzureden. „Bist du nicht etwa gar", sprach sie, „einer von den Faulen, die Salomo zu uns schickt, daß sie unsre Weise sehen und von uns Fleiß und Arbeit lernen sollen[1]?"

Die alberne Ameise; einen Naturalisten für einen Faulen anzusehen!

Der Wolf und das Schaf[2].

Der Durst trieb ein Schaf an den Fluß; eine gleiche Ursache führte auf der andern Seite einen Wolf herzu. Durch die Trennung des Wassers gesichert und durch die Sicherheit höhnisch gemacht, rief das Schaf dem Räuber hinüber: „Ich mache dir doch das Wasser nicht trübe, Herr Wolf? Sieh mich recht an; habe ich dir nicht etwa vor sechs Wochen nachgeschimpft? Wenigstens wird es mein Vater gewesen sein." Der Wolf verstand die Spötterei; er betrachtete die Breite des Flusses und knirschte mit den Zähnen. „Es ist dein Glück", antwortete er, „daß wir Wölfe gewohnt sind, mit euch Schafen Geduld zu haben", und ging mit stolzen Schritten weiter.

[1] Vgl. S. 373 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Die Situation ist einer der bekanntesten Äsopischen Fabeln entlehnt.

Abhandlungen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Äsopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu tun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Einteilung der Äsopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie auf gut Glück bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Äsopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit bei Verfertigung der ihrigen gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel erläutert zu haben, wenn[1] jener noch über dieses die Ähnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich ebendieselbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde.

[1] Während.

Und hieraus entspringt die Einteilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgendeine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. „Ja", sprach sie, „nur eines; aber einen Löwen*." — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, *ὅτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ*[1], leuchtet sogleich in die Augen; und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen gibt, auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache", sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, „in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber du? In sieben Jahren eines!" — „Recht; nur eines!" versetzte der Dichter; „aber eine Athalie[2]!" — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie besteht nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzeln[3] Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit ebendesselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Einteilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst, sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß ebendieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt sein kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil[4].

Ein jeder ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht, der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu tun; jeder Prahler,

* Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

[1] „Daß das Schöne nicht in der Menge, sondern in dem Werte beruht." — [2] Das Meisterwerk Racines. — [3] Dativ Pluralis von „einzel". — [4] Phaedrus. 4. Buch, Nr. 27: „Das gilt dir, der du Großes verheißest und nichts zu Ende führst."

jeder vielversprechende Tor von allen möglichen Arten siehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird ebendieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen
Und wird itzt, eh' man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen, ꝛc.
— — — — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht, warum? er reimt
Und will itzt den Homer beschämen, ꝛc.
— — — — — — —

Allein gebt acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonett, dort eine Maus[1].

Diese Einteilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannigfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln, diese Einteilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußtapfen vor mir, die ich zum Teil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu tun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte[2].

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch „eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre“ *.

* „La fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action“. *„Discours sur la fable“.*

[1] Aus Hagedorns Fabel „Der Berg und der Poet.“ — [2] Antoine Houdar de la Motte (1672—1731), französischer Dramatiker und Fabeldichter; vgl. „Hamburgische Dramaturgie“ (Bd. 4 und 5 dieser Ausgabe), Stück 19 und 36.

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter tun solle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mahnstängeln[1] die Häupter ab und sprach zu dem Boten: „Geh und erzähle meinem Sohne, was ich itzt getan habe!“ Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten*. — Hier ist eine allegorische Handlung — hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vorteile der Eintracht an einem Bündel Ruten zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?**

Aber wenn ebenderselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, solange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam und jeder sich seine eigene Weide suchte***, alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es ebenso klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner „Allegorie“? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt sein. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sei? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

---

* Florus[2]. lib. I, cap. 7. — ** Fabul. Aesop. 171. — *** Fab. Aesop. 297.

---

[1] Mahn, die ältere, bis ins 18. Jahrhundert gebräuchliche Form für „Mohn“. — [2] Lucius Annäus Florus, römischer Historiker, etwa 120 n. Chr.

Quintilian[1] lehret: „*Αλληγορια*, quam inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium[2]“ *. Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses „etwas andere“ auf etwas anderes Ähnliches einzuschränken sei, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie sein würde**. Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider, aber es mag sein.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas Ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch sein soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas Ähnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere; die sich also nach der Folge ihrer verschiednen Stärke untereinander aufreiben können. Eine Reihe von „Dingen“! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegeneinander an

* Quinctilianus lib. VIII, cap. 6. — ** „Allegoria dicitur, quia *ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει.* Et istud *ἀλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset“[3]. *Vossius*[4] *„Inst. Orat.“ lib. IV.*

[1] Marcus Fabius Quintilianus (etwa 35—100 n. Chr.), Verfasser des besten römischen Lehrbuches der Beredsamkeit, der „Institutio oratoria“. — [2] „Die Allegorie, die wir mit ‚inversio‘ (Umkehrung) lateinisch wiedergeben, bezeichnet etwas, dessen Sinn von den Worten verschieden ist, zuweilen auch das Gegenteil.“ — [3] „Sie heißt Allegorie, weil sie von etwas anderem handelt, als sie meint. Dieses Andere muß auf ein ähnliches Anderes beschränkt werden, weil sonst jede Ironie eine Allegorie wäre.“ — [4] Gerhard Johann Vossius (1577—1649), „Oratoriarum institutionum libri VI“ (Leiden 1606).

Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Tiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Tieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Tiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Tiere; wir dürfen[1] sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. „Er frißt"? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: „er fraß". Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn*.

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn der Schwächste; der Marder der Schwache; der Fuchs der Starke; der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen usw. hier Ähnliches? Ähnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken und der Wolf dem Stärksten; oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz; es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Ähnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjekten der Fabel und den allgemeinen Subjekten ihres Satzes keine Ähnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen statthaben. Und das nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädikaten erweisen.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Ähnlichkeit zwischen den bestimmten Subjekten oder

* von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erstes Buch, S. 77.

[1] Brauchen.

Prädikaten der Fabel und den allgemeinen Subjekten oder Prädikaten des Satzes, sondern auf der Ähnlichkeit der Arten, wie ich ebendieselbe Wahrheit itzt durch die Bilder der Fabel und itzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntnis in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntnis, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen, so würde in allen Fabeln ebendieselbe Allegorie sein, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen und sage: die Fabel als eine *einfache* Fabel kann unmöglich allegorisch sein.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede *einfache* Fabel auch eine *zusammengesetzte* werden *kann*. Wie, wann sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwei oder mehr Besondern, die unter ebendemselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Ähnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich stattfinden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, insofern sich aus beiden ebendieselbe Wahrheit ergibt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre, diese Fabel, sage ich, ist sofern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus* bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri[1].

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesicho-

* Lib. IV, fab. 3.

[1] „Lieber ungestraft gekränkt werden, als einem andern untertan."

rus[1] erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O, ihr Himerenser", rief er, „die ihr so fest entschlossen seid, euch an euren Feinden zu rächen, nehmet euch wohl in acht, oder es wird euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um eure Freiheit getan*." — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser, der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser, der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris, die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer, und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alledem? Dieses: da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegenstelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält, so gehöret das Wort „Allegorie" gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes bloß allegorisch

* Aristoteles, „Rhetor.", lib. II, cap. 20.

[1] Lyriker, geb. in Himera auf Sizilien, lebte um 600 v. Chr.

zu machen; und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunst recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen; und bläset in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. Was? sagt der Satyr; du bläsest aus einem Munde warm und kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu tun haben!"* — Diese Fabel soll lehren, *ὅτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὧν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις;* die Freundschaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute[1], aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der erste, der es leugnet und die Fabel für schlecht ausgibt. Richer**[2] sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral sei weiter nichts als eine Anspielung und gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjekte des Lehrsatzes wirklich begriffen sein sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von ebenderselben Sache ja und nein sagen, die ebendasselbe Ding loben und tadeln; und die Fabel zeiget uns einen Mann, der seinen Atem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht; der auf ganz etwas anders itzt seinen Atem warm haucht und auf ganz etwas anders ihn itzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisieren! Man nenne mir das abgeschmackte Märchen, in welches ich durch

* Fab. Aesop. 126. — ** — — „contre la justesse de l'allégorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoque". *„Fables nouvelles", Préface, p. 10.*

[1] Bei Logau, dessen Sinngedichte Lessing mit Ramler 1759 herausgab, fand er das Wort „Doppelmann" als Gegensatz zu Biedermann. — [2] Henri Richer (1685—1748) schrieb zwölf Bücher Fabeln (Paris 1729—44).

die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Äsopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als zur Nachfrage kömmt, soll es der gute Äsop getan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Äsop in großer Menge laues Wasser; und seine Mitknechte müssen ein Gleiches tun. Das laue Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt[1]." — — Was lehrt uns dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter* einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch", spricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben, alsdenn wird alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!" — — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort „Lehre" (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger Baco[4] wohl gar eine transzendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg[5] erzählet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese

* *Herbelot*[2], *„Bibl. Orient."*, *p. 516.* „Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brulante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroitra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estimer par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion".[3]

[1] Diese Geschichte ist oft als Beleg der Klugheit des Äsop erzählt worden. — [2] Barthélémy d'Herbelot (1625—95), „Bibliothèque orientale" (Paris 1697), lange Zeit Hauptquelle der Kenntnis des Orients. — [3] Die Stelle ist aus dem „Mesnewi" des Dschelaleddin Rumi übersetzt. — [4] Francis Baco von Verulam (1560—1626), der berühmte englische Philosoph. — [5] Ludwig Freiherr von Holberg (1684—1754), der große dänische Lustspieldichter. Vgl. S. 43 dieses Bandes, Nr. 24, das absprechende Urteil Lessings über Holbergs Fabeln.

machten ihm so viel zu tun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: ‚Liebe Mutter, hier sind Eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Kompanie Reuter bewachen, als eine einzige Ziege.'" — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeiget, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten ist als eine Ziege*." — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen sich einfallen läßt.

Richer.

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzählet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch „ein kleines Gedicht, das irgendeine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte"**.

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

„Ein kleines Gedicht"? (Poème) — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiktion setzet, so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Silbenmaß als notwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet, so kann ich seiner Meinung nicht sein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

„Eine Regel"? (Précepte) — Dieses Wort ist nichts bestimmter als das Wort „Lehre" des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die

---

* Moralische Fabeln des Baron von Holbergs, S. 103. — ** „La fable est un petit poème qui contient un précepte caché sous une image allégorique. *„Fables nouvelles", Préface, p. 9.*

Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist „Regel" oder „Vorschrift" hier sogar noch schlechter als „Lehre", weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unsers Tuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Teil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes[1];

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus*. Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel sein, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal anschauend erkennen sollte?

„Unter einem allegorischen Bilde"? — Über das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber „Bild" (Image)! Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um von de la Motte lieber auf Geratewohl abzugehen als nach ihm recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und ebendemselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Über-

* Libri I, Fab. 15.

[1] „Bei der Veränderung der Staatsform ändern die Armen nur den Namen des Herren."

fluſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis[1].

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mit unterlaufen läßt?* Ein jedes Gleichnis, ein jedes Emblema würde eine Fabel ſein, wenn ſie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zwecke übereinſtimmenden Bildern, wenn ſie mit einem Worte nicht das notwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich „eine Folge von Veränderungen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen".

Dieſe „Einheit des Ganzen" beruhet auf der Übereinſtimmung aller Teile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was ſie erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſatz beſtehet, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzählt, muß eine „Folge von Veränderungen" ſein. Eine Veränderung oder auch mehrere Veränderungen, die nur nebeneinander beſtehen und nicht aufeinander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt, daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdienet,

* Lib. V, Fab. 8.

[1] „Schnell laufend, auf der Schneide dahinſchreitend, kahl, mit einer Stirnlocke, nackt, halte ihn feſt, wenn du ihn ergriffen haſt; läßt du ihn einmal entſchlüpfen, kann ihn nicht einmal Jupiter zurückholen; ſo zeigt ſich die Gunſt der Gelegenheit. Damit nicht Zögerung die Erfolge verſäume, zeichneten die Alten dieſes Bild des Augenblicks."

wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich wieder ins Wasser." — Diese Erzählung befindet sich unter den Äsopischen Fabeln*, aber sie ist keine Fabel, wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Faktum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Faktum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umständen zugleich mit der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum[1].

* Fab. Aesop. 154.

[1] „Ein Dieb zündete am Altar des Jupiter eine Lampe an und plünderte ihn bei seinem eignen Lichte. Als er mit seinem Tempelraub fortging, sprach die heilige

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen, aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu, eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urteilen, könnte es kein andrer als dieſer ſein: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, „weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden", erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch notwendig haben ſoll? Zur Not könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Teile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts; ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſolle, nicht beſſer zu reißen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Denn er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei[1].

Ehrfurcht plötzlich: ‚Obwohl das Geſchenke von Sündern waren und mir verhaßt, ſo daß ich ihren Raub nicht als Kränkung empfinde, ſo ſollſt du, Verächter, doch deine Schuld mit dem Leben büßen, wenn erſt der vorherbeſtimmte Tag der Strafe kommt. Aber damit unſer Feuer, durch das die Frömmigkeit die heiligen Götter verehrt, nicht der Schandtat leuchte, ſo verbiete ich fortan ſolche Berührung mit dem Lichte.‘ Deshalb darf heutzutage keine Leuchte an der Flamme der Götter, noch das Altarfeuer an der Leuchte entzündet werden." — [1] „Wie viele nützliche Dinge dieſe Fabel enthalte, kann nur der erklären, der ſie erfunden hat. Erſtens

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wieviel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel* verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall recht hätte. — Er gibt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel**. Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet, und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel „eine unter der wohlgeratenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung". — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte, könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: „wohlgeratene" Allegorie; „ähnliche" Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn versparet. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde „versteckt" (caché) sein. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Rätsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt, aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Teilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widersprechende „versteckt" ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Teil feiner erklärt; er sagt doch nur „verkleidet" (deguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich

* Phaedrus libr. IV, Fab. 10. — ** Der „Kritischen Dichtkunst" ersten Bandes siebender Abschnitt, S. 194.

besagt sie, daß häufig diejenigen dir am meisten feindlich sind, die du genährt hast. Zweitens zeigt sie, daß Untaten nicht durch Jähzorn der Götter, sondern nach Schicksalsspruch zu ihrer Zeit bestraft werden. Endlich verbietet sie jede Verbindung der Guten mit den Bösen im Gebrauch irgendeiner Sache."

führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs höchste würde sich dieses „verkleidet" nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden: aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt „verkleiden" wenigstens „einkleiden" heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder „versteckt" noch „verkleidet", sondern durch sie der anschauenden Erkenntnis fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen sein, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntnis, von der mit ihr verknüpften schnellen Überzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen das Nötige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen spekulativischen Teil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist und von unserm Weltweisen[1] schon gnugsam erläutert war*! — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir itzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich

* Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolff schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior § 302—323. Dieser Teil erschien 1739 und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

[1] Christian Wolff (1679—1754), der für das Denken der Zeit Lessings einflußreichste Philosoph.

mich der Wörter „anschauen", „anschauender Erkenntnis" gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel gibt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte[1] werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux[2].

Batteux erkläret die Fabel kurzweg durch die „Erzählung einer allegorischen Handlung"*. Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit „verberge", so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung gibt, untersuchen.

„Eine Handlung", sagt Batteux, „ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet außer dem Leben und der Wirksamkeit auch Wahl und Endzweck voraus und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehnteile von allen existierenden Fabeln ausstreichen. Äsopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen miteinander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt ihn**." — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn

* „Principes de Littérature", Tome II. I. Partie p. V. „L'apologue est le récit d'une action allégorique etc." — ** Aesop. Fab. 145.

[1] Vgl. S. 422 dieses Bandes, Z. 15 ff. — [2] Charles Batteux (1713—80) hat durch die Schrift „Les beaux-arts réduits à un même principe", die später den ersten Teil der hier zitierten „Principes de Littérature" bildete, auf die deutschen Kunstanschauungen längere Zeit entscheidenden Einfluß geübt.

wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird erreicht*." — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie ohne Nachteil derselben weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urteile des Hirsches. Der Hirsch urteilet falsch und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurteilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Gibt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte „Handlung" verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so tätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs *springt*[1], der Wolf *zerreißet*[2] und der Frosch die Maus sich an das Bein *bindet*[3]. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgendeiner Tätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde

* Fab. Aesop. 181.

[1] Die Fabel vom Fuchs und den Trauben. — [2] Die Fabel vom Wolf und dem Lamm. — [3] In der äsopischen Fabel (Halm, Nr. 298; nachgeahmt von Lafontaine, „Fables", liv. IV, Nr. 11) bindet sich der Frosch die Maus an das Bein, um sie zu ertränken; ein Falke erbeutet dadurch mit der Maus auch den Frosch.

eine unnütze Mühe sein. Es ist aber nur schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahieret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt; die er mehr als einmal „une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité[1]“ nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, „fauce improba incitatus“[2]; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts tun, und also „jurgii causam intulit“[3]. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur sein kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge tut. Die Moral ist*: *οἷς προθεσις ἀδικειν, παρ᾽ αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει*: „Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar *μετ᾽ εὐλογου αἰτιας*[4] zu tun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand ‚wählen‘, aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu schanden gemacht wird.“ Diese Moral redet von einem „Vorsatze“ (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich „gewählten“ Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas sein, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht sein würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehr-

* Fab. Aesop. 230.

[1] „Eine der schönsten und berühmtesten des Altertums.“ — [2] „Von seiner gewissenlosen Freßgier getrieben.“ — [3] „Suchte er eine Ursache zum Streit.“ — [4] „Mit einem Vernunftgrunde.“

satz anschauend zu machen nötig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vorteilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sei: „que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort[1]“. Wie seicht! Wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae[2] des Wolfs sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre mit einem Worte schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere[3] Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fodert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der itzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, notwendig; aber tun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri[4]

nicht wert, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

Soviel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu tun oder zu lassen, folget, so tut der Dichter besser, wenn er die Pflicht als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß sein, ist nicht immer ein Glück“ — Diesen Erfahrungssatz in eine

[1] „Daß der Schwächere oft von dem Stärkeren unterdrückt wird.“ — [2] „Die erdichteten Gründe.“ — [3] Zahlreichere. — [4] „Daß oft das Verachtete nützlicher befunden wird als das Gepriesene“ (die Moral der oben angeführten Fabel vom Hirsch, die auch Phädrus, Buch 1, Fabel 12, erzählt).

schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich sein. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist in mehr als einer Betrachtung ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zutun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden; es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem ebenso viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen sein müssen. Nicht das Großsein, sondern die eitele Begierde, groß zu werden (*κενοδοξιαν*[1]), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das tat jener Alte*, der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie teuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites[2],

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten,

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu[3].

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter

* Fab. Aesop. 243. Phaedrus libr. IV, Fab. 5.

[1] „Eitle Ruhmsucht." — [2] „Damit sie ein sichtbares Abzeichen in der Schlacht hätten, dem die Krieger folgen sollten." — [3] „Sie blieben in den Türen hängen und wurden von den Feinden gefangen, die sie mit gierigen Zähnen hinschlachteten und in die Tiefen ihrer Bäuche versenkten."

und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe und nicht die Größe überhaupt zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe ist natürlicherweise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Überhaupt hat Batteux die Handlung der äsopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften nebeneinander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu tun, sondern allein mit unserer Erkenntnis. Er will uns von irgendeiner einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er nach Maßgebung der Wahrheit durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu tun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die Tat. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urteil:*

* Phaedrus libr. I, Fab. 10.

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas[1]."

Die Fabel ist aus; denn in dem Urteil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraussiehet, daß die Streitigkeit hinter der Szene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken und rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht leben ist. ‚Nun, was soll ich?' fragt der Tod. ‚Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen*.'" — Der Fabulist ist glücklich und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der „Handlung" geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie notwendig so weitläuftig machen, als ich es oben getan habe. — „Aber der Sprachgebrauch?" wird man einwerfen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so

* Fab. Aesop. 20.

[1] „Du scheinst nicht verloren zu haben, was du forderst; du aber hast, wie ich glaube, entwendet, was du gewandt leugnest."

gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes „Handlung", insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rate werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel „auf einen einzeln Fall zurückgeführet". Dieser einzelne Fall wird allezeit das sein, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann sein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen sein, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen sein müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumet sich ohne Not, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht „eine jede Wahrheit" sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht „unter die Allegorie einer Handlung" sondern auf einen einzeln Fall, nicht „versteckt oder

verkleidet" sondern so zurückgeführet, daß ich nicht bloß „einige Ähnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke" sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles*: „Eine obrigkeitliche Person durch das Los ernennen, ist eben als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Los ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es sein sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben itzt äußernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das Los ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc." Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein „als wenn" eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urteil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den äsopischen Fabeln des Planudes[1] lieset man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Tier, das meistens im Wasser wohnet, und dessen Geilen in

* Aristoteles Rhetor. lib. II, cap. 20.

[1] Der Nikomedische Mönch Maximos Planudes in Konstantinopel (etwa 1260 – 1310) verfaßte eine Sammlung der äsopischen Fabeln.

der Medizin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Tier von den Menschen verfolgt wird und ihnen nicht mehr entkommen kann, was tut es? Es beißt sich selbst die Geilen[1] ab und wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieser wegen nachstellet und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann*." — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sei, werden sich vielleicht die meisten bedenken und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte: würde man vielleicht mit dem Verfasser der „Kritischen Briefe"[2]** sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit ebendiesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Überlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (*γινωσκων οὐ χαριν διωκεται*). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegnis aus dem Reiche der Tiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu; und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächset***." Auch dieses ist aus ebender

* Fabul. Aesop. 33. — ** Critische Briefe. Zürich 1746. S. 168. — *** Fab. Aesop. 268.

[1] Hoden. Das Bibergeil, der Inhalt der Geilsäcke des Bibers, wird seit den ältesten Zeiten als Arznei benutzt. — [2] Joh. Jak. Bodmer.

Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher L'Estrange[1] eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen und die Individualität dafür erteilen*. „Eine Äffin", erzählt er, „hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert und kam glücklich davon." — Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das sein, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer

* In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptiert hat, die 187te.

[1] Der Engländer Robert L'Estrange (1617—1705) lieferte 1687 eine politisch freiheitsfeindlich und papistisch erläuterte Übersetzung der äsopischen Fabeln in Prosa, deren neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe von Richardson durch Lessing unter dem Titel „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Äsopischen Fabeln mit dienlichen Betrachtungen zur Beförderung der Religion und der allgemeinen Menschenliebe vorgestellet" 1757 ins Deutsche übertragen wurde.

Wissenschaften begnügen? — Wieviel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntnis aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nötig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntnis ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existieret nur in dem Besondern und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn soviel als möglich zu erläutern, müssen wir ihn auf das Besondere reduzieren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, insofern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr tun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntnis.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist, so hat die anschauende Erkenntnis auch einen weit größern Einfluß in den Willen als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines und hindert als dieses die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntnis den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre außer der Erläuterung ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu erteilenden Fähigkeit auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntnis in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu tun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis, deren das Besondere als bloß möglich betrachtet fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Überzeugung mit sich führet als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich sein, seine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu übersehen*. Erst von seiner Einteilung des Exempels: „*Παραδειγματων δ' εἰδη δυο ἐστιν*", sagt er, „*ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἰδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη, ἑν δε λογοι, οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι*"[1]. Die Einteilung überhaupt ist richtig; von einem Kommentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabteilung der

* Aristoteles Rhetor. lib. II, cap. 20.

[1] „Von den Exempeln gibt es zwei Arten, die eine, geschehene Ereignisse zu erzählen, die andere, sie zu erdichten. Von letzteren ist die eine die Parabel, die anderen sind Fabeln, wie die äsopischen und libyschen."

„erdichteten Exempel" beibrächte und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gäbe und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben getan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahieren können, die Aristoteles davon gibt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὥσπερ εἴ τις*[1] ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Kommentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermangelung auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Einteilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und soweit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Wert dieser verschiedenen Arten von Exempeln und sagt: „*Εἰσὶ δ' οἱ λογοι δημηγορικοι: και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων: χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων, ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γενομενοσι*[2]." Ich will mich

[1] „Wie wenn jemand." — [2] „Die Fabeln sind für das Volk bestimmt, und sie haben den Vorteil, daß es schwer ist, wirklich geschehene Ereignisse als Beispiele zu finden, leichter aber Fabeln. Man muß sie nämlich, ebenso wie die Parabeln, erdichten, wo einer das Gleichnis erkennen kann, was infolge des philosophischen Denkens leichter ist. Leichter ist die Wirkung mit Hilfe der Fabeln, nützlicher aber für die Aufklärung die durch wirkliche Ereignisse. Denn meist sind die folgenden Ereignisse den früheren, wirklich geschehenen, ähnlich."

itzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht und diese innere Wahrscheinlichkeit sich ebensowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho[1] billiget:

Ταχ' ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ' εἰναι λεγοι:
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα[2]*:*

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur „gemeiniglich" (*ἐπι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und alles, was er für wahr ausgibt, auch wahrscheinlich zu machen, so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Überzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre, usw.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus

[1] Dramatischer Dichter in Athen, von dem nur Fragmente erhalten sind, Zeitgenosse des Euripides. — [2] Aristoteles, „Rhetorica", lib. 2, cap. 24. „Leicht möchte einer gerade das wahrscheinlich nennen, daß den Sterblichen vieles Unwahrscheinliche zustößt."

dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung ebenso richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Tiere in der Fabel.

Der größte Teil der Fabeln hat Tiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Tiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet[1]? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Tiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, „die gemeiniglich den Tieren beigelegt wird". — Vollkommen à la Françoise! Oder wie der Hahn über die Kohlen[2]! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Tieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Überhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Äsopus", sagt er[3], „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen ent-

[1] „Weil es zum Lachen reizt." — [2] Vgl. S. 153 dieses Bandes, Z. 11 f. — [3] An der S. 403 dieses Bandes, Anm. **, angeführten Stelle der „Kritischen Dichtkunst".

lehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man notwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzuteilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüt mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung bestehet aus zween wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermuteten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen als die Bosheit oder Torheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind, da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben, so sah man sich gemüßiget, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzuteilen. Da nun die Menschen bei aller ihrer Verschiedenheit dennoch, überhaupt betrachtet, in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die Erzählung einzuführen; vor-

nehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Tiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mitteilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben" ꝛc. —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Tiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts andres als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier versprochnermaßen untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Tiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem *Φασι*[1] und dem darauf folgenden Klagefalle[2] an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz „die Fabel in dem Klagefalle (*ταις αἰτιατικαις*) vortragen"; und Theon[3], wenn er in seinen „Vorübungen"* hierauf kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo

* Nach der Ausgabe des Camerarius[4], S. 28.

[1] „Man erzählt." — [2] Akkusativ, der die griechische Konstruktion des Daß-Satzes einleitet. — [3] Der griechische Rhetor Älios Theon aus Alexandria verfaßte etwa im 1. Jahrhundert n. Chr. seine „Progymnasmata". — [4] Joachim Camerarius (1500—74), Herausgeber zahlreicher antiker Autoren.

der Philosoph diesen Gebrauch billiget und es zwar deswegen für ratsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Altertum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, „damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere" (*ἵνα παραμυθήσωνται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν*). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel soviel als möglich vermindert wissen, so mußten sie notwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns tun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur d a s ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge eräugnet. Und nur d a s Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unsrer Vorstellungen ebenso selten vorkömmt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit ebenso wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht unsere Gemütsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Tiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Tiere fast in allen Fabeln sprächen und urteilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Tiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt, es wird angenommen und soll nichts weniger als wunderbar sein. —

Wenn ich in der Schrift lese*: „Da tat der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam ꝛc.", so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Äsopus lese**: „*Φασιν, ὁτε φωνηεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν*": „Damals, als die Tiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben", so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubnis seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzutun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache — die ich wenigstens für die wahre halte — warum der Fabulist die Tiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe. Wird sie sich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessierten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wieviel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisierung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt.

* 4. B. Mos. XXII. 28. — ** Fab. Aesop. 316.

Man hört Britannicus und Nero[1]. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegeneinander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er höret, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntnis, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen ebendasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Tieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter ohne weitere Hinzutuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten* und sagte: ‚Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer.‘ Der Arme erwiderte: ‚Mein Nachbar hat eine zahlreiche Herde, und ich habe nur das einzige Lamm.‘ — ‚Du hast aber den Göttern ein Gelübde getan‘, versetzte dieser, ‚weil sie deine Felder gesegnet‘. — ‚Ich habe kein Feld‘, war die Antwort. — ‚Nun, so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen.‘ — ‚O‘, sagte der Arme, ‚die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen.‘ — ‚Gottloser!‘ zürnte der Priester; ‚du lästerst!‘ und riß das Lamm aus seinem Schoße“ ꝛc. — — Und wenn

* 2. B. Samuelis XII.

[1] In Racines „Britannicus“. Vgl. „Hamburgische Dramaturgie“, 24. und 92. Stück.

in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es bloß daher, weil man mit dem Worte „Priester" den Charakter der Habsüchtigkeit, leider, noch weit geschwinder verbindet als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte „Riese", und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne*. Doch weil man auch hier sich das Verhältnis der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt als dort das Verhältnis des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten „Kritischen Briefe" ist mit Breitingern einerlei Meinung und sagt unter andern in der erdichteten Person des Hermann Axels**[1]: „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbare Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizeten. Er bemühte sich lange, auf denselben hinaufzuklimmen, aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: ‚Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug.' Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug; es ist zu platt" ꝛc. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt und verdienet nichts weniger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Tier darin redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns

* Fab. Aesop. 6. — ** Seite 166.

[1] Hermann Axel ist das Pseudonym Bodmers.

erwecket. „Ein Mensch"! Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es gibt deren so viele! Aber „ein Fuchs"! Der Fabulist weiß nur von einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gascogner[1] setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Tieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert und den Gascogner nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Tiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergieße*". — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie wert, gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der Tat zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese

* Man sehe die Kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln[2].

[1] Die Gascogner sind wegen ihrer Prahlereien berühmt. — [2] Johann Ludwig Meyer von Knonau (1705—85) schrieb „Ein halbes Hundert Neuer Fabeln. Mit einer Kritischen Vorrede des Verfassers der Betrachtungen über die Poetischen Gemälde [Bodmer]" (Zürich 1744, zweite Auflage 1754, dritte 1757).

geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel, z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Tiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Tiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Tiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Tieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntnis eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntnis mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften soviel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. B. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht und anstatt der Menschen Tiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntnis des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag tut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich

wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntnis des moralischen Satzes hier ebenso klar sein könnte, als sie dort ist?

III.
Von der Einteilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Einteilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergibt, habe ich gleich anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet und heißen einfache Fabeln, oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und ebendemselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Einteilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Einteilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es gibt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegenteils, als in einem einzeln Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegenteils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirekte Fabeln, so wie die andern direkte Fabeln nennen können.

Doch von diesen Einteilungen ist hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphilosophischen Einteilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Einteilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt: von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Einteilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius[1] ist ohne Zweifel der älteste Skribent, der ihrer erwähnet. „*Του δε μυθου*“, sagt er in seinen „Vorübungen“[2], „*το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογι-*

[1] Griechischer Rhetor des 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. — [2] „Progymnasmata.“

κον μεν ἐν ᾧ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται: ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον: μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.“ (Es gibt drei Gattungen von Fabeln, die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die vermischte, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen.) — Der Hauptfehler dieser Einteilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen[1] eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre, was kann demohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein als diese Einteilung? Öffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen des Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel ebensowohl getan haben, wenn er von der Einteilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft und alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben*.“ — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers

* Nach der Ramlerschen Übersetzung, S. 244.

[1] Nur auf den Menschen.

oft mehr ekeln als seinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Einteilung der Fabel nicht anders als willkommen sein, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die äsopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die äsopische Fabel", sagt er, „ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander: aber wohl die Fliege und die Ameise" ꝛc. — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden sein. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Teil der besten Fabeln des Altertums zugleich mitverwerfen mußte, und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu sein, unter den Schutz der mangelhaften Einteilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Einteilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolff*[1] hat die Einteilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Einteilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sei eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden, und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahr-

* „Philosoph. practicae universalis" Pars post. § 303.

[1] Vgl. S. 404 dieses Bandes, Anm. 1.

heit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sei, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Einteilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurteilet werden. „Absit enim", sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — „absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat[1]." Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Einteilung bei und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hineinzulegen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Einteilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten", sagt er, „so legen wir entweder den Subjekten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate bei, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolffischen Verbesserung also beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjekte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädikate, die von diesen Subjekten gesagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben und dennoch keine vernünftige Fabel sein; so wie sie eben nicht notwendig eine sittliche Fabel sein muß, weil Tiere in ihr aufgeführet werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel sein, weil sie die Eigenschaften und

[1] „Es sei fern von uns, dem das korrekte Denken abzusprechen, der sich inkorrekt ausdrückt. Es ist kindisch, den, der einen von Irrtum freien Geist hat, eines Irrtums zu beschuldigen, weil er seinen Gedanken nicht durch die geeigneten Worte ausdrücken konnte."

das Betragen gewisser Tiere nachahmet; wie hingegen Wolff den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern: z. E. „Der Vogelsteller und die Schlange"*, „Der Hund und der Koch"**, „Der Hund und der Gärtner"***, „Der Schäfer und der Wolf"†: lauter Fabeln, die nach der gemeinen Einteilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Einteilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logikalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein; und das letzte war Wolff, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermutet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedruckt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjekten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädikate, beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses „nicht zukommen" kann einen übeln Verstand machen[1]. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmütig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nötig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Überschwemmung der abgeschmacktesten Märchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder

* Fab. Aesop. 32. — ** Fabul. Aesop. 34. — *** Fab. Aesop. 67. — † Fab. Aesop. 71.

[1] Ein Mißverständnis hervorrufen.

zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig, wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu sein erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) *vernünftige* Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen *sittliche* heißen. Die *vernünftigen* Fabeln leiden keine fernere Unterabteilung; die *sittlichen* aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabel oder die Prädikate dieser Subjekte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt daß diese und jene Wesen existieren; oder er ist es, vorausgesetzt daß diese und jene wirklich existierende Wesen (nicht *andere* Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu anderen Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern *Grade*, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, wollte ich *mythische* Fabeln nennen; und diese, worin nur *erhöhtere* Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, *hyperphysische* Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Einteilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabeln „Der Blinde und der Lahme“[1], „Die zwei kämpfenden Hähne“, „Der Vogelsteller und die Schlange“, „Der Hund und der Gärtner“ sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Tiere, bald Menschen und Tiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich oder, mit Wolffen zu reden, es wird den Subjekten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln „Apollo und Jupiter“*, „Herkules und Plutus“**, „Die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter“***, kurz, alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix z. E., bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existieren oder existieret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — „Der Wolf und das Lamm“†, „Der Fuchs und der Storch“††, „Die Natter und die Feile“†††, „Die Bäume und der Dornstrauch“*†, „Der Ölbaum und das Rohr“**† ꝛc. sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Tiere und andere geringere Geschöpfe einschränke: der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch sittliche Fabel sein; denn die Gabe, zu prophezeien, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine äsopische Fabel behandeln und sie

* Fab. Aesop. 187. — ** Phaedrus libr. IV. Fab. 11. — *** Phaedrus libr. III. Fab. 15. — † Phaedrus libr. I. Fab. 1. — †† Phaedrus libr. I. Fab. 25. — ††† Phaedrus libr. IV. Fab. 7. — *† Fab. Aesop. 313. — **† Fabul. Aesop. 143.

[1] Von Gellert. Für die folgenden drei vgl. S. 433 dieses Bandes, Z. 5 f.

dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammenstürzte und sie unter den Ruinen begrübe, so würde keine andere als eine hyperphysisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Teil schlechterdings, zum Teil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei sein; die vernünftig mythische Fabel, als „Herkules und der Kärrner"*, „Der arme Mann und der Tod"**; die vernünftig hyperphysische Fabel, als „Der Holzschläger und der Fuchs"***, „Der Jäger und der Löwe"†, und endlich die hyperphysisch mythische Fabel, als „Jupiter und das Kamel"††, „Jupiter und die Schlange"††† ꝛc.

Und diese Einteilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Einteilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingersche Einteilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtenteils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der Tat in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel", sagt er, „hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche[1] Menschen aufgeführet werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche, oder in Absicht

* Fabul. Aesop. 336. — ** Fabul. Aesop. 20. — *** Fabul. Aesop. 127. — † Fabul. Aesop. 280. — †† Fabul. Aesop. 197. — ††† Fabul. Aesop. 189.

[1] Normale.

auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Klasse der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Personen aufgeführet werden. — Diese sind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten, — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, als z. E. die Tiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder tierische Fabeln genennt. —" Und die Fabel „Von den zwei Töpfen", die Fabel „Von den Bäumen und dem Dornstrauche"? Sollen die auch tierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihresgleichen eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitingerschen Einteilung oft zweifelhaft sein kann, zu welcher Klasse man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel „Von dem Gärtner und seinem Hunde" oder die noch bekanntere „Von dem Ackersmanne und der Schlange", aber nicht so, wie sie Phädrus erzählet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt. Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie notwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Tiere vor; und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Klasse anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich zur

richtigern Beurteilung einiger von meinen eigenen Versuchen nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, *wie weit* der Fabulist die Natur der Tiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und *wie nahe* er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessenwillen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andere Individua. Ist dieses, denken, reden und tun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, ebensogut denken, reden und tun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch soviel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modifikationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Tiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wieviel Sophismata non causae ut causae[1] die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der „Kritischen Briefe", wenn er von seinem Hermann Axel[2] sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Tieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung stehen und zu einem Endzwecke von weitem her angeordnet sind. Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt gibt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange emporhalten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Tierpersonen ganz kurz und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage oder

[1] „Sophismen, die eine Nichtursache als Ursache gebrauchen." — [2] D. h. von sich selbst.

Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden sein, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossu[1], daß die äsopische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sei denn, daß man die Tiere nichts von den Tieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possierlichen Gedichten angehet, wo man die Tiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt ꝛc." — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Tiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntnis und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossu nichts taugt. Die Äsopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf, eine äsopische Fabel zu sein; aber nicht deswegen, weil man den Tieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache erteilet hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopöe erfordern würde, erteilen dürfte; nicht deswegen, weil die Tiere alsdenn zu viel Menschliches haben würden, sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde, weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Teile so gewaltsam auseinandergedehnet und mit fremden Teilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntnis erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Teile hat oder seine Teile allzuweit auseinanderliegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopöendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel

[1] René le Bossu (1631—80), Verfasser des „Traité du poème épique" (Paris 1675). Vgl. „Hamburgische Dramaturgie", Stück 83.

zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Tiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der äsopischen Fabel die wahre Ursach nicht sei, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die tierische Fabel, sondern auch jede andere äsopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden oder von dem armen Mann und dem Tode läßt sich ebensowenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Tiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wieviel *sehr gute* Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Tieren weit mehr als „flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft" beigelegt wird und man sie ihre Anschläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden siehet. Z. E. „Der Adler und der Käfer"*; „Der Adler, die Katze und das Schwein"** ꝛc.

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man demohngeachtet eine äsopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die itztberührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser „Reinicke Fuchs" aussehen, wenn ihm der Name eines äsopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vors erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors zweite müßten die vielen und mannigfaltigen Teile dieses Ganzen unter gewisse Hauptteile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Hauptteilen auf einmal übersehen könnte; vors dritte müßte jeder dieser Hauptteile ein besonders Ganze,

* Fab. Aesop. 2. — ** Phaedrus lib. II. Fab. 4.

eine für sich bestehende Fabel sein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Teilen bestünde. Es müßte, um alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der „Reinicke Fuchs" von diesen Requisitis! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urteile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs und heißt die „Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln"[1]. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Böswicht nicht auf das äußerste bringen und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch sein mag, benehmen." Dieses „Äußerste", diese „Benehmung aller Mittel" zerstückte ich, machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben und mit dem „Rangstreite der Tiere" auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Äsopus, oder ist Phädrus, oder ist Lafontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Äsopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch getan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten

[1] Vgl. S. 377 ff. dieses Bandes.

auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urteilen, war sein Vortrag von der äußersten Präzision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Notwendigen und Unnützen. So charakterisiert ihn de la Motte; und richtig. Diese Präzision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon[1] unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Äsopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber Lafontaine? Dieses sonderbare[2] Genie! Lafontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer; wider seine blinden Verehrer! Lafontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte* mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präzision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum Teil verhindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, „qu'il falloit en recompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a

* In der Vorrede zu seinen Fabeln.

[1] Vgl. S. 422 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Hervorragende.

fait[1]." — „Alle die Lustigkeit", sagt er, „durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu erteilen zu unvermögend gewesen bin." — Welch Bekenntnis! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publiko aufgenommen! Es glaubte, Lafontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben*[2], meinte sogar, Lafontaine habe sich aus bloßer „Albernheit" (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: „mot plaisant, mais solide[3]!"

Unterdessen, da Lafontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von seiten des Altertums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu erteilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian sagt." — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: „Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto"[4]**, und dieses muß die Stelle sein, worauf sich Lafontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung soviel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache***, zu erteilen

* Fontenelle. — ** Quinctilianus, „Inst. Orat." lib. IV, cap. 2. — *** „Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus." *Idem, ibidem*[5].

[1] „Daß es nötig sei, zum Ausgleich mehr Lustigkeit als in seinen Fabeln walten zu lassen." — [2] Der Vielschreiber Fontenelle lebte in der Tat hundert Jahre, von 1657—1757. — [3] „Ein scherzhafter, aber begründeter Ausspruch." — [4] „Ich glaube, daß die erzählende Gattung vor allen anderen mit aller möglichen Anmut und Schönheit zu schmücken ist." — [5] „Aber es kommt sehr viel auf die

befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Fakti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet Lafontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie sein! — und setzt hinzu: „*ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἶναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη*“: Die Erzählung der Fabel soll noch planer sein, sie soll zusammengepreßt, soviel als möglich ohne alle Zieraten und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden sein.

Dem Lafontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem Lafontaine: „Tout original qu'il est dans les manières, il étoit admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'âme de la fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit**[1].“ Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den Lafontaine anführet! Lafontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugnis des Quintilians und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgends bei ihm findet.

* „Discours sur la Fable“, p. 17.

Natur des Gegenstandes an, den wir behandeln.“ — [1] „So original er auch in seiner Schreibart war, bewunderte er doch die Alten bis zu der falschen Meinung, sie seien seine Vorbilder gewesen. ‚Die Kürze‘, sagt er, ‚ist die Seele der Fabel, und es ist unnötig, Gründe dafür anzugeben; es genügt, daß Quintilian es gesagt hat.‘“

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den Lafontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des Lafontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmutigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Überzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie soviel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene *ἑρμηνεια ἀκατασκευος*[1] der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichnis von Zieraten lieset, deren die Erzählung der Fabel fähig sein soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zieraten streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zieraten aber sind dieser Kürze

[1] „Schmuckloſe Ausdrucksweiſe."

entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zieraten, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Tiere; damit sie weiter nichts als ihren einzigen[1] Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzuviel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zieraten bestehen erstlich in Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stellungen." — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. „ein Fuchs" sagen, sondern man muß fein sagen:

> Un vieux renard, mais des plus fins,
> Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
> Sentant son renard d'une lieue etc.[2]

Der Fabulist brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier ebendieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in einer Fabel nur eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Teile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgendeine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Teilen zusammengenommen erkennen sollen. Vielweniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze teilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierat", sagt er, „bestehet in den Gedanken, nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

---

[1] Nur ihren. — [2] „Ein alter Fuchs, aber einer der verschlagensten, ein großer Hühnerfresser, ein großer Hasenfänger, der jeden anderen Fuchs auf eine Meile spürte ꝛc." Lafontaine, „Fables", liv. 5. Nr. 5: „Le renard ayant la queue coupée."

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierat, die Allusion — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zieraten solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden." Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie auch nicht dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmutig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem Lafontaine und allen seinen Nachahmern wie meinem „Manne mit dem Bogen"*; der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sei, er ließ Zieraten darauf schnitzen, und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zieraten auf einen Bogen gehörten, er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor, damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mitsamt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem Äsopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch er nunmehr zu dem Äsopus, so wie ihn Lafontaine verkleidet hat, sagen: „Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang!" Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger wie Plato sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich sein wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu *belustigen*, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen[1] wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Er-

* S. die erste Fabel des dritten Buchs.

[1] Betrachten.

dichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius[1] ebensowohl als die alten Fabeln des Äsopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählet[2], wenn sie sich anders durch ihren innern Wert eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich vorizo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des Lafontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln, wer wird die lesen wollen! — Diesen Vorwurf werde ich ohnfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich, was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. Lafontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein, welche es will, eine Form erteilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze getan und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur

[1] Laurentius Abstemius, eigentlich Bevilacqua, aus Macerata, hat zweihundert Fabeln geschrieben; das erste Hundert, betitelt „Hecatomythium", erschien in Venedig 1499. — [2] Diese Vorausfage ging dadurch in Erfüllung, daß Ramler 1796—97 sechsunddreißig der Prosafabeln Lessings in Versen bearbeitete.

gestehen: ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe". Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite ist unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen, sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wieviel Beweise will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum[1] etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her notwendig so getrübt, daß er sein Bildnis unmöglich darin hat sehen können. Die griechischen Fabeln[2] sagen: *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*[3]; das braucht weiter nichts zu heißen, als „er ging über den Fluß"; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius[4] bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ αὐτην διηει την ὀχθην*[5]: der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriae,
Socii fuere cum leone in saltibus[6].

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen

[1] „Ein Hund schwamm, während er ein Stück Fleisch trug, über einen Fluß und erblickte im Wasserspiegel sein Bild." — [2] Fab. Aesop. 210. — [3] „Ein Hund schritt, ein Stück Fleisch haltend, über einen Fluß." — [4] Der Rhetor Aphthonius (um 400 n. Chr.) hat vierzig Fabeln in der Art des Äsop geschrieben. — [5] „Ein Hund, der Fleisch gestohlen hatte, ging dicht am Flußufer hin." — [6] „Eine Kuh, eine Ziege und ein das Unrecht ertragendes Schaf waren mit einem Löwen im Walde verbündet."

iſt dieſe Fabel zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (*Οναγρος*). Von dem wilden Eſel iſt es bekannt, daß er ludert[1]; und folglich konnte er an der Beute teilnehmen. Wie elend iſt ferner die Teilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo;
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit[2].

Wie vortrefflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſogleich drei Teile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Teil für den König oder für die Schatzkammer des Staats beiſeite gelegt. „Und dieſes Teil", ſagt der Löwe, „gehöret mir, *βασιλευς γαρ εἰμι*[3]; das zweite Teil gehöret mir auch, *ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Teilung; und das dritte Teil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν*[4]."

Fab. 11. Lib. I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras[5] etc.
— — — —
Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu[6].

Der Löwe verbirgt den Eſel in das Geſträuche; der Eſel ſchreiet; die Tiere erſchrecken in ihren Lagern, und da ſie durch die „bekannten Ausgänge" davonfliehen wollen, fallen ſie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch e i n e n Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall ſein? — Wie vortrefflich fallen in der griechiſchen Fabel alle dieſe Schwierigkeiten weg! Der Löwe und

[1] Gefallene Tiere aufſpüren und freſſen. — [2] „Den erſten Teil nehme ich, weil ich der Löwe bin, den zweiten werdet ihr mir geben, weil ich tapfer bin, dann ſoll mir der dritte gehören, weil ich ſtärker bin, und wehe dem, der den vierten anrührt." — [3] „Denn ich bin der König." — [4] „Denn ich will dir das ärgſte antun, wenn du nicht von dannen fliehſt." — [5] „Als der Löwe mit dem Eſel zuſammen auf Beute gehen wollte, verbarg er dieſen im Geſträuch und befahl ihm, durch ſein ungewohntes Geſchrei die Tiere zu ſchrecken." — [6] „Als ſie vor Schreck die gewohnten Ausgänge ſuchen, verfallen ſie dem furchtbaren Angriff des Löwen."

der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Libr. IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem[1].

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wieviel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: *Ἄνθρωπος δυο πηρας ἕκαστος φερει;* oder: *δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου*[2] usw.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus[3].

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie, und würde ich mehr davon sagen können, als Wolff gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren „Vorübungen" von den Fabeln zogen, indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen ꝛc. Diese Übung kann nicht anders

[1] „Jupiter hat uns zwei Säcke aufgelegt, den mit den eignen Fehlern gefüllten auf den Rücken, den mit den fremden beschwerten auf die Brust." — [2] „Jeder Mensch trägt zwei Säcke" oder „Zwei Säcke sind uns um den Hals gehängt." Fab. Aesop. 338. — [3] Für diese Ausgabe hat Lessing Vorarbeiten hinterlassen, die als „Anmerkungen über den Phädrus" in dem von seinem Bruder herausgegebenen „Literarischen Nachlaß" erschienen.

als zum Nachteil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte ebenso geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen[1] Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott gibt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesamte Seelenkräfte man soviel als möglich beständig in einerlei Verhältnisse ausbildet und erweitert, den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und achtzuhaben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden, den man beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen läßt, den man lehret, sich ebenso leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Übungen nun, die diesem allgemeinen Plane zufolge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung äsopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allerhäufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Prinzipium der Reduktion, und es ist am besten, den Philosophen[2]

[1] Zu eignem Auffinden von philosophischen Folgerungssätzen anleitend. — [2] Wolff. — „Wir sehen also, welcher geistigen Operation sich die Erfinder der Fabeln bedienen, nämlich des Prinzips der Reduktion, das, wie es überhaupt zur Erfindung höchst nützlich, zur Erfindung der Fabeln absolut notwendig ist. Da dieses Prinzip der Reduktion in der Erfindungskunst die breiteste Stelle beansprucht und ohne dasselbe keine Fabel erfunden wird, so kann niemand zweifeln,

selbst davon zu hören: „Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemademodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum autores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus*."

Doch dieses Prinzipium der Reduktion hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntnis des Besondern und aller individuellen Dingen, auf welche die Reduktion geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rate eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde zu legen**. „Sie enthält", sagt er,

* Philosophiae practicae universalis pars posterior, § 310. — ** „Briefe, die neueste Literatur betreffend", 1. Teil, S. 59[1].

daß die Fabeldichter unter die Erfinder zu rechnen seien. Die Erfinder brauchen die Fabeldichter nicht zu verachten; wenn nämlich die Fabel ihren Namen verdienen und vollkommen sein soll, gehört zu ihrer Erfindung nicht geringe Kunst, so daß Leute, die sich in anderen Arten der Darstellung von Wahrheiten hervortun, zugeben müssen, daß hier ihre Kräfte versagen, sobald es zur Tat kommen soll. Alteweibermärchen sind Späße ohne Wahrheit, und ihre Dichter gehören zu den Spaßmachern, nicht zu den Erfindern. Diesen dürfen die Erfinder von Fabeln und kleinen Geschichten nicht gleichgestellt werden, von denen hier die Rede ist, und die wir, wenn auch gezwungen, in der praktischen Philosophie erwähnen müssen, um unserer Pflicht zu genügen." — [1] Die Stelle steht in Lessings Rezension von

„den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen.“ Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Tiere und anderer geringern Geschöpfe, sondern auf die äsopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntnis nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr finden als erfinden lassen; und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter[1] sagt: „Man darf nur im Holz und Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Tiere aufmerksam sein und, so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Ähnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne*.“ Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „*Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν*[2].“ — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten

* Critische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“. Die wichtigsten Gedanken dieser Rezension hat Lessing, wie er sagt, von Moses Mendelssohn entlehnt, und dieser ist der „neuere Schriftsteller“ (S. 453 dieses Bandes, Z. 24). — [1] Bodmer in der unten zitierten Vorrede zu Ludwig Meyers von Knonau „Ein halbes Hundert neuer Fabeln“ (Zürich 1744). — [2] „Ein Löwe und ein Esel machten Gemeinschaft und gingen auf die Jagd.“

Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabeln einen kleinen Ausweg[1] genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele, führet, als Äsopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: *και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος*[2]. Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie wenn das Stücke Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute Tat anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen

[1] Abweg. — [2] „Und die Krähe war wieder eine Krähe."

sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es gibt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: „*τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον*[1].“ Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Kommentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

[1] „Sie würden dann ihres Elends ledig werden, wenn sie durch ihr Harnen einen Fluß zustande brächten.“

Anmerkungen des Herausgebers.

Rezensionen (S. 5—148).

Einleitung des Herausgebers (S. 7—12).

S. 8, Z. 30 ff. Vgl. Ernst Consentius, Freygeister, Naturalisten, Atheisten — ein Aufsatz Lessings im „Wahrsager" (Leipz. 1899).

Z. 32 f. Vgl. Arend Buchholtz, Die Vossische Zeitung (Berl. 1904; Privatdruck); Ernst Consentius, Lessing und die Vossische Zeitung (Leipz. 1902); B. A. Wagner, Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessings Werken (Berl. 1881); Ders., Zu Lessings spanischen Studien (Berl. 1883); C. Humbert, Lessings Stellung zur französischen Literatur („Archiv für Literaturgeschichte", Bd. 2, S. 443 bis 469; Leipz. 1872).

Z. 36 f. Vgl. „Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung. 1858 bis 1903. Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. 1751." Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben (Bibliographisches Repertorium II; Berl. 1904).

S. 10, Z. 14 ff. Vgl. Robert Petsch, Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Nebst verwandten Schriften Nicolais und Mendelssohns herausgegeben und erläutert (Leipz. 1910).

Z. 27 f. Vgl. Wilhelm Feldmann, Deutsche Sprachpflege in den Literaturbriefen („Zeitschrift für deutsche Wortforschung", Bd. 7, S. 152—160; Straßb. 1905).

S. 13, Nr. 1. „Der Naturforscher", 1747, Nr. 8 (19. Aug.).

S. 14, Nr. 2. „Der Naturforscher", 1747, Nr. 10 (2. Sept.).

S. 15, Nr. 3. „Berlinische privilegierte Zeitung", 1748, Nr. 143 bis 144 (28.—29. Nov.). — Das Verhältnis Lessings zu Gottsched, das noch in mehreren der folgenden Rezensionen beleuchtet wird, behandeln im ganzen: Th. Danzel, Gottsched und seine Zeit (Leipz. 1848), und Gustav Waniek, Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit (Leipz. 1897); vgl. auch Albert Köster, Lessing und Gottsched „Euphorion", Bd. 1, S. 64—71; Bamb. 1894); J. Kreiner, Lessings Verhältnis zu Gottsched und den Schweizern (Podgorze 1900). Die hier besprochene „Sprachkunst" wurde für die endgültige Einigung der deutschen Schriftsprache sehr einflußreich.

S. 18, Z. 12 ff. Die französischen Etymologien Lessings sind bis auf *hony*, das in der Tat germanischen Ursprungs ist, richtig. „Zerren" (Z. 16) ist schon mittelhochdeutsch; die Ableitung von „zeter" aus *caedes* ist falsch.

S. 19, Nr. 4. „Berlinische privilegierte Zeitung", 1749, Nr. 30 (11. März).

Nr. 5. Ebenda (wie Nr. 4), Nr. 34 (20. März). — Vgl. zu dieser und den folgenden Klopstock betreffenden Rezensionen: Franz Muncker, Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock (Frankfurt a. M. 1880).

S. 23, Nr. 7. „Berlinische privilegierte Zeitung", 1749, Nr. 64 (29. Mai).

Nr. 8. Ebenda (wie Nr. 7), Nr. 67 (5. Juni).

S. 24, Nr. 9. Ebenda (wie Nr. 7), Nr. 138 (18. Nov.).

S. 26, Nr. 10. Ebenda (wie Nr. 7), Nr. 143 (29. Nov.).

S. 27, Nr. 11. Ebenda (wie Nr. 7), 1750, Nr. 29 (7. März).

S. 28, Nr. 12. „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", 1751, Nr. 7 (12. Febr.).

S. 29, Nr. 13. Ebenda (wie Nr. 12), Nr. 14 (2. April).

S. 30, Nr. 14. Ebenda (wie Nr. 12), Nr. 24 (11. Juni). — Der Verfasser des besprochenen Buches ist der Dichter der „Virginia", die für Lessings „Emilia Galotti" später Bedeutung gewann. Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 148, Z. 17.

S. 32, Nr. 15. „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", 1751, Nr. 27 (2. Juli).

S. 34, Nr. 16. Ebenda (wie Nr. 15), Nr. 27 (2. Juli).

S. 35, Nr. 17. Ebenda (wie Nr. 15), Nr. 27 (2. Juli).

S. 36, Nr. 18. Ebenda (wie Nr. 15), Nr. 44 (29. Okt.).

S. 37, Nr. 19. Ebenda (wie Nr. 15), Nr. 46 (12. Nov.).

S. 38, Nr. 20. Ebenda (wie Nr. 15), Nr. 47 (19. Nov.).

S. 39, Nr. 21. Ebenda (wie Nr. 15), Nr. 51 (17. Dez.).

S. 40, Nr. 22. „Berlinische privilegierte Zeitung", 1751, Nr. 28 (6. März).

S. 41, Nr. 23. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 37 (27. März).

S. 43, Nr. 24. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 58 (5. Mai).

S. 45, Nr. 25. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 61 (22. Mai).

Nr. 26. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 96 (12. Aug.).

S. 46, Nr. 27. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 98 (17. Aug.).

S. 47, Nr. 28. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 125 (19. Okt.).

S. 49, Nr. 29. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 134 (9. Nov.).

S. 50, Nr. 30. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 145 (4. Dez.). — Von diesen Liedern nahm Lessing nur eines, „Die Ente", in seine „Vermischten Schriften" (1771) auf; „Der Vetter und die Muhme" erschien noch in den „Schriften" (1753), wurde aber dann ausgemerzt.

S. 51, Nr. 31. Ebenda (wie Nr. 22), Nr. 146 (7. Dez.).

S. 52, Nr. 32. „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", April 1751.

S. 54, Z. 25. ſzientiſiſche Wäſcherei: *jargon scientifique, encore plus méprisable que l'ignorance* (Rousseau).

Z. 27 f. Rousseau: *Il fallait une révolution.*

Z. 32. Rousseau: *du trône de Constantin.*

S. 55, Z. 2. Stufenſteigung: *gradation* (Rousseau).

Z. 12. erborgte: *apprêté* bei Rousseau. Lessings Übersetzung ist also falsch, sie müßte lauten: „wohlüberlegte, affektierte".

Z. 37 f. geſittete Völker: *gens de bien* (Rousseau).

S. 56, Z. 22. befreien: *garantir* (Rousseau).

S. 57, Z. 11. Bei Rousseau nicht Frageform, sondern affirmativ.

Z. 12. Schauplätze: *amphithéâtres* (Rousseau).

Z. 20. Zierlichkeit: *élégance* (Rousseau).

S. 59, Z. 7. Stiftungen: *établissements* (Rousseau).

Z. 36 f. angenehm: *précieux* (Rousseau). von denen bis erbrochen: *ces compilateurs d'ouvrages* (Rousseau).

S. 63, Nr. 33. „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", Mai 1751.

S. 68, Nr. 34. „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", Dez. 1751. — Vgl. Ernst Consentius, Lessing und Naumann (Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung", 1902, Nr. 14, S. 107—110).

S. 70, Nr. 35. „Berlinische privilegierte Zeitung", 1752, Nr. 152 (19. Dez.).

S. 71, Nr. 36. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 22 (20. Febr.).

S. 72, Nr. 37. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 62 (24. Mai).

S. 73, Nr. 38. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 77 (28. Juni).

S. 74, Nr. 39. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 87 (21. Juli).

S. 75, Nr. 40. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 93 (4. Aug.).

S. 77, Nr. 41. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 136 (13. Nov.).

Nr. 42. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 138 (17. Nov.).

S. 78, Nr. 43. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 153 (22. Dez.).

S. 79, Nr. 44. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 154 (25. Dez.).

S. 80, Nr. 45. Ebenda (wie Nr. 35), 1753, Nr. 155 (27. Dez.).

S. 81, Nr. 46. Ebenda (wie Nr. 35), 1754, Nr. 25 (26. Febr.).

S. 82, Nr. 47. Ebenda (wie Nr. 35), 1754, Nr. 56 (9. Mai).

S. 83, Nr. 48. Ebenda (wie Nr. 35), 1754, Nr. 91 (30. Juli).

S. 84, Nr. 49. Ebenda (wie Nr. 35), 1754, Nr. 98 (15. Aug.). — Vgl. hierzu und zu Nr. 51 die Ausgabe der „Ganzen Ästhetik in einer Nuß" von Albert Köster (Berl. 1900).

S. 85, Nr. 50. Ebenda (wie Nr. 35), 1754, Nr. 112 (17. Sept.).

S. 87, Nr. 51. Ebenda (wie Nr. 35), 1754, Nr. 135 (9. Nov.). — Vgl. die Anm. zu Nr. 49.

S. 88, Nr. 52. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 4 (9. Jan.).

S. 90, Nr. 53. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 9 (21. Jan.).

S. 91, Nr. 54. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 23 (22. Febr.).

S. 93, Nr. 55. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 53 (3. Mai).

S. 94, Nr. 56. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 64 (29. Mai).

S. 95, Nr. 57. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 82 (10. Juli).

S. 96, Nr. 58. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 95 (9. Aug.).

S. 97, Nr. 59. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 101 (23. Aug.).

Nr. 60. Ebenda (wie Nr. 35), 1755, Nr. 123 (14. Okt.).

S. 99, Nr. 61. „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Zweiten Bandes zweites Stück", S. 422 f., 1758.

S. 100, Nr. 62. „Briefe, die neueste Literatur betreffend", 7. Brief (18. Jan. 1759).

S. 102, Nr. 63. Ebenda (wie Nr. 62), 16.—17. Brief (8. und 16. Februar 1759). — Aus dem Kreise Gottscheds erfolgte eine witzige, namentlich die Schwächen von Lessings Faustfragment treffende Erwiderung, wahrscheinlich verfaßt von Christian Gottlieb Ludwig und der Gottschedin, betitelt: „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend" (Frankf. u. Leipz. 1760); vgl. Julius Braun, Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen, Bd. 1, S. 111 bis 116 (Berl. 1884), und Paul Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie, S. 48 f. und S. 258—267 (Berl. 1886).

S. 108, Z. 7 ff. Von dieser Faustszene erschien ein Sonderdruck mit dem Titel: Doctor Fauſt. Ein Schauſpiel von Leßing. Berlin 1780 und mit einem Personenverzeichnis. Das einzige bekannte Exemplar (in der Hamburger Stadtbibliothek) wurde im April 1911 als Privatdruck von Anton Kippenberg nachgebildet. Vgl. „Lessings Faustdichtung, mit erläuternden Beigaben herausg. von Robert Petsch" (Heidelberg 1911).

S. 110, Nr. 64. „Briefe, die neueste Literatur betreffend", 63. bis 64. Brief (18.—25. Okt. 1759). — Vgl. Ludwig Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, S. 140 f. (Leipz. 1891). Eingehendere Erörterungen über das Verhältnis von Dichter und Geschichtschreiber in der „Hamburgischen Dramaturgie", Stück 23 (Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 449, Z. 1 ff.).

S. 123, Nr. 65. „Briefe, die neueste Literatur betreffend", 81. Brief (7. Febr. 1760).

S. 131, Nr. 66. Ebenda (wie Nr. 65), 332. Brief (27. Juni bis 4. Juli 1765).

Briefe (S. 149—244).

Zu Brief 1—8 vgl. Hugo Holstein, Simon Lemnius („Zeitschrift für deutsche Philologie", Bd. 20, S. 481—487; Halle 1888), und Paul Merker, Simon Lemnius. Ein Humanistenleben (Straßb. 1908).

S. 153, Z. 11 f. Dieser Vergleich schon bei Burkard Waldis, Esopus, 4. Buch, Fabel 18, und Tappius, *Germanicorum Adagia*, S. 100 (1545).

S. 158, Z. 25 ff. Diese Anmerkung erst in der Ausgabe von 1784 als „Anmerkung des Verfassers" beigefügt.

Z. 29 ff. Diese Anmerkung erst in dem Drucke von 1784.

S. 179, Z. 4. Der 9. Brief wiederholt Teile eines Aufsatzes aus dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" vom April 1751 (vgl. S. 52 dieses Bandes, Nr. 32).

S. 184, Z. 7. Vgl. in Goethes „Faust", V. 2272:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden".

S. 186, Z. 4. Der 13. Brief steht schon fast vollständig in der „Vossischen Zeitung" vom 15. Juli 1751 unter dem Titel: „Die väterliche Liebe".

S. 190, Z. 12. Das Folgende ist der Rezension von Hubers „Oden, Liedern und Erzählungen" („Vossische Zeitung", 17. Aug. 1751) entnommen. Vgl. S. 46 dieses Bandes (Nr. 27), Z. 20ff.

S. 192, Z. 8ff. Das Folgende bis zum Schluß des 17. Briefes stand schon im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes", Sept. 1751.

S. 196, Z. 5. In der ersten Ausgabe des „Messias" und ebenso im ersten Druck der „Briefe" lautet der Anfang des Verses: „Sing".

Z. 8. Bei Klopstock: „von neuem".

Z. 9. Bei Klopstock: „geschah".

Z. 18. Bei Klopstock: „o forschender".

Z. 19. Bei Klopstock: „werd'".

S. 197, Z. 7. Im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" und in den beiden Drucken der „Briefe" heißt es mit einem nicht feinen Scherze: Ich unsterblicher Klopstock.

S. 200, Z. 9ff. Diese Anmerkung erst in der Ausgabe von 1784.

S. 208, Z. 1ff. Aus dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes", Mai 1751.

S. 211, Z. 7ff. Aus dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes", Juni 1751, wo Diderots *„Lettre sur les Sourds et Muets"* ausführlicher besprochen ist.

S. 213, Z. 25ff. Das Fragment „Samuel Henzi" ist jedenfalls unmittelbar nach dem tragischen Ende Henzis 1749 entstanden. Der Held, der 1701 nahe bei Bern geboren war, hatte einige Jahre als Hauptmann in italienischen Diensten gestanden, war dann Schriftsteller geworden (vgl. Johann Jakob Bäbler, S. Henzis Leben und Schriften; Aarau 1880), dichtete 1748 ein Telldrama und trat im folgenden Jahre an die Spitze einer Verschwörung gegen die verkommene aristokratische Regierung Berns. Die Teilnehmer der Verschwörung erscheinen in Lessings Fragment mit Namen und Charakter der historischen Wirklichkeit getreu, aber der Gegner Isaak von Steiger, der Altschultheiß, ist mit dem Schultheiß Christoph von Steiger zu einer Gestalt verschmolzen, und nicht der Genfer Micheli Ducret, sondern ein Theolog übte den Verrat, dem Fuëter, Wernier und Henzi am 17. Juli 1749 auf dem Schafott zum Opfer fielen.

Die „Vossische Zeitung" brachte über dieses Ereignis zahlreiche ausführliche Berichte, die begeistert für Henzi Partei nahmen. Lessings dadurch erregte Teilnahme an dem Schicksal des unglücklichen, edlen Revolutionärs verdichtete sich um so leichter zu der Absicht einer dramatischen Darstellung, da das Thema der politischen Verschwörungen im Kreise der vorbildlichen klassischen Tragödie der Franzosen besonders begünstigt wurde. Auch der diesem Stile in der 1741 er-

schienenen Übersetzung Caspars von Borck angenäherte „Julius Cäsar" Shakespeares war ihm ohne Zweifel bekannt und wirkte auf Technik und Sprache des „Samuel Henzi". Äußerlich bleibt er noch dem Alexandriner, den drei Einheiten und der großen Rhetorik der Franzosen untertänig; aber die kühne Neuerung der Wahl eines Stoffes aus der allerjüngsten Vergangenheit für eine Tragödie und die Beibehaltung der wirklichen Namen durchbricht an wichtigen Stellen den Kreis der Tradition und weist in das Neuland realistischer Bühnenkunst hinaus. Die zahlreichen älteren Schriften über Henzi werden entbehrlich durch die jüngste: Maria Krebs, Henzi und Lessing („Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft in Bern auf das Jahr 1904"; Bern 1903).

S. 215, Z. 3 ff. Das Motto und die Datierung „Berlin 1749" erst in dem posthumen Druck in Lessings „Theatralischem Nachlaß" (1786).

S. 242, Z. 25 ff. Diese Anmerkung erst in der Ausgabe von 1785.

VADE MECUM für Lange (S. 245—294).

Das Vademecum wurde erst wieder 1785 in Bd. 4 von Lessings Schriften gedruckt, zusammen mit den Erwiderungen Langes und Nicolais. Die erste Ausgabe zählt zu den größten Seltenheiten. Ein Einzeldruck erschien in Meyers „Volksbüchern", Nr. 348.

S. 247, Z. 6 ff. Vgl. Gustav Waniek, Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts (Leipz. 1882).

Z. 17 f. Die „Freundschaftlichen Lieder" sind von Sauer nach der zweiten Auflage von 1749 neu herausgegeben worden (Heilbronn 1885).

S. 248, Z. 11. Vgl. Richard Fisch, Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing (Berl. 1885). An Lange bewährte sich, was die 30. Fabel im 2. Buch der Prosa-Fabeln (S. 371 dieses Bandes) besagt.

S. 282, Z. 8. Dieser Einwand Lessings ist ungerecht. Venus wird häufig bei älteren und neuen Dichtern „Cythera" genannt, z. B. Ausonius, Epigramme, Nr. 39, V. 5. Vgl. Lessing selbst, Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 35, Nr. 146, V. 1, und S. 370 dieses Bandes, Z. 7.

S. 287, Z. 18. Die beiden Verbesserungen Lessings zur Übersetzung von *matinum* und *Panthoidem* sind überflüssig.

Pope ein Metaphysiker! (S. 295—338.)

S. 297, Z. 12. Schon die Preisfrage der Berliner Akademie von 1747 über die Monaden, die im „Jungen Gelehrten" verwertet ist, zielte gegen Leibniz.

Z. 23. Vgl. Ludwig Goldstein, Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik (Königsb. 1904).

Fabeln (S. 339—456).

Wir verwenden folgende Siglen:
Br = Breslauer Handschriften.
S = Schriften 1753, Bd. 1.

S. 341, Z. 13. Vgl. Ferdinand Stein, Lafontaines Einfluß auf die deutsche Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts (Leipz. 1889); A. Novelle, Beiträge zum Studium der Fabel mit besonderer Berücksichtigung Jean de Lafontaines (Kuxhaven 1893).

S. 348, Z. 5. Scheuern. *Br.*
S. 349, Z. 12. ſagte der gute, lächelnde Gott *Br.*
S. 350, Z. 3. In *Br* folgt noch: Noch jetzt ſchaudert wirklich das Pferd, ſo oft es dieſe beſeelte Verbindung ſeiner thörichten Wünſche ſieht.
Z. 11. denn du *Br.*
S. 351, Z. 2. ſo oft er nehmlich *Br.*
S. 352, Nr. 14. Vgl. F. Winkel, Die Gans, Fabel von Lessing, („Der christliche Schulbote", 1886, Nr. 35).
Z. 19. Schnee, in welchem noch kein ſchmutziger Wanderer den Abdruck ſeines Fußes gelaſſen hat. *S.*
S. 353, Nr. 17. Vgl. P. Klaucke, Lessings Fabel „Die Sperlinge", und Franz Kern, Zu Lessings Fabel von den Sperlingen („Zeitschrift für den deutschen Unterricht", Bd. 2, S. 328 und 332; Leipz. 1888).
S. 354, Z. 13. obgleich eben nicht hoch *Br.*
S. 357, Z. 19. mit einem Löwen *Br.*
Nr. 29. Wie Bächtold meint, durch eine Fabel von Meyer von Knonau angeregt.
Z. 32 f. Bauer, durch eine Marke *S.*
Z. 34. Ei, ſchrien *S*
S. 358, Z. 2. In *S* folgt: „Was wollen Sie mit dieſem albern Mährchen ſagen?" ſchrie der Herr von Fahnenſtolz. „Nichts, Ewr. Gnaden. Vielleicht aber würde der Herr in meinen Reden etwas gefunden haben, über welchen Sie ſich kurz vorher aufhielten. Es war der Herr **, welchen der Monarch, weil er ihn brauchen kann, aus dem Staube zu den wichtigſten Bedienungen erhoben hat."
S. 361, Nr. 6. Vgl. Max Fuchs, Die Fabel von der Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt, betrachtet in ihren verschiedenen Gestaltungen in der abendländischen Literatur (Berl. 1886).
S. 362, Z. 7 f. ſagte der Löwe *S.*
Z. 9. alle fehlt *S.*
Z. 10. ihrer Freundſchaft *S.*
Z. 15. von ſeiner Bekanntſchaft: „guten Tag, Herr Bruder!" rufte dieſer. *S.*
Z. 18 ff. Statt dieser Zeilen stehen in *S* die Verse:
„Nur nicht ſo ſtolz", rief ihm der Bruder wieder zu,
„Du biſt nichts mehr als ich; ich bin nichts mehr als du!

Geh mit dem Löwen, geh allein,
Du Esel wirst ein Esel seyn."

S. 363, Z. 2. wiederhohlte unbarmherzige *S.*

Z. 12. dieses nicht glauben *S.*

Z. 19. In *S* folgt noch: Gott, mein Gebet soll künftig weiser seyn. Ist mein Unglück unvermeidlich; wohl, es geschehe. Nur mache mich stark genug, das, was andere tödlich niederschlägt, nicht zu achten; und wann es seyn kann, nicht zu fühlen. Doch thue, was du willst! Du bist immer gnädig und weise.

S. 364, Z. 13. „Deswegen", antwortete die Wasserschlange, *Br.*

Z. 15. schrie einer *Br.*

Z. 17. So werde *Br.*

Z. 18. In *Br* folgt noch: Das sind die Gründe, welche Tyrannen geben.

S. 373, Z. 4. lernte, thu' *Br.*

Z. 25. Angelegenheiten des Staats *Br.*

S. 376, Z. 34. den Morgen drauf *S.*

S. 377, Z. 2. Am Schlusse folgen in *S* die Verse:

Ihr, die ihr vom Geschick erhöht,
Weit über uns erhaben steht,
Wie groß ihr wirklich seyd, zu wissen,
Wird euch das Glück erst stürzen müssen.

Nr. 16 ff. Vgl. Emil Peterson, Bemerkungen zu zwei Stellen bei Lessing („Herrigs Archiv", Bd. 72, S. 236 f.; Braunschw. 1884).

S. 383, Z. 4 ff. In dem talmudischen „Sefer Hajascher" heißt es: „Und es geschah, sie bauten und sie warfen die Pfeile gegen den Himmel, und es verstreueten sich alle die Pfeile über sie selbst voll Blut, und es geschah, als sie es sahen, da sprachen sie zueinander: ‚Siehe, wir haben getötet das alles, welches im Himmel', denn von Gott war dieses, um sie irrezuleiten und sie zu vertilgen von der Oberfläche der Erde." Lessing hat diese Stelle auch in seinem Fragment über die Mehrheit der Welten (vgl. S. 181 ff. dieses Bandes) benutzt.

Z. 17. Eine verwandte Fabel hat Hagedorn („Werke", herausgeg. von Eschenburg, Bd. 2, S. 193; Hamb. 1800) dem Grécourt nachgedichtet.

Abhandlungen über die Fabel (S. 388—456).

Lessings Abhandlungen über die Fabel sind mit der eingehenden Aufmerksamkeit, welche dieser bedeutsamen Leistung hohen, kritischen Vermögens gebührt, immer wieder nachgeprüft, aber selten in ihren Hauptergebnissen gebilligt worden. Die Schweizer haben in ihren „plumpen Schmähschriften" seine Bekämpfung des Strebens nach dem Wunderbaren in der Fabel sowie seine Auslegung der Aristotelesstelle „Rhetorik", 2. Buch, Kap. 20 (vgl. S. 395 dieses Bandes, Z. 11 ff.), mit Recht angegriffen. Hamann spottete 1762 in den „Kreuzzügen der Philologen" („Schriften", 2. Teil, S. 261; Berl. 1821), ohne Lessing

zu nennen, der Hypothesen über die Entstehung der Mode sich zu kleiden, und zwar in „Tierhäuten“: „Ich setze das Herkommen dieser Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter ... ‚bekannt gewordenen allgemeinen Bestandheit tierischer Charaktere‘, — die den ersten Menschen bewog, unter dem gelehnten Balg eine ‚anschauende‘ Erkenntnis ‚vergangener‘ und ‚künftiger‘ Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen.“ Weiter (S. 267): „Die fabelhafte Häßlichkeit des alten Phrygiers (Äsop) ist in der Tat so blendend lange nicht als die ästhetische Schönheit Äsop des Jüngeren.“ Ferner (S. 288): „Gerade, als wenn unser Lernen ein bloßes Ersinnen wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtnis zu bilden.“ Herder kam immer wieder auf Lessings Fabeltheorie zurück. Er entwarf schon für die 2. Auflage der „Fragmente“ im Jahre 1768 einen Abschnitt „Äsop und Lessing“ („Werke“, herausgeg. von Suphan, Bd. 1, S. 447 f.), der dann 1787 in dem Aufsatz der „Zerstreuten Blätter“ „Über Bild, Dichtung und Fabel“ („Werke“, Bd. 15, S. 523—568) verwertet wurde. Dann kam er 1801 noch einmal ausführlich auf die Fabel zurück im 2. Bande der „Adrastea“ („Werke“, Bd. 23, S. 252—273, besonders über Lessing S. 260—262). Auch für Herder ist Äsop der mustergültige Fabeldichter; aber Herder schreibt ihm nicht die Absicht zu, allgemeine Sätze zu veranschaulichen; sondern die Fabeln des Griechen enthalten Lebensregeln, Erfahrungssätze, Klugheitsregeln in Beziehung auf eine bestimmte Situation. Wäre es der Zweck der Fabel, einen allgemeinen Satz „anschauend erkennen“ zu lassen, so gehörte sie in die Philosophie. In Wahrheit steht sie zwischen dieser und der Poesie, und zwar der Poesie näher. Herder sagt: „Ich halte die Fabel für einen Quell, für ein Miniaturstück der großen Dichtkunst, wo man die meisten Dichtungsregeln in ihrer ursprünglichen Einfalt und gewissermaßen in Originalgestalt findet.“ Gegen Lessings Definition der Fabel, die fälschlich von dem „allgemeinen moralischen“ Satz ausgeht, setzt Herder seine eigene, bessere: die Fabel sei „eine Dichtung, die für einen gegebenen Fall des menschlichen Lebens in einem andern kongruenten Falle einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre nach innerer Notwendigkeit derselben so anschaulich macht, daß die Seele nicht etwa nur überredet, sondern, kraft der vorgestellten Wahrheit selbst, sinnlich überzeugt werde“. Also auch die Fabel ist nach Herder Dichtung, d. h. Verwandlung des in der Seele entstandenen Bildes in Poesie. Wir dichten, weil wir Personen sind, die wirkenden Kräfte der Natur zu persönlichen Wesen um, tragen menschliche Empfindungen, Leidenschaften, Absichten und Handlungen in andere Geschöpfe hinüber, und wenn dadurch ein Erfahrungssatz bestätigt oder daraus eine praktische Lehre gezogen wird, so ergibt sich die äsopische Fabel.

Mit Recht rügt Herder auch, daß Lessings Handlungsbegriff für die echte äsopische Fabel zu weit sei, und beruft sich von dem Ari-

stoteles der „Rhetorik", den Lessing zu Unrecht für sich angeführt hatte, auf die Stelle der „Poetik", daß die Dichtung philosophischer und überzeugender sei als die Geschichte.

Die Kritik des jungen Goethe in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" 1772 (Weimarer Ausgabe, Bd. 37, S. 219—221) lautet: „Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinandergesetzt. Wir glauben, daß sie im Anfang nichts war als eine Art von Induktion, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem *dicto de omni et nullo* wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Wahre Beispiele waren nicht lange hinlänglich, man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt, als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere tätige *Acteurs*. Da kam man auf die Tiere, und so fabulierte man fort, bis die Menschen mehr anfingen zu räsonieren als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundsätze, Systeme u. dgl. und mochte die Induktion nicht mehr leiden; zugleich entstand das Unding der honetten Kompagnie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induktion gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schmückten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amüsieren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit der Induktion nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm." Später (1816) hat Jakob Grimm in der Besprechung von Boners „Edelstein" („Kleinere Schriften", Bd. 6, S. 212; Berl. 1882) und namentlich in der Vorrede zum „Reinhart Fuchs" (1834) sich gegen Lessings Überschätzung der äsopischen Fabel und gegen seine Fabelepigramme erklärt. Die Kürze sei der Tod der Fabel und die äsopische ein gesunkenes Tierepos. Wie aber schon Gervinus betont hat, sind Tierepos und Tierfabel in ihrem Ursprung und Wesen verschieden, und die äsopische Fabel ist gar nicht ausschließlich Tierfabel. Neuerdings hat für und gegen Lessing eine große Anzahl von Kritikern gesprochen, von deren Schriften zu weiterem Studium empfohlen seien: Gustav Diestel, Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel (Dresd. 1871); Alex. Grebel, Darstellung und Kritik von Lessings Fabeltheorie (Jena 1876); Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik, S. 141f. (Berl. 1887); Albert Fischer, Lessings Fabelabhandlungen. Kritische Darstellung (Berl. 1892); A. E. Zwitzers, Lessings Stellung zur Fabel (Emden 1893). Das Beste bietet die Schulausgabe der Abhandlungen über die Fabel von F. Prosch (Wien 1890).

Die Absicht der Abhandlungen über die Fabel ist eine doppelte. Einmal soll eine richtigere Begriffsbestimmung als zuvor gewonnen, das Wesen der Fabel gegen die benachbarten Gattungen schärfer abgegrenzt werden, und insofern stehen die Abhandlungen in einer Linie mit der früheren Schrift „Pope ein Metaphysiker!" und dem späteren „Laokoon". Dann aber gilt es schon hier, wie in dem gleichzeitigen 17. Literaturbrief (vgl. S. 105 ff. dieses Bandes), der Bekämpfung der übermäßigen Autorität der Franzosen, gegen die der Hauptangriff in der „Hamburgischen Dramaturgie" nachfolgt. Und ebenso, wie dort die großen französischen Dramatiker in der Leidenschaft des Kampfes allzu tief herabgesetzt werden, will Lessing hier der feinen Kunst Lafontaines nicht gerecht werden. Auch die Methode der Bekämpfung ist die gleiche. Von den für alle Zeit als mustergültig angesehenen Alten, in diesem Falle Äsop und Phädrus, seien die Franzosen und ihre Nachbeter aus launenhafter Neuerungssucht abgewichen, und es gelte nun, um wieder den rechten Weg zu finden, aus den Fabeln dieser Alten das Wesen der Gattung festzustellen. Lessing muß so einem Dogmatismus verfallen, der die Möglichkeiten dichterischen Schaffens ungebührlich einschränkt. Noch dazu wird ihm die Vorliebe seiner Zeit für scharfgefaßte Begriffsbestimmungen verhängnisvoll. Er verschwendet unmäßige Mühe an das Widerlegen fremder Definitionen der Fabel und die Formulierung seiner eigenen, und als er sie aufgestellt hat, muß ihr alles geopfert werden, was sich nicht in den von ihr umschriebenen Kreis hineindrängen läßt. Ein solches Verfahren zur Entscheidung von Kunstfragen erscheint uns an sich unzulässig, und die mit seiner Hilfe gewonnenen Ergebnisse bedürfen der Nachprüfung und Ergänzung. Aber dem Reiz der dialektischen Methode Lessings geben wir uns noch immer beim Lesen dieser Abhandlungen willig hin; und die Vordeutungen auf „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" weisen den Abhandlungen eine besonders bedeutsame Stelle in Lessings Lebenswerk an.

S. 398, Z. 5. Denselben Stoff behandelt Hans Sachs in seinem Schwank „St. Peter mit der Geiß".

S. 406, Z. 27 ff. Diese Sätze enthalten eine wertvolle, auf die „Hamburgische Dramaturgie" vorausdeutende Erweiterung des Begriffs der dramatischen Handlung.

Namen- und Sachregiſter zu den Rezenſionen (S. 5) und Briefen (S. 149).

(Die großen Ziffern bezeichnen die Seiten, die kleinen die Zeilen. Bücher, Dichtungen u. dgl. ſind, ſofern der Verfaſſer bekannt iſt, unter deſſen Namen angeführt, ſonſt unter dem erſten Wort des Titels.)

Aberglaube u. Wiſſenſchaft 376ff.
„Académie des dames“ 362f.
„Acta Eruditorum“ 72.
Addiſon, „Cato“ 7218ff. 10624.
Ägypten 566.
Albrecht von Brandenburg, Kurfürſt von Mainz 15719ff. 1599. 16326. 16715ff. 1685. 28.
Aelianus 15929.
Anakreon 1324f. 1423. 28ff. 10024. 12317.
Anakreontiker 1326ff. 1416.
Anthologie 1422.
Antoine (Antonio), Nicolas, „Bibliotheca Hispana“ 3124f.
Apollonius Rhodius 2019.
Araber 568.
Aratus 2018.
Ariſtoteles 12513.
Athen 17927.

Balzac, Jean Louis Guez de 4917.
Bar, Georg Ludwig von, „Épitres diverses“ 4815.
Beaumelle, de la, „Vie de Madame de Maintenon“ 737ff.
Beaumont, Francis 928. 10627.
„Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“ 94.
Berger (Verleger) 2320.
„Berliniſche privilegierte Zeitung“ 826.
Bermudez, Jerónimo (Antonio de Silva) 325.
Bibbiena (Kardinal) 1366.
„Bibliotheca Hispana“ von Nicolas Antonio 3124f.
„Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ 1018. 28. 10214ff. 1054.
Bibra, Valens von 17617ff.
Birnſtiel (Verleger) 7721f.
Bodmer, Johann Jakob 1119ff. 4314. 4919. 8411. 27. 8726. 10124. 10527.
— „Die Synd-Flut“ 3434ff.
— „Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz“ 942ff.
— „Jakob und Joſeph“ 3223ff.
— „Noah“ 2725ff.
Bohn (Verleger) 4528. 7121.
Boileau-Deſpréaux 7519ff.
Bolingbroke, Henry Viscount 10013.
Bora, Katharina von (Catta) 17331ff. 1773ff.
Borrichius 1793.
Bößiegel (Verleger) 459f.
Brawe 12417.

Breitkopf (Verleger) 1529. 244. 2828f. 421.
„Briefe, die neueste Literatur betreffend" 1026f.
Brück (Pontanus), Kanzler 16123. 1792.
Bussy 4918.

Calliachi 1825.
Camerarius, „Leben Melanchthons" 1791f.
Catull 5614.
„Celestina" (spanischer Roman) 31112ff.
Cellarius 2415.
China 5617ff.
Chorier 363.
Christ (Professor in Leipzig) 1614.
Cineas 5718ff.
Cochläus 17523.
Coffey, „Der Teufel ist los" 7411f. 753ff.
Commedia dell' arte 923.
Consbruch, „Versuche in westfälischen Gedichten" 4722ff.
Corneille, Pierre 9720. 1074ff.
— „Cid" 1709.
— „Cinna" 32112f.
Cowley 2009ff.
Cramer 1112. 10023.
Crébillon der Ältere, „Idomeneus" 7013ff.
Cronegk 12417.

Dante 19725ff.
„Das Kartenblatt" 9612ff.
„Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" 836f. 5210ff.
Demokrit 474. 19026f.
„Der Freigeist" (Zeitschrift von Mylius) 728.
„Der Kranz der gewesenen Jungfer Bergen op Zoom" 10426ff.
„Der Naturforscher" 82.
„Der Wahrsager" (Mylius) 828.
Desfontaines, „Dictionnaire néologique" 8418f.
Dichter (Aufsatz über die „unglücklichen Dichter") 1533ff.
Diderot 926. 108. 3716. 12532. 1282.
— „Lettre sur les Sourds et les Muets" 2119ff.
„Die Advokaten" (Lustspiel) 8114ff.
Donatus 1706.
„Don Ignazo de Lussan" (spanisches Trauerspiel) 3212.
Drama: Einheiten 2277ff.; Namengebung 22721ff.
Duns („Wer ist der große Duns?") 9020f.
Dusch 1112f. 12316ff.
Dyk (Verleger) 10235. 12329.

„École des filles" 362.
Edelmann, Johann Christian 3717.
„Ehestand" (Schauspiel) 10426ff.
Einheiten im Drama (Einheit des Orts) 2277ff.
Engländer: Drama 923f.; Wirkung des Geschmacks auf die Deutschen 10612ff.
Ennius 5613.
Erasmus von Rotterdam 16328. 16933.
Erhard (Verleger) 4618.
„Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts" 728f.
Euripides 11128ff.
Europa 5421ff.

Fabricius Luscinus 5630.
Feind, Barthold 13219.
Fléchier 307ff.
Fleischer (Verleger) 4724f.
Fleming, Paul 2513.
Fletcher 929. 1027.
Fontenelle 1428. 4918.
— „Entretiens“ 18213f.
Frankreich 5434.
Franzosen: Klassizismus 925; Einfluß auf den deutschen Geschmack 10612ff.; Theater 12612ff.
Frauenholz (Kapellmeister) 3025ff.
Fresenius (Pastor in Frankfurt a. M.) 3613.
Freytag, Gotthilf 16923.
Friedrich I., König in Preußen 2836.
— der Weise, Kurfürst von Sachsen 16110. 16424.
Fröreißen (Dr. theol. und Professor in Straßburg) 3012ff.
Fuchs, Gottlieb 8925ff.

Gellert 4513. 4919. 636. 14127. 1905.
Geßner 10024.
Gleim 4513. 10024. 13717ff.
Glover 4918.
Görner 2933.
Gotisch (Geschmack) 19013.
Gottsched 724f. 1118f. 2933. 6122ff. 6813. 7415. 8421ff. 8725. 8929ff. 9418. 31. 9713. 9820ff. 1054ff. 1155ff. 1932. 19817ff.
— Bühnenreform 14627ff.
— „Das erhöhte Preußen“ 2824ff.
— „Deutsche Schaubühne“ 1053.
Gottsched „Flora Prussica“ 2918ff.
— Gedichte 4127ff.
— „Gesammelte Reden“ 2333ff.
— „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ 1530ff.
— „Kritische Dichtkunst“ (1751) 6932ff. 9323ff.
— „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste“ 19.
— „Neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle“ 2432ff.
— „Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ 1001.
— „Nötiger Vorrat“ 10326ff.
— „Pariſische Bluthochzeit“ 11424f.
Gottschedin, Luise Adelgunde 195.
— Übersetzung von Addisons „Cato“ 7218ff.
— „Der Witzling“ 1063.
Götze, Georg Heinrich 17620.
Gräfe, „Sammlung verschiedener Oden“ 7726f.
Graffigny, Frau von, „Cénie“ 7117ff.
Griechenland 5433. 568ff.
Grimm, Friedrich Melchior von 8514. 9713. 1063.
— „Banise“ 1063.
Günther, Christian 15430.

Hadrian 3821f.
Hagedorn 636. 8829ff. 9012ff. 1905.
— „Horaz“ 4528ff.
Haller 3531. 3921f. 4727. 636. 8427. 8514. 885ff. 16. 1904.
Hannibal 19322ff.
Haude und Spener 9923.

„Hecuba triste“ (spanisches Trauerspiel) 3133.
Hédelin, François 1251 3.
Heidegger u. Co. (Verleger) 3435.
Heinsius, Daniel 2320 ff.
Hélot 362.
Hemmerde (Verleger) 1932 f.
Henzi, Samuel 1321 5 ff. 2132 5 ff. 215 ff. 230 ff.
Holberg, „Moralische Fabeln“ 4331 ff.
Home, „Grundsätze der Kritik“ 1371 0.
Homer 207. 1002 3. 1112 4. 1951 1. 1991 4 ff.
Horaz 2023. 331 5. 421 0. 465. 473. 512 0. 22. 653. 792 1 ff. 903 0. 911 7 ff. 1001 2. 24. 1719. 1811 4 ff. 1902 3 ff. 1911 7 ff. 1947 ff. 1985 ff. 1991 4 ff. 2028 ff. 16. 2122 7 f.
— Übersetzung von Lange 2392 0 ff.
Huber, „Oden, Lieder und Erzählungen“ 4617 ff.
Hudemann, „Vier Bücher von der Betrachtung des Todes“ 2320 ff.
Hutten 1632 8.
Huygens, Christian 1813 1.

Inkas, Die 2918.
Islam 5430 ff.
Italien 5433.

Janozki, Johann Daniel 1742 6.
Jöcher, „Gelehrtenlexikon“ 1524.
Jonas, Justus 1701. 1733 0. 1749 ff.
Jonson, Ben 929. 1062 7.
Judenfrage 7530 ff.

Kambyses 568.
Kapp, Erhard 1672 7. 1691 3.
Kästner, Abraham Gotthelf 1452 8.
Kleist, Ewald von 1030. 3410 f.
Kleyb (Verleger) 978. [2112 0.
Klopstock 1115 ff. 3310. 349. 8411. 14. 28. 8726. 1002 3.
— „Drei Gebete“ 7119 ff.
— „Messias“ 1931 ff. 2630 ff. 2727 f. 6129. 6224. 8513. 1911 2 ff.; 4. und 5. Gesang 6329 ff.
— „Ode an Gott“ 397 ff. 519 ff.
Koch (Theaterdirektor) 743.
Koluthus 2011 3.
König (Verleger) 2126.
Kritik 72 ff.
„Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ 834 f.
Krüger, Benjamin Ephraim 9714.
— Joh. Christian, „Die Geistlichen auf dem Lande“ 8122 f.
Kunst in der Wirkung auf die Kultur 534 ff., auf die Sitten 95 f. 1796 ff.
Kykliker 1982 2 ff. 2012 4. 2021 5.

La Beaumelle, vgl. Beaumelle.
La Bruyère, „Charaktere“ 838.
Lafontaine 1411 5.
La Mettrie 388 ff.
— „L'art de jouir“ 3522 ff.
Lange, Samuel Gotthold 8012 ff.
— „Horazische Oden“ 2392 0 ff.
„La Nise lastimosa“ (spanisches Trauerspiel) 326.
„La Nise laureada“ (spanisches Trauerspiel) 326.
Lauder (Essai über Milton) 7820 ff.
„La Vengenza d'Agamemnon“ (spanisches Drama) 3133 f.

Lefort 7618.
Leibniz 3716. 4219. 9820.
Lemnius, Simon 1559ff.
Lessing, Gotthold Ephraim 813ff. 684. 1521ff. 20614ff.
— „Auf einen gewissen Dichter" (Epigramm) 6219.
— „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" 94.
— „Briefe" 14230ff. 149ff.
— „Der junge Gelehrte" 14515ff.
— „Der Sperling und die Feldmaus" (Fabel) 6226.
— „Die Juden" 14723ff.
— Fabeln in Versen 14112ff.
— „Faust" 10734ff.
— Fragmente 14211ff.
— „Freigeister, Naturalisten u. Atheisten" 831f.
— Gedicht über den Tod eines Freundes 212f.
— Gedicht über die Mehrheit der Welten 18122ff.
— „Kleinigkeiten" (1751) 5016ff. 13822ff.
— „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" 834f.
— Lange 8012ff.
— „Lieder" 14017ff.
— Lustspiele 1451ff.
— „Oden" 1473ff.
— „Rettungen" 14428ff.
— „Samuel Henzi" 15215ff. 21325ff. 215ff. 230ff.
— „Schriften" 774ff.; 1. u. 2. Teil (1753) 8631; Bd. 5 u. 6 (1755) 935ff.; Vorreden zu Teil 1—4 (1753—54) 138ff.
— „Sinngedichte" 14134ff.
Lessing, Gotthold Ephraim, „Theatralische Bibliothek" 917f.
— Theophilus 9331f. 2091.
Lichtwer 8515.
Livius 13618.
Lope de Vega 329.
Lorenz (Professor der Theologie in Straßburg) 2926ff.
Loesel, „Flora Prussica" (herausgegeben von Gottsched) 2919ff.
Lucanus, Marcus Annäus 20024.
Lucilius (römischer Satiriker)
Ludwig XIV. 13515. [2024.
Lukrez 3523. 10025f.
Luther 1527. 157f. 158ff. 15910ff. 16216ff. 1644. 16510ff. 167ff. 17737ff. 17715ff. 17825.
Lykambes 17121.

Machiavelli 1363ff.
Marino 13218.
Martial 5615. 14135. 160ff. 17822.
Mathesius 15913. 16215ff. 16921. 17233ff.
Matthäus 1981.
Medici 591. 13428.
Meier, Georg Friedrich 19227ff. 19629ff. 19719ff. 1981; über Klopstocks „Messias" 19309ff.
Meinhard, „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" 13134ff.
Melanchthon 1566. 1572. 4. 1643. 1658ff. 16612. 1683. 1792.
Mendelssohn 1011. 16. 26.
Merbitz 2632.
Metastasio, „Demetrius" 1916ff.

Meyer, Carl Gottfried (Verleger) 921.
Milton 4918. 7817ff. 1154.
„Mocquerien" (Cölln 1754) 836ff.
Molière 7522.
Montiano y Luyando, Don Auguſtin de, „Discorso sobre las Tragedias Espagnolas" 3032ff.
Moritz, Graf von Sachſen (Marſchall von Sachſen) (Leichenpredigt und Lobrede) 2923ff.
Mumm (Verleger) 441.
Muſäus 20114ff.
Mylius 724ff. 1046.
— „Beiträge zur Aufnahme u. Hiſtorie des Theaters" 94.
— „Der Wahrſager" 828.
— „Die Ärzte" 8128.

Namengebung in dramatiſchen Stücken 22721ff.
Naumann 4920.
— „Nimrod" 682ff.
„Neologiſches Wörterbuch", erſte Zugabe 877ff.
Neuberin 10513. 1462ff.
„Neue Fabeln und Erzählungen in gebundener Schreibart" 2120ff.
„Neueſtes aus der anmutigen Gelehrſamkeit" (Zeitſchrift Gottſcheds) 1001.
Neukirch 15429.
Newton 3715.
Nicolai 1011. 16f. 25. 10325.
— über Miltons „Verlorenes Paradies" 7817ff.
Nicolini (Theaterunternehmer) 1853ff.
„Oden mit Melodien" 7721ff.
Offenfelder, „Die Weiberſtipendien" und „Der Faule und die Vormünder" (Luſtſpiele) 4026ff.
Oporin, „Die Religion und Hoffnung im Tode" 372ff.
Orel u. Komp. (Verleger) 3229. 10228.
Orpheus 2918.
Oeſen 636.
Oſiris 2917.
Oeſt, Joh. Heinrich 636.
Ovid 3311. 17. 5614. 22912ff.

Pantomimen 1853ff.
Patzke, „Virginia" 977ff.
„Paulino" (ſpaniſches Trauerſpiel) 3210.
Perez de Oliva (ſpaniſcher Dramatiker) 321.
Perſer 5622ff.
Peter der Große 7618.
Petrarca 13424. 13717ff.
Phädrus 14114.
Philipp von Heſſen 16424.
Pindar 3918. 4221f. 10024.
Pitſchel 9714.
— „Darius" 1061.
Plato 1135ff.
— „Phädon" 12126f.
Plautus 14510.
Plutarch 11126ff.
Pontanus, vgl. Brück.
Poſch (Verlag) 9026f.
„Poſſen im Taſchenformate" 8525ff.
Poſtel 13219.
Priscianus 1707.
Probſt, Peter 10330.
Protagoras 19920.

Quistorp, Johann Theodor 9714.
— „Aurelius“ 1063.
— „Der Bock im Prozesse“ 1062.
— „Der Hypochondrist“ 1064.
— „Die Austern“ 1062.

Rabener 4919.
Racine 9721. 1074ff. 13518.
„Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe“ 877ff.
Ramler 1011.
Rapin-Thoyras, Paul de 12710.
19731f.
Reichel, „Kritik über den Wohlklang des Silbenmaßes in dem Heldengedichte ‚Der Messias‘“ 26306ff.
Reim 283ff. 6227ff. 1895ff.
Religion und Wissenschaft 376ff.
Renaissance 591.
Rey (Verleger) 954.
Rezensionen 5ff.
Richardson, „Grandison“ 822ff.
Rojas, Fernanda da, „Celestina“ 31106ff.
Römer 568ff.
Rosenblüt 1033.
Rost, Joh. Christoph 8516.
Rousseau 5327ff. 952ff. 1796ff.
Rowe, Elizabeth 7926ff. 1159ff. 11729f. 1205ff.
Rührstück 925.

Sabinus 15617. 1575. 1651. 30. 16612. 1791.
Sachs, Hans 1824. 10330.
Sack, Oberkonsistorialrat 10132.
Saint-Amant, Sieur de 15429.
Saint-Jean, Marquis de 3213.
Scaurus, Marcus Amilius 12523.
Schaubert, „Anweisung zur Abfassung teutscher Briefe“ 495ff.
Schauspielkunst (deutsche) 12515ff.
Scheibe (Komponist) 446.
Schellhorn 1604. 16920.
Scheyb 436.
— „Theresiade“ 6118ff.
Schlegel, Johann Adolf, „Anne Dore“ 10429ff.
— Johann Elias 711. 8515. 1042ff. 13013f.
Schönaich, Freiherr von 4920. 9419. 31. 9713.
— „Die ganze Ästhetik in einer Nuß“ 847ff.
— „Heinrich der Vogler“ 9923ff.
— „Herrmann“ 682ff. 8513.
— „Neologisches Wörterbuch, erste Zugabe“ 877ff.
— „Possen im Taschenformate“ 8525ff. 9425.
— „Versuche in der tragischen Dichtkunst“ 9131ff.
„Schreiben eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort“ 7528ff.
Schröders Erben (Verleger) 8830f.
Schuch (Theaterunternehmer) 3612. 4315.
Schulze, Johann Traugott 7418.
Schwabe, Joh. Joachim 4133f.
Schweizer (Kunstrichter) 826. 19231.
Seckendorf, Ludwig von 16411.
Shaftesbury 10013.
Shakespeare 928. 1071ff. 1355. 22716.
Silva, Antonio de, vgl. Bermudez.
Simmler, „Leben des Sabinus“ 17833f.

Sitten: Einfluß von Kunst und Wissenschaft 1796ff.
Sophokles 1257.
— „Ödipus" 10721.
Spalatin 17330. 17415ff.
Spanier (Literatur) 823.
Sparta 17927.
Spinoza 89.
Statius, „Achilleis" 1996ff.
Steger, „Vernunftmäßige Beurteilung zweier Schreiben" 742ff.
Stephanus, Henricus 1781.
Stockhausen 4919.
Stoppe, Daniel 225. 4424.
Stössel (Buchhandlung) 2629.
Stuart, Karl Eduard 18911.
Symmachus 149.

Tacitus 13616.
Tasso 4918.
Terenz 5613. 14510.
Theater 12514ff.; Theaterfehden in Leipzig 74f.; ausländischer Einfluß 14627ff.
„Theatralische Bibliothek" 917f.
„Théâtre Espagnol" (Paris 1738) [318ff.
Theokrit 10024.
Theophrast 14510.
— „Charaktere" 838.
„Thérèse Philosophe" 363.
Thomasius 77.
Tomms, Jakob 1866ff.
Tragischen, Problem des (Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn) 1014ff.
Trauerspiel (bürgerliches) 926f.
Triller, Daniel Wilh. 1932.
— „Der Wurmsamen" 693.
Turenne 3077ff.
Türken 569.

Übersetzungen 1006ff.
Uhlich, „Eines christlichen Komödianten Beichte an Gott" 367ff.
— „Elisie" 1062.
Uz 4517. 636. 10024. 10121ff. 1905.
— „Lyrische und andere Gedichte" (1755) 9024ff.

Vandenhoek (Verlag) 374.
Vers 4416f.
Virgil 207. 3310. 16. 4325. 666. 12. 10012. 14817. 19511ff. 19622ff.
— „Georgica" (Übersetzung) 18313ff.
Virues, Christobal de (spanischer Dramatiker) 328.
Vogt, Joh. 1691ff.
Voltaire 922. 107. 3218. 3620. 5827.
— „Henriade" 6817.
— „Zaïre" 10725ff.
Voß (Buchhandlung) 1833f. 1927f. 2117. 2317f. 2418. 2625. 2821. 4327. 4526. 7117. 7215. 7330. 7525f. 7718. 7814f. 799. 809. 8133. 844. 8522f. 874. 8826. 9021. 9129. 9333. 9432. 975. 9920.
— (Verlag) 7529. 775. 936. 943.
Vossius 1995ff.

Waisenhaus (Braunschweig; Verlag) 13137.
Walch, „Katharina von Bora" 1773ff.
Weidmann (Verlag) 2724f. 825.
Weiße 1239ff.
— „Eduard der Dritte" 1271ff.
Weißkern, Friedr. Wilh. 1919.

Weitbrecht (Verleger) 7014.
Whiston, William 18131.
Wieland 111 0ff. 10024ff.
— „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen" 9726ff.
— „Briefe von Verstorbenen" 7912ff.
— „Lady Johanna Gray" 11017ff.
Wimmer, „Leben des Pontanus" 1792.
Wissenschaft und Aberglaube 376ff.
— und Religion 376ff.
— Wirkung auf die Kultur 534ff., auf die Sitten 95f. 1796ff.
Wochenschriften, Moralische 77ff.
Wolf, Christian 4926.

Zachariä, Gedicht zum Gedächtnis Hagedorns 8829ff.
Zeitschriften: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" 94.
Zeitschriften: „Berlinische privilegierte Zeitung" 826.
— „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" 1018. 28. 10214ff. 1054.
— „Briefe, die neueste Literatur betreffend" 1026f.
— „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" 836f. 5210ff.
— „Der Freigeist" (Zeitschrift von Mylius) 728.
— „Der Naturforscher" 82.
— „Der Wahrsager" (Mylius) 828.
— „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts" 728f.
— „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" 834f.
— „Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit (Zeitschrift Gottscheds) 1001.
— „Theatralische Bibliothek" 917f.
Zunkel (Verlag) 2431.

Alphabetisches Verzeichnis der Fabeln (S. 339).

Äsopus und der Esel 358.
Damon und Theodor 384.
Das beschützte Lamm 363.
Das Geschenk der Feien 373.
Das Roß und der Stier 351.
Das Schaf 368.
Das Schaf und die Schwalbe 373.
Der Adler 381.
Der Adler und der Fuchs 382.
Der Affe und der Fuchs 350.
Der Bär und der Elefant 375.
Der Besitzer des Bogens 372.
Der Dornstrauch 369.
Der Esel mit dem Löwen 362.
Der Esel und das Jagdpferd 348.
Der Esel und der Wolf 357.
Der Falke 383.
Der Fuchs 367.
Der Fuchs und der Storch 355.
Der Fuchs und der Tiger 366.
Der Fuchs und die Larve 364.
Der Geist des Salomo 372.
Der Geizige 365.
Der Hamster und die Ameise 347.
Der Hirsch 382.
Der Hirsch und der Fuchs 369.
Der junge und der alte Hirsch 381.
Der Knabe und die Schlange 359.
Der kriegerische Wolf 351.
Der Löwe mit dem Esel 362.
Der Löwe und der Hase 348.
Der Löwe und der Tiger 357.
Der Mann und der Hund 367.
Der Naturalist 386.
Der Pelekan 356.
Der Pfau und der Hahn 381.
Der Phönix 352.
Der Rabe 365. 374.
Der Rabe und der Fuchs 364.
Der Rangstreit der Tiere 374.
Der Riese 383.
Der Schäferstab 385.
Der Schäfer und die Nachtigall 382.
Der Sperling und der Strauß 354.
Der Springer im Schache 357.
Der Stier und das Kalb 361.
Der Stier und der Hirsch 357.
Der Strauß 353. 376.
Der wilde Apfelbaum 369.
Der Wolf auf dem Totbette 360.
Der Wolf und das Schaf 387.
Der Wolf und der Schäfer 350.
Die blinde Henne 362.
Die eherne Bildsäule 359.
Die Eiche 376.
Die Eiche und das Schwein 352.
Die Erscheinung 347.
Die Esel 362.
Die Eule und der Schatzgräber 355.

Die Furien 369.
Die Gans 352.
Die Geſchichte des alten Wolfs 377.
Die Grille und die Nachtigall 351.
Die Hunde 354.
Die junge Schwalbe 355.
Die Maus 380.
Die Nachtigall und der Habicht 351.
Die Nachtigall und der Pfau 350.
Die Nachtigall und die Lerche 372.
Die Pfauen und die Krähe 361.
Die Schwalbe 381.
Die Sperlinge 353.
Die Traube 367.
Die Waſſerſchlange 364.
Die Weſpen 353.
Die Wohltaten 376.
Die Ziegen 368.
Herkules 359.
Jupiter und Apollo 363.
Merops 356.
Minerva 371.
Tireſias 370.
Zeus und das Pferd 349.
Zeus und das Schaf 366.

Inhalt.

Seite

Rezensionen 5
Briefe 149
Ein VADE MECUM für den Herrn Pastor Lange 245
Pope ein Metaphysiker! 295
Fabeln 339
Anmerkungen des Herausgebers 457
Register zu den Rezensionen und Briefen 468
Alphabetisches Verzeichnis der Fabeln 477

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

PT
2396
A1
1911
v.3
cop.2

Lessing, Gotthold Ephraim
Werke
v. 3

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 09 009 3